

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 1. 1952

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1952



Heimatkalender
für das
Oldenburger Münsterland





Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1952

Herausgegeben

im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger
Münsterland und in engster Zusammenarbeit mit dem
Vorstand des Heimatbundes

von

Dr. H. Ottenjann

Druck und Verlag:

Vechtaer Druckerei und Verlag G.m.b.H., Vechta (Oldb)



Die Umschlagszeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters-Cloppenburg. Die Monatsbilder stellte freundlicherweise die Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung, Münster zur Verfügung. Die Urheber der einzelnen, dem Kalender eingefügten Bilder stehen unter diesen verzeichnet.

An dem Kalendarium arbeitete außer Prof. Dr. Georg Reinke-Vechta, der den ersten Entwurf lieferte, eine Reihe weiterer Heimatforscher mit.



Zum Geleit!

Mit dem „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland“ trägt der Heimatbund ein Stück Heimat in die Familien. Zu dem Wort tritt das Bild. Neben dem Ernst kommt der Humor zu seinem Recht. Einen breiten Raum beansprucht die Geschichte der Heimat. Eingestreut finden sich Märchen und Erzählungen. Daß daneben auch die Sprache der Heimat in gebührender Weise berücksichtigt wurde, versteht sich von selbst. Aber auch die Menschen, bemerkenswerte Gestalten der Heimat, sind nicht vergessen. So wird die Vergangenheit wieder lebendig. Aus ihr aber schöpft die Gegenwart für die Zukunft. Auf diese Weise erfüllt die vorliegende Gabe des Heimatbundes das große Anliegen unserer Tage, selbstbewußte, aus Tradition und Landschaft geborene Eigenständigkeit für alle Zeiten zu bewahren.

Einst prägten bodenverwurzelte Menschen, eine natürlich-lebendige Landschaft, christliche Sitte und ureigenes Brauchtum die Kultur unserer Landschaft. Heute aber ist diese Kultur in Gefahr. Ihr Untergang würde das Gesicht unserer Heimat und ihrer Bewohner verunstalten. Dieses jedoch in seiner natürlichen Schönheit und Echtheit zu bewahren aus Ehrfurcht vor unseren Vorfahren und aus Liebe zu unseren Nachkommen ist unsere Verpflichtung.

So möge der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland dazu beitragen, diese Aufgabe zu erfüllen. Gediegenheit seines Inhaltes und seiner Ausstattung zeichnen ihn aus. Dank gebührt dafür dem Verlag, allen Mitarbeitern, insbesondere Herrn Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, auf dessen Anregung hin der Heimatkalender ins Leben gerufen wurde.

Leo Reinke

Vorsitzender des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland.





Vorwort des Herausgebers

Am 25. November 1950 wies ich auf einer Vorstandssitzung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland in Essen darauf hin, daß es dringend notwendig sei, für das Oldenburger Münsterland nach dem Vorbild benachbarter Landschaften einen Heimatkalender zu schaffen und jährlich herauszubringen, um endlich zu einem alle Heimatfreunde in den Kreisen Vechta und Cloppenburg umfassenden Organ zu gelangen. Dieser Gedanke fand auf allen Seiten lebhafteste Zustimmung. Auf der Generalversammlung des Heimatbundes am 8. Dezember 1950, die ebenfalls in Essen stattfand, wies ich erneut darauf hin und betonte, daß ein solcher Kalender nicht nur in jede Familie des Oldenburger Landes Eingang finden müsse, sondern daß ein derartiger Kalender auch für den heimatkundlichen Unterricht in den Schulen von größter Bedeutung sei, daß er gleichzeitig Haus- und Schulbuch werden müsse. Als der Vorstand des Heimatbundes endlich Mitte Februar 1951 in Friesoythe tagte, stellte ich den förmlichen Antrag, zu beschließen, daß ein Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland nunmehr herausgegeben werde und zwar zum ersten Mal für das Jahr 1952. Der Gesamtvorstand erklärte sich einstimmig dafür und beauftragte den Antragsteller mit der Herausgabe des Kalenders.

Die Kunde hiervon weckte auch in der Bevölkerung allgemeine Zustimmung. Unaufgefordert erklärten sich Heimatfreunde innerhalb und außerhalb des Landes zur Mitarbeit bereit. Soweit sie aber aufgefordert wurden, fanden sich alle ohne Ausnahme freudig und gern bereit, mitzuhelfen. Das war für mich eine große Freude, noch größer aber war die Freude darüber — denn davon hing das Erscheinen des Kalenders in erster Linie ab — daß sich bald darauf auch die Vechtaer Druckerei bereit fand, den Druck und Verlag des Kalenders zu übernehmen. Dafür möchte ich von Herzen danken.

Es war natürlich mein Bestreben, schon mit dem Kalender 1952 möglichst das ganze Münsterland zu erfassen, soweit möglich auch alle Gebiete der Geschichte, der Heimat- und Volkskunde darin zu berücksichtigen. Das wird auch in Zukunft stets nötig sein. Daß es nicht immer restlos gelingen wird, liegt in der Sache selbst begründet.

Den Verfassern der einzelnen Beiträge ließ ich hinsichtlich ihrer Gestaltung freie Hand, auch wenn sie einmal Gedanken aussprachen, die mit meinen eigenen nicht übereinstimmten. Auch der Widerspruch anderer wird beim Lesen der einzelnen Abhandlungen hier und da rege werden. Aber das wird der Sache nicht schaden, eher anregend wirken und das Unternehmen fördern.

Auch konnte ich mich nicht entschließen, die plattdeutsche Schreibweise innerhalb der verschiedenen Aufsätze und sonstigen Beiträge auf einen einheitlichen Nenner zu bringen. Das wäre auch aus rein sachlichen Gründen verfehlt gewesen; spricht man doch innerhalb der einzelnen Ortschaften des Münsterlandes, soweit der Dialekt in Frage kommt, z. T. recht verschieden.

Es werden diesem ersten Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland sicher noch irgendwelche Mängel anhaften. Es muß und soll mein Bestreben sein, ihn immer besser, schöner und reichhaltiger zu gestalten. Für Vorschläge werde ich stets dankbar sein.

Möge der Heimatkalender nun zu allen Familien des Oldenburger Münsterlandes den Weg finden, aber auch darüber hinaus sich recht viele Freunde erwerben! Möge er beitragen zur Unterhaltung und Belehrung in Schule und Haus zum Besten der Heimat!

i. A. des Heimatbundes für das
Oldenburger Münsterland:

Dr. H. Ottenjann



JANUAR

| | |
|---|---|
| <p>1. Di. Neujahr Beschneidung Jesu</p> <p>2. Mi. Namen Jesu-Fest</p> <p>3. Do. Genovefa</p> <p>4. Fr. Titus, Angela ☾</p> <p>5. Sa. Eduard, Telesphorus</p> <hr/> <p>2. Woche Ev.: Die Weisen aus dem Morgenlande. Matth. 2, 1—12.</p> <hr/> <p>6. So. Ersch. d. H., Hl. 3 Könige</p> <p>7. Mo. Valentin, Reinhold</p> <p>8. Di. Severin</p> <p>9. Mi. Julian</p> <p>10. Do. Wilhelm, Erzbischof</p> <p>11. Fr. Theodosius, Alwin</p> <p>12. Sa. Ernst ☼</p> <hr/> <p>3. Woche Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Luk. 2, 42—52.</p> <hr/> <p>13. So. 1. nach Erscheinung Veronika, Gottfried</p> <p>14. Mo. Hilarius, Felix</p> <p>15. Di. Paulus der Einsiedler</p> <p>16. Mi. Marzellus</p> <p>17. Do. Antonius, Abt</p> <p>18. Fr. Petri Stuhlfeier in Rom</p> <p>19. Sa. Martha, Kanut</p> <hr/> <p>4. Woche Ev.: Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.</p> <hr/> <p>20. So. 2. nach Erscheinung ☾ Fabian und Sebastian</p> <p>21. Mo. Agnes, Meinhard</p> <p>22. Di. Vinzenz und Anastasius</p> <p>23. Mi. Raymund, Emerentiana</p> <p>24. Do. Timotheus</p> <p>25. Fr. Pauli Bekehrung</p> <p>26. Sa. Polykarp ☼</p> <hr/> <p>5. Woche Ev.: Der Hauptmann von Kapharnaum. Matth. 8, 1—13.</p> <hr/> <p>27. So. 3. nach Erscheinung Johannes Chrysostomus</p> <p>28. Mo. Karl der Große</p> <p>29. Di. Franz von Sales</p> <p>30. Mi. Martina, Adelgrunde</p> <p>31. Do. Petrus Nolaskus</p> | <p>1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.</p> <p>1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl.-Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze).</p> <p>5. 1906 † Graf Heribert von Galen - Dinklage, Reichstagsabgeordneter.</p> <p>5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.</p> <p>5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum-Vechta.</p> <p>5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.</p> <p>7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegenschaften des Erbes Hemmelsbüren zwei Höfe in Essen.</p> <p>13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.</p> <p>19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren-domherr.</p> <p>19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.</p> <p>21. 1845 † Maria Johanna von Aachen, geb. von Amboten - Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.</p> <p>22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.</p> |
|---|---|





*Zu Eis und Schnee erstarrt die Welt
Im strengen Januar,
Doch Schlittschuh läuft bei solcher Kält'
Sehr elegant ein Paar.
Die Dame fein, der Herr recht nett,
Tanzen beschwingt ein Menuett.*

FEBRUAR

| | |
|--|---|
| <p>1. Fr. Ignatius v. A., Brigitte</p> <p>2. Sa. Mariä Lichtmeß ☾</p> <hr/> <p>6. Woche Ev.: Der Sturm auf dem Meere. Matth. 8, 23—27.</p> <hr/> <p>3. So. 4. nach Erscheinung Blasius, Ansgar</p> <p>4. Mo. Andreas Corsini Rabanus Maurus</p> <p>5. Di. Agatha</p> <p>6. Mi. Titus, Dorothea, Otilde</p> <p>7. Do. Romuald, Richard</p> <p>8. Fr. Johannes von Matha</p> <p>9. Sa. Cyrillus, Apollonia</p> <hr/> <p>7. Woche Ev.: Gleichnis v. den Arbeitern im Weinberg. Matth. 20, 1—16.</p> <hr/> <p>10. So. Septuagesima Scholastika</p> <p>11. Mo. Erscheinung U. L. Frau von Lourdes ☽</p> <p>12. Di. Eulalia</p> <p>13. Mi. 26 Märtyrer v. Japan</p> <p>14. Do. Valentin, Bruno</p> <p>15. Fr. Faustinus, Jovita</p> <p>16. Sa. Juliana</p> <hr/> <p>8. Woche Ev.: Gleichnis vom Säemann. Luk. 8, 4—15.</p> <hr/> <p>17. So. Sexagesima</p> <p>18. Mo. Flavianus, Konstantin Simeon ☾</p> <p>19. Di. Konrad</p> <p>20. Mi. Eleutherius, Eucharius</p> <p>21. Do. Eleonore</p> <p>22. Fr. Petri Stuhlfeier in Ant.</p> <p>23. Sa. Petrus Damianus</p> <hr/> <p>9. Woche Ev.: Das Geheimnis des Lei- dens. Luk. 18, 13—43.</p> <hr/> <p>24. So. Quinquagesima Schalttag</p> <p>25. Mo. Matthias ☉</p> <p>26. Di. Walburga</p> <p>27. Mi. Aschermittwoch, Alex.</p> <p>28. Do. Leander</p> <p>29. Fr. Oswald, Romanus</p> | <p>1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.</p> <p>2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.</p> <p>3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).</p> <p>3. 1926 † Eduard Brust - Cloppenburg, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.</p> <p>5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ok.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.</p> <p>8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.</p> <p>9. 1870 Großer Brand in Löningen.</p> <p>10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.</p> <p>10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.</p> <p>11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.</p> <p>20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).</p> <p>23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.</p> <p>24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.</p> <p>25. 1946 † Dr. L. Averdam-Oythe, Dechant, Ehrendomherr, Heimatschriftsteller.</p> <p>27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.</p> |
|--|---|

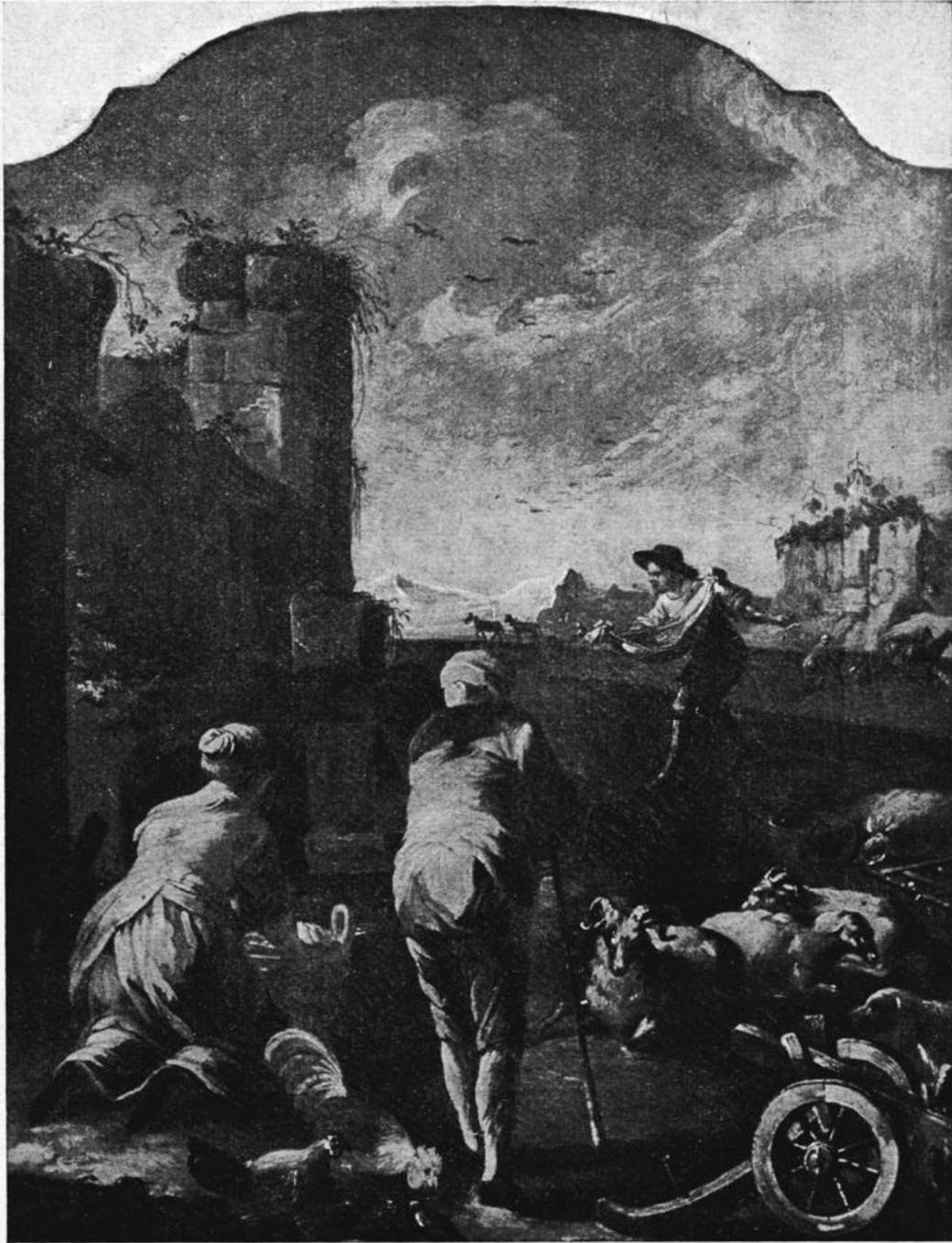




*Im Februar die Fastnacht lockt
Zum frohen Tanz uns her.
Wir tanzen, schwarz und bunt berockt
Und bäurisch derb und schwer.
Erkennst du meine Maske nicht
In diesem kalten Mondeslicht,
O Liebster?*

MÄRZ

| | | | |
|-----------|---|------------|--|
| 1. Sa. | Albinus, Suitbert | 5. 1922 | Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg. |
| 10. Woche | Ev.: Die Versuchung Christi. Matth. 4, 1—11. | 6. 1911 † | Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta. |
| 2. So. | 1. Fastensonntag Simplicius | 6. 1938 † | Dr. theol. et phil. August Bahlmann OMF-Essen, Bischof in Santarem in Brasilien. |
| 3. Mo. | Kunigunde ☾ | 7. 1852 † | Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant. |
| 4. Di. | Kasimir | 16. 1823 † | Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant. |
| 5. Mi. | Friedrich, Teophil Quatember | 16. 1844 † | Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts. |
| 6. Do. | Perpetua und Felizitas | 17. 1951 † | Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller. |
| 7. Fr. | Thomas von Aquin | 20. 1869 † | Franz v. d. Wal - Dinklage, Mechan. Weberei. |
| 8. Sa. | Johannes von Gott, Gerhard | 22. 1525 † | Otto v. Dorgelo-Lohne, Dompropst in Münster. |
| 11. Woche | Ev.: Verklärung Christi. Matth. 17, 1—9. | 22. 1946 † | Clemens August v. Galen - Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal. |
| 9. So. | 2. Fastensonntag Franziska von Rom | 31. 1812 † | J. B. Gerst-Damme, Domprediger und Generalvikariatsassessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller. |
| 10. Mo. | 40 Märtyrer, Gustav | | |
| 11. Di. | Wolfram, Rosina ☼ | | |
| 12. Mi. | Gregor der Große | | |
| 13. Do. | Theodora, Euphrasia | | |
| 14. Fr. | Mathilde, Meta | | |
| 15. Sa. | Klemens M. Hofbauer | | |
| 12. Woche | Ev.: Austreibung eines Teufels. Luk. 11, 14—18. | | |
| 16. So. | 3. Fastensonntag Heribert, 7 Schmerz. Mariä | | |
| 17. Mo. | Patrizius, Gertrud v. N. | | |
| 18. Di. | Cyrrill v. Jerusalem | | |
| 19. Mi. | Joseph ☾ | | |
| 20. Do. | Joachim, Wolfram | | |
| 21. Fr. | Benedikt | | |
| 22. Sa. | Nikolaus von der Flüe | | |
| 13. Woche | Ev.: Wunderbare Brotvermehrung. Joh. 6, 1—15. | | |
| 23. So. | 4. Fastensonntag Otto, Irenäus | | |
| 24. Mo. | Gabriel, Erzengel | | |
| 25. Di. | Mariä Verkündigung ☉ | | |
| 26. Mi. | Ludgerus | | |
| 27. Do. | Johannes von Damaskus Rupert | | |
| 28. Fr. | Johannes von Kapistran | | |
| 29. Sa. | Rudolf, Cyrillus | | |
| 14. Woche | Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde. Joh. 9, 46—49. | | |
| 30. So. | Passionssonntag Quirinus, Roswitha | | |
| 31. Mo. | Guido, Cornelia | | |



*Im März die Erde wird bestellt.
Schon geht der Sämann übers Feld,
Hoch über ihm das Wolkenzelt,
Und sät die Saat, so wie sie fällt,
Zur Ernte für die ganze Welt.*

APRIL

| | |
|--|---|
| <p>1. Di. Hugo, Theodora 2. Mi. Franz von Paula) 3. Do. Richard, Konrad 4. Fr. Isidor 5. Sa. Vinzenz Ferrarius, Juliana</p> | <p>1. 1919 † Holzenkamp-Lohne, Dechant und Ehren- domherr.</p> |
| <p>15. Woche Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.</p> | <p>1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei- matdichter und Mitbegründer des Heimat- bundes.</p> |
| <p>6. So. Palmsonntag Isolde, Cölestinus 7. Mo. Hermann Josef 8. Di. Walter, Dionysius 9. Mi. Maria Kleophä 10. Do. Gründonnerstag ☉ Ezechiël, Mechtildis 11. Fr. Karfreitag, Leo d. Große 12. Sa. Karsamstag, Julius</p> | <p>10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.</p> |
| <p>16. Woche Ev.: Auferstehung Christi. Mark. 16, 1—7.</p> | <p>11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding - Lohne, be- deutender Heimatschriftsteller.</p> |
| <p>13. So. Ostersonntag Hermenegild, Ida 14. Mo. Ostermontag Justinus, Tiburtius 15. Di. Anastasia 16. Mi. Benedikt 17. Do. Anicetus, Rudolf ☾ 18. Fr. Apollonius 19. Sa. Leo IX., Emma, Werner</p> | <p>13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.</p> |
| <p>17. Woche Ev.: Der Osterfriede. Joh. 20, 19—31.</p> | <p>15. 1831 Errichtung des kath. Offizialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.</p> |
| <p>20. So. Weißer Sonntag Hildegunde, Viktor 21. Mo. Anselm, Konr. v. Parzham 22. Di. Lothar 23. Mi. Georg 24. Do. Fidelis v. Sigmaringen, Adalbert, ☿ 25. Fr. Markus, Erwin 26. Sa. Kletus und Marzellinus</p> | <p>16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.</p> |
| <p>18. Woche Ev.: Der gute Hirt. Joh. 10, 11—16.</p> | <p>23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.</p> |
| <p>27. So. 2. Sonntag nach Ostern Petrus Canisius 28. Mo. Paul vom Kreuze 29. Di. Robert, Petrus, Märtyrer 30. Mi. Katharina von Siena</p> | <p>23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Clop- penburg.</p> |
| | <p>24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs - Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.</p> |
| | <p>25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.</p> |
| | <p>28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Clop- penburg.</p> |





*Was tut die Frau? Sie kniet und hält
Ein Bäumchen zart in Händen.
Der Gärtner gräbt und pflanzt es ein,
Sag mir, wie soll das enden?
Getrost! Es wächst, so Gott es will,
Der junge Baum auch im April,
Um Frucht im Herbst zu spenden.*

MAI

| | |
|--|--|
| <p>1. Do. Philippus und Jakobus 2. Fr. Athanasius) 3. Sa. Kreuzauffindg., Alex. I.</p> | <p>1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Delmenhorst.</p> |
| <p>19. Woche Ev.: Noch eine kleine Weile. Joh. 16, 16—22.</p> | <p>1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.</p> |
| <p>4. So. 3. Sonntag nach Ostern Monika, Florian 5. Mo. Pius V., Papst 6. Di. Johannes v. d. lat. Pforte 7. Mi. Stanislaus, Gisela 8. Do. Ersch. d. Erzengels Mich. 9. Fr. Gregor von Nazianz ☉ 10. Sa. Isidor, Bauer</p> | <p>1. 1907 Lohne wurde Stadt. 2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant. 3. 1901 † Dr. Jos. Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.</p> |
| <p>20. Woche Ev.: Die Verheißung des Heiligen Geistes. Joh. 16, 5—14.</p> | <p>6. 1892 † Jos. Schrandt-Löninge, Ehrendomherr</p> |
| <p>11. So. 4. Sonntag nach Ostern Mamertus 12. Mo. Pankratius 13. Di. Servatius 14. Mi. Pachomius 15. Do. Sophie 16. Fr. Johannes v. Nepomuk ☾ 17. Sa. Ubaldus, Bruno</p> | <p>6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen. 8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta-Cloppenburg). 13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche-Vechta.</p> |
| <p>21. Woche Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu. Joh. 16, 23—30.</p> | <p>13. 1926 † Bernhard König - Löninge, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.</p> |
| <p>18. So. 5. Sonntag nach Ostern Venantius, Erich Muttertag, Bittwoche 19. Mo. Petrus Cölestinus 20. Di. Bernardin v. Siena, Elfriede 21. Mi. Felix 22. Do. Christi Himmelfahrt Julia, Eberhard 23. Fr. Desiderius, Gisbert ● 24. Sa. Johanna</p> | <p>16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königsmark erstürmt. 20. 1307 † Heinrich von Oythe (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.</p> |
| <p>22. Woche Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos. Joh. 15, 16—26, 4.</p> | <p>27. 1891 † Franz Terbeck-Vechta, Seminardirektor, Prälat. 27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.</p> |
| <p>25. So. 6. Sonntag nach Ostern Gregor VII, Urban I. 26. Mo. Philipp Neri 27. Di. Beda, Magdalena v. Pa. 28. Mi. Wilhelm 29. Do. Maximinus 30. Fr. Felix I., Papst; Ferdinand 31. Sa. Angela v. M., Petronilla)</p> | <p>28. 1811 Großer Brand in Essen. (147 Häuser vernichtet).</p> |





*Unterm Maibaum hochgeschmückt
Steht das Liebespaar,
Schaut in Liebe sich verzückt –
So war's jedes Jahr!
In dem Blumenmonat Mai.*

*Wenn die Lieb' erwacht,
Du und ich und nur wir zwei,
Lieb und Lust uns lacht.
Selig, selig ist der Mai
Für uns zwei!*

| | | |
|-----------|---|--|
| 23. Woche | Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn. Joh. 14, 23—31. | |
| 1. So. | Pfingstsonntag Regina, Theobald | 1. 1809 † Ferd. Math. Driver, ältester Heimat- schriftsteller. |
| 2. Mo. | Pfingstmontag , Erasmus | 1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus. |
| 3. Di. | Klothilde | 2. 1917 † Dr. Bernhard Brägelmann-Vechta, Pro- fessor. |
| 4. Mi. | Walter, Quirinus Quatember | 4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese Münster |
| 5. Do. | Bonifatius | 5. 1940 † Wilhelm Schulte-Scharrel, Pfarrer, her- vorragender Kenner der saterländischen Mundart. |
| 6. Fr. | Norbert | 6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann-Lohne, Begründer der Lohner Pinsel- und Bürstenindustrie. |
| 7. Sa. | Robert | 6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat- schriftsteller. |
| 24. Woche | Ev.: Geheimnis der Hl. Drei- faltigkeit. Matth. 28, 18—20. | 7. 1870 † A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Ver- fasser von Jugendschriften. |
| 8. So. | Dreifaltigkeitsfest ☉ Medardus | 9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße). |
| 9. Mo. | Primus und Felizian | 16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen. |
| 10. Di. | Margarete | 18. 1251 Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. ab. |
| 11. Mi. | Barnabas | 18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet). |
| 12. Do. | Fronleichnam Johannes von Fak. | 18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimat- forscher. |
| 13. Fr. | Antonius von Padua | 23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theo- logischer Schriften. |
| 14. Sa. | Basilius der Große | 30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppen- burg an das Herzogtum Oldenburg. |
| 25. Woche | Ev.: Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 18—24. | 30. 1848 † Bernh. Mönig-Essen, Pfarrer, Heimat- schriftsteller |
| 15. So. | 2. Sonntag nach Pfingsten ☾ Vitus | |
| 16. Mo. | Benno | |
| 17. Di. | Rainer, Adolf | |
| 18. Mi. | Markus und Marzellus | |
| 19. Do. | Gervasius und Protasius | |
| 20. Fr. | Herz-Jesu-Fest, Silverius | |
| 21. Sa. | Aloysius | |
| 26. Woche | Ev.: Freund der Sünder und Zöllner. Luk. 15, 1—10. | |
| 22. So. | 3. Sonntag nach Pfingsten ☉ Paulinus | |
| 23. Mo. | Edeltraud | |
| 24. Di. | Johannes der Täufer | |
| 25. Mi. | Prosper | |
| 26. Do. | Johannes und Paulus | |
| 27. Fr. | Siebenschläfer, Ladislaus | |
| 28. Sa. | Leo II. | |
| 27. Woche | Ev.: Der reiche Fischfang. Luk. 5, 1—11. | |
| 29. So. | 4. Sonntag nach Pfingsten ☾ Peter und Paul | |
| 30. Mo. | Pauli Gedächtnis | |

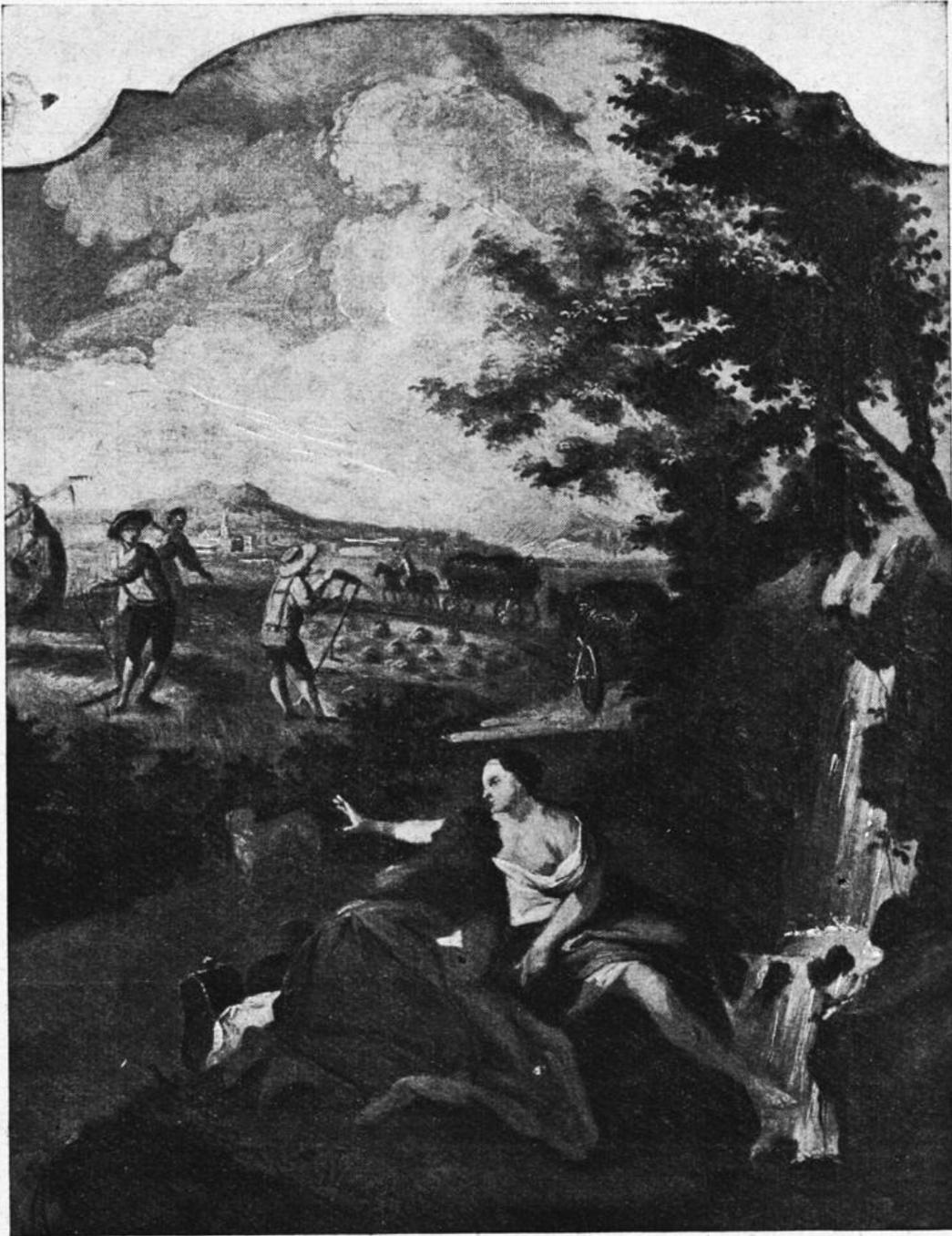


*O Rosenmonat Juni schön !
Laßt uns zum Teiche baden gehn.
Die Wand'rer in die Weite ziehn,
Ach, könnt' auch ich mit ihnen fliehn
Im Monat roter Rosen !
Will niemand mit mir kosen ?*

JULI

| | | | |
|-----------|------------|---|--|
| 1. | Di. | Fest d. kostbaren Blutes Theobald | |
| 2. | Mi. | Mariä Heimsuchung, Otto | |
| 3. | Do. | Hyazinth, Bertram | |
| 4. | Fr. | Berta, Ulrich | |
| 5. | Sa. | Antonius Maria Zaccaria | |
| 28. Woche | | Ev.: Gerechtigkeit des neuen Bundes. Matth. 5, 20—24. | |
| 6. | So. | 5. Sonntag nach Pfingsten Thomas Morus ☉ | 6. 1543 Bischof Franz von Münster führt durch Magister Hermann Bonnus in Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein. |
| 7. | Mo. | Willibald | 7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie. |
| 8. | Di. | Elisab. v. Portugal, Kilian | 9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler - Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen. |
| 9. | Mi. | Cyryllus | 10. 851 Überführung der Reliquien des hl. Alexander nach Wildeshausen. |
| 10. | Do. | Amalia, Sieben Brüder | 10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster. |
| 11. | Fr. | Pius I., Papst | 10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann-Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften. |
| 12. | Sa. | Joh. Gualbert | 10. 1900 † Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Kollegium Germanicum in Rom. |
| 29. Woche | | Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung. Mark. 8, 1—9. | 11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte |
| 13. | So. | 6. Sonntag nach Pfingsten Margarete | 15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor. |
| 14. | Mo. | Bonaventura ☾ | 16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße). |
| 15. | Di. | Heinrich | 18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta. |
| 16. | Mi. | Skapulierfest | 20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg. |
| 17. | Do. | Alexius | 25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes. |
| 18. | Fr. | Arnold, Friedrich | 29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer. |
| 19. | Sa. | Vinzenz von Paul | |
| 30. Woche | | Ev.: Warnung vor den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21. | |
| 20. | So. | 7. Sonntag nach Pfingsten Hieronymus | |
| 21. | Mo. | Praxedis, Arbogast | |
| 22. | Di. | Maria Magdalena ☉ | |
| 23. | Mi. | Apollinaris, Liborius | |
| 24. | Do. | Christina | |
| 25. | Fr. | Jakobus | |
| 26. | Sa. | Anna | |
| 31. Woche | | Ev.: Der untreue Verwalter. Luk. 16, 1—9. | |
| 27. | So. | 8. Sonntag nach Pfingsten Pantaleon, Berthold | |
| 28. | Mo. | Innozenz I., Viktor I. | |
| 29. | Di. | Martha, Felix II. | |
| 30. | Mi. | Wiltrud ☾ | |
| 31. | Do. | Ignatius von Loyola | |





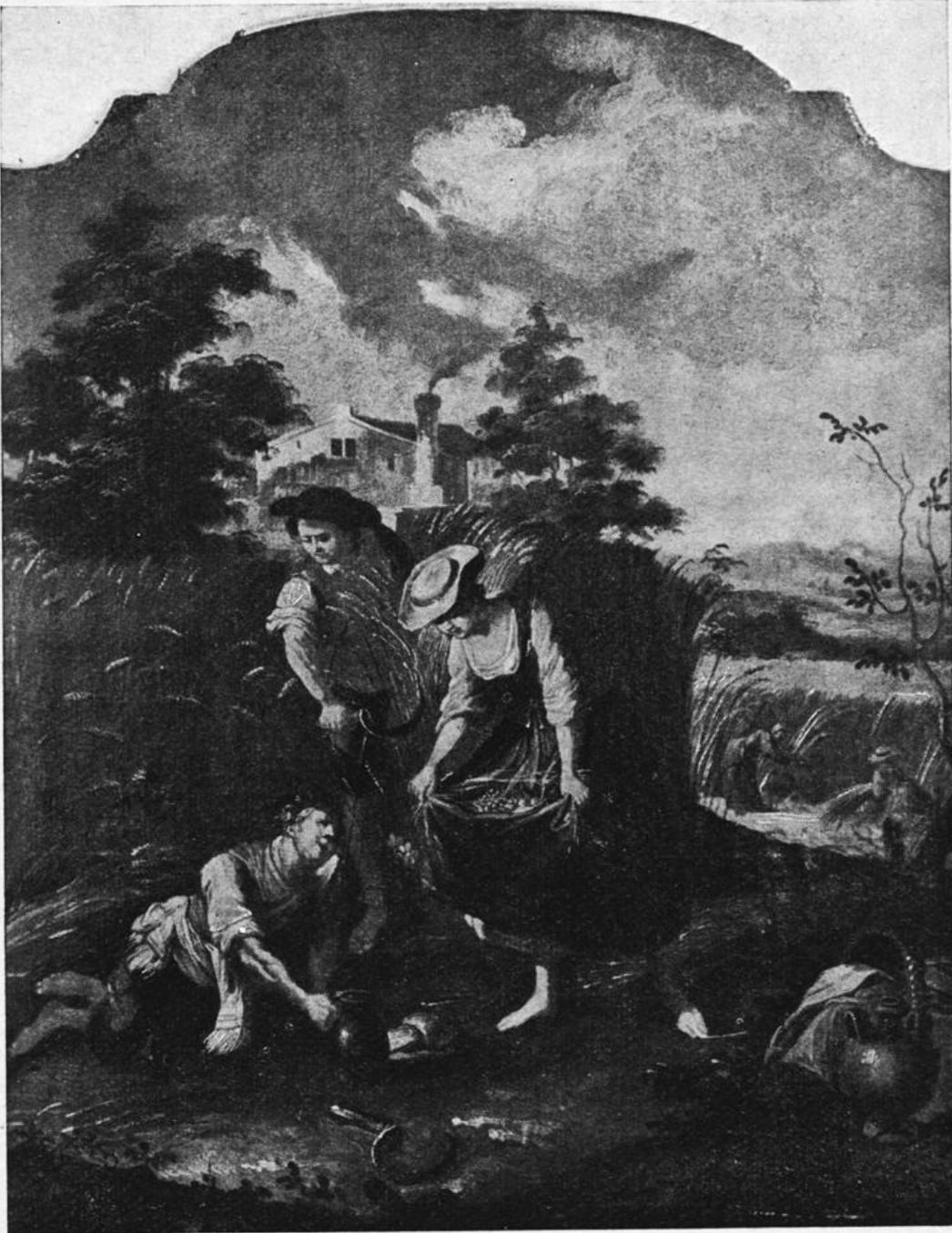
*Im Erntemonat Juli heiß
Den Schnittern rings rinnt stark der Schweiß.
Man muß sie füglich loben.
Nur Doris und Philinde sind
Ganz unbesorgt als wie ein Kind,*

*Ob auch die Wetter toben.
Sie spielen mit dem Hündchen gern
Und denken an den Liebsten fern
Und schauen nicht nach oben.*

AUGUST

| | |
|---|--|
| <p>1. Fr. Petri Kettenfeier</p> <p>2. Sa. Portiuncula, Alf. v. Ligouri</p> <hr/> <p>32. Woche Ev.: Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41—47.</p> <hr/> <p>3. So. 9. Sonntag nach Pfingsten Auffindg. d. hl. Stephanus</p> <p>4. Mo. Dominikus</p> <p>5. Di. Maria Schnee, Oswald ☉</p> <p>6. Mi. Verklärung Christi</p> <p>7. Do. Cyriakus</p> <p>8. Fr. Kajetan, Donatus, Ida</p> <p>9. Sa. Petrus Faber</p> <hr/> <p>33. Woche Ev.: Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9—14.</p> <hr/> <p>10. So. 10. Sonntag nach Pfingsten Laurentius</p> <p>11. Mo. Tiburtius, Susanna</p> <p>12. Di. Klara, Hilarius ☾</p> <p>13. Mi. Hippolytus und Kassian</p> <p>14. Do. Eusebius</p> <p>15. Fr. Mariä Himmelfahrt</p> <p>16. Sa. Joachim, Rochus</p> <hr/> <p>34. Woche Ev.: Heilung eines Taubstummen. Mark. 7, 31—37.</p> <hr/> <p>17. So. 11. Sonntag nach Pfingsten Hyazinth, Emilie</p> <p>18. Mo. Helena</p> <p>19. Di. Johannes Eudes, Sebaldus</p> <p>20. Mi. Bernhard ☉</p> <p>21. Do. Franziska von Chantal</p> <p>22. Fr. Timotheus, Philibert</p> <p>23. Sa. Philippus, Benitus</p> <hr/> <p>35. Woche Ev.: Gleichnis v. barmherzigen Samaritan. Luk. 10, 23—37.</p> <hr/> <p>24. So. 12. Sonntag nach Pfingsten Bartholomäus</p> <p>25. Mo. Ludwig, Gregor</p> <p>26. Di. Zephirin, Egbert</p> <p>27. Mi. Joseph v. Calasanza ☽</p> <p>28. Do. Augustinus</p> <p>29. Fr. Johannes' Enthauptung</p> <p>30. Sa. Rosa von Lima</p> <hr/> <p>36. Woche Ev.: Zehn Aussätzege. Luk. 17, 11—19.</p> <hr/> <p>31. So. 13. Sonntag nach Pfingsten Raymund, Isabella</p> | <p>1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.</p> <p>3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg-Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burghannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.</p> <p>4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.</p> <p>5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Oste:straße).</p> <p>8. 1684 Großer Brand in Vechta.</p> <p>8. 1933 † Gerh. Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.</p> <p>11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönningen—Essen.</p> <p>13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zuletzt in Hamburg.</p> <p>19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.</p> <p>20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.</p> <p>21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.</p> <p>21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.</p> <p>23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.</p> <p>24. 1730 Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.</p> <p>24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).</p> <p>26. 1821 Großer Brand in Scharrel.</p> <p>27. 1846 † Bernh. Jos. Hackstätte - Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.</p> |
|---|--|





*August auch Erntemonat heißt.
Das Korn wird nun geschnitten,
Die munt're Magd mit frohen Schritten
Eilt rasch herbei, und willig speist*

*Mit Früchten sie die Knechte
Und siehet nach dem Rechten.
Im Krug steht kühler Trank bereit,
Laßt loben uns die Sommerzeit!*

SEPTEMBER

| | |
|---|--|
| <p>1. Mo. Aegidius</p> <p>2. Di. Stephan</p> <p>3. Mi. Erasmus, Dorothea</p> <p>4. Do. Rosalia, Irmgard ☹</p> <p>5. Fr. Laurentius Justiniani</p> <p>6. Sa. Magnus, Zacharias</p> <hr/> <p>37. Woche Ev.: Gottes Vatergüte. Matth. 6, 24—33.</p> <hr/> <p>7. So. 14. Sonntag nach Pfingsten Regina, Korbinian</p> <p>8. Mo. Mariä Geburt, Hadrian</p> <p>9. Di. Gorgonius</p> <p>10. Mi. Nikolaus aus Tolentino</p> <p>11. Do. Protus und Hyazinthus ☾</p> <p>12. Fr. Mariä Namensfest</p> <p>13. Sa. Notburga</p> <hr/> <p>38. Woche Ev.: Jüngling von Naim. Luk. 7, 11—16.</p> <hr/> <p>14. So. 15. Sonntag nach Pfingsten Fest Kreuzerhöhung</p> <p>15. Mo. Sieben Schmerzen Mariä</p> <p>16. Di. Cornelius und Cyprian</p> <p>17. Mi. Lambert, Hildegard Quatember</p> <p>18. Do. Richardis</p> <p>19. Fr. Januarius ☹</p> <p>20. Sa. Eustachius</p> <hr/> <p>39. Woche Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers. Luk. 14, 1—11.</p> <hr/> <p>21. So. 16. Sonntag nach Pfingsten Matthäus</p> <p>22. Mo. Mauritius, Moritz</p> <p>23. Di. Linus, Thekla</p> <p>24. Mi. Gerhard</p> <p>25. Do. Kleophas</p> <p>26. Fr. Justina, Meinhard ☽</p> <p>27. Sa. Kosmas und Damian</p> <hr/> <p>40. Woche Ev.: Das Hauptgebot. Matth. 22, 34—36.</p> <hr/> <p>28. So. 17. Sonntag nach Pfingsten Wenzeslaus, Lioba</p> <p>29. Mo. Erzengel Michael</p> <p>30. Di. Hieronymus</p> | <p>1. 1824 † Trenkamp - Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.</p> <p>1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.</p> <p>1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezeit.</p> <p>4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.</p> <p>6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, heimatkundlicher Familienforscher.</p> <p>8. 1931 † Bernard Dinkgreve - Adrup b. Essen, Dechant und Pastor Primarius Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.</p> <p>9. 1678 † Christoph Bernhard v. Galen - Ahaus, Fürstbischof.</p> <p>9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins</p> <p>12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.</p> <p>14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.</p> <p>17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.</p> <p>20. 1929 † Grönheim-Löningen, Prof., Jubilarpriester.</p> <p>26. 1929 † August Kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.</p> <p>27. 1719 † Herbert Wichmann - Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.</p> <p>28. 1868 † Friedr. Aug. Clodius - Lohne, Zigarrenfabrikant.</p> <p>30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.</p> |
|---|--|





*Die Früchte fallen reif vom Baum,
Äpfel und Birn und späte Pflaum.
Die Herrin nimmt entgegen
Im Korb den reichen Segen.
Wer wollte sich nicht laben
Im Herbst an solchen Gaben ?*

OKTOBER

| | | | |
|---|------------|--|--|
| 1. | Mi. | Remigius | |
| 2. | Do. | Leodegar | |
| 3. | Fr. | Theresia v. Kinde Jesu ☉ | |
| 4. | Sa. | Franz von Assisi | |
| 41. Woche | | Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter. Math. 9, 1—8. | |
| 5. | So. | 18. Sonntag nach Pfingsten Rosenkranzfest Erntedankfest | |
| 6. | Mo. | Bruno | |
| 7. | Di. | Sergius | |
| 8. | Mi. | Brigitta | |
| 9. | Do. | Dionysius, Günther | |
| 10. | Fr. | Frz. v. Borgia, Viktor ☾ | |
| 11. | Sa. | Protus | |
| 42. Woche | | Ev.: Vom königlichen Gastmahl. Matth. 22, 1—14. | |
| 12. | So. | 19. Sonntag nach Pfingsten Maximilian | |
| 13. | Mo. | Eduard | |
| 14. | Di. | Kalixtus, Burchard | |
| 15. | Mi. | Theresia | |
| 16. | Do. | Othmar, Gallus | |
| 17. | Fr. | Hedwig | |
| 18. | Sa. | Lukas ☀ | |
| 43. Woche | | Ev.: Jesus heilt den Sohn des kgl. Beamten. Joh. 4, 46—53. | |
| 19. | So. | 20. Sonntag nach Pfingsten Kirchweihfest Petrus von Alkantara | |
| 20. | Mo. | Wendelin | |
| 21. | Di. | Ursula, Hilarion | |
| 22. | Mi. | Kordula | |
| 23. | Do. | Severin, Joh. v. Kapistran | |
| 24. | Fr. | Raphael | |
| 25. | Sa. | Crispin und Crispinian | |
| 44. Woche | | Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht. Matth. 18, 23—35. | |
| 26. | So. | 21. Sonntag nach Pfingsten Christkönigstest ☾ | |
| 27. | Mo. | Sabina | |
| 28. | Di. | Simon u. Judas Thaddäus | |
| 29. | Mi. | Narzissus, Dietrich | |
| 30. | Do. | Serapion, Dorothea | |
| 31. | Fr. | Wolfgang Reformationstag | |
| 1. 1802 † Sigismund Hoynd - Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes“. | | | |
| 1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn. | | | |
| 1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn. | | | |
| 1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes. | | | |
| 1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe. | | | |
| 3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland. | | | |
| 3. 1946 † Joseph Haskamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg. | | | |
| 5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums. | | | |
| 16. 1899 † Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—75) und des Krankenhauses (1893) in Essen. | | | |
| 17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist. | | | |
| 19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtagsabgeordneter. | | | |
| 25. 1400 Graf Nikolaus v. Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barbel an Bischof Otto von Münster ab. | | | |
| 26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter. | | | |
| 30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp. | | | |





*Weinmonat heißt Oktober auch.
Die Sonne kocht die Trauben.
Im Wingert darf nach altem Brauch
Die Magd die schönsten rauben.
Der Winzer lehnt am Stein und ruht,*

*Noch ist die Ernt' im Schwange,
Mit seinem großen Winzerhut
Und sonngebräunter Wange.
Er fühlt es schon im heißen Blut:
Die Traub' ist süß, der Wein wird gut!*

NOVEMBER

| | |
|--|---|
| <p>1. Sa. Allerheiligen</p> <p>45. Woche Ev.: Der Zinsgroschen. Matth. 22, 15—21.</p> | <p>1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.</p> |
| <p>2. So. 22. Sonntag nach Pfingsten Allerseelen ☹</p> <p>3. Mo. Hubert</p> <p>4. Di. Karl Borromäus</p> <p>5. Mi. Zacharias und Elisabeth</p> <p>6. Do. Leonhard</p> <p>7. Fr. Engelbert, Willibrord</p> <p>8. Sa. Vier gekrönte Märtyrer</p> | <p>4. 1258 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).</p> <p>8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.</p> |
| <p>46. Woche Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus. Matth. 9, 18—26.</p> | <p>9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.</p> |
| <p>9. So. 23. Sonntag nach Pfingsten Theodor ☾</p> <p>10. Mo. Andreas Avellinus, Luise</p> <p>11. Di. Martin v. Tours, Bischof</p> <p>12. Mi. Kunibert, Emil</p> <p>13. Do. Stanislaus Kostka</p> <p>14. Fr. Josaphat</p> <p>15. Sa. Albertus Magnus</p> | <p>9. 1826 † Bernhard Overberg, einsichtiger Förderer und Reformator der kath. Volksschulen</p> <p>10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg wurde Freistaat.</p> |
| <p>47. Woche Ev.: Gleichnis vom Senfkorn u. Sauerteig. Matth. 13, 21—35.</p> | <p>15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—Lohne.</p> |
| <p>16. So. 24. Sonntag nach Pfingsten Edmund</p> <p>17. Mo. Gregor d. Wundertäter ☉</p> <p>18. Di. Odo, Abt</p> <p>19. Mi. Elisabeth von Thüringen Buß- und Bettag</p> <p>20. Do. Felix von Valois</p> <p>21. Fr. Mariä Opferung</p> <p>22. Sa. Cäcilia</p> | <p>15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Cloppenburg—Oldenburg (17. Okt. 1875 von Oldenburg—Quakenbrück).</p> <p>17. 1875 † Franz Bramlage - Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.</p> |
| <p>48. Woche Ev.: Das Ende der Welt. Matth. 24, 15—35.</p> | <p>18. 1885 † Bernhard Holthaus sen. - Dinklage, Maschinenfabrikant, Begründer der Holthaus-schen Maschinenfabrik.</p> |
| <p>23. So. 25., letzter Sonntag nach Pfingsten Klemens, Felizitas ☽</p> <p>24. Mo. Johannes vom Kreuz</p> <p>25. Di. Katharina</p> <p>26. Mi. Konrad</p> <p>27. Do. Willehad</p> <p>28. Fr. Sosthenes</p> <p>29. Sa. Saturnin</p> | <p>18. 1887 Großer Brand in Dinklage.</p> <p>19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Münster unterstellt; bis dahin hatte es kirchlich zum Bistum Osnabrück gehört.</p> |
| <p>49. Woche Ev.: Wiederkunft Christi zum Gericht. Luk. 21, 25—33.</p> | <p>28. 1821 † Andreas Romberg - Vechta, Komponist, zuletzt in Gotha.</p> |
| <p>30. So. 1. Adventssonntag Anfang d. Kirchenjahres (Geschl. Zeit) Andreas</p> | <p>29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.</p> |



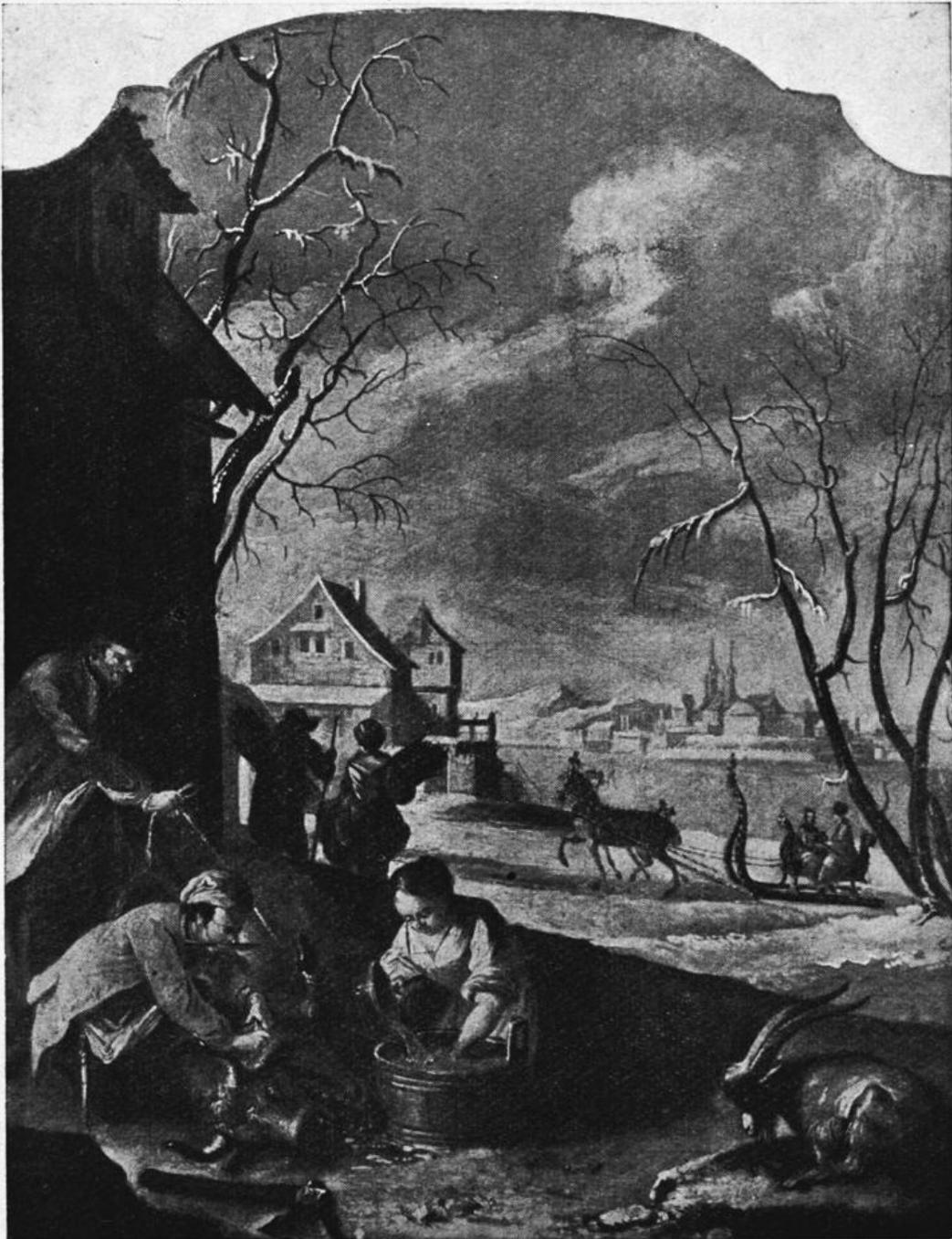


*Die Büchse kracht, das Netz ist aufgespannt.
November stürmt, und dennoch birgt das Zelt
Dem Jäger und der Jägerin
Der Tafel Freua' und alle Lust der Welt.*

DEZEMBER

| | |
|--|---|
| <p>1. Mo. Eligius, Edmund ☹</p> <p>2. Di. Bibiana</p> <p>3. Mi. Franz Xaver</p> <p>4. Do. Barbara</p> <p>5. Fr. Reinhard</p> <p>6. Sa. Nikolaus, Bischof</p> | <p>3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.</p> |
| <hr/> | |
| <p>50. Woche Ev.: Gesandtschaft des Täufers. Matth. 11, 2—10.</p> | |
| <p>7. So. 2. Adventssonntag Ambrosius</p> <p>8. Mo. Mariä Empfängnis</p> <p>9. Di. Anastasia ☾</p> <p>10. Mi. Melchisedech, Walter</p> <p>11. Do. Damasus</p> <p>12. Fr. Epimachus</p> <p>13. Sa. Lucia</p> | <p>7. 1892 † Dr. Wulf - Lastrup, Dechant, Heimatforscher.</p> |
| <hr/> | |
| <p>51. Woche Ev.: Das Zeugnis des heiligen Johannes. Joh. 1, 19—28.</p> | |
| <p>14. So. 3. Adventssonntag Nikasiaus</p> <p>15. Mo. Christiana</p> <p>16. Di. Eusebius, Adelheid ☹</p> <p>17. Mi. Lazarus Quatember</p> <p>18. Do. Wunibald</p> <p>19. Fr. Thea, Nemesius</p> <p>20. Sa. Christian</p> | <p>8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.</p> <p>8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.</p> <p>11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninge! Pfarrkirche.</p> <p>11. 1937 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant.</p> <p>14. 1932 † Bernard Bünger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.</p> |
| <hr/> | |
| <p>52. Woche Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste. Luk. 3, 1—6.</p> | |
| <p>21. So. 4. Adventssonntag Thomas</p> <p>22. Mo. Beata, Hemratus</p> <p>23. Di. Dagobert, Viktoria ☽</p> <p>24. Mi. Adam und Eva</p> <p>25. Do. 1. Weihnachtstag</p> <p>26. Fr. 2. Weihnachtstag Stephanus (Offene Zeit)</p> <p>27. Sa. Johannes Evang.</p> | <p>20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.</p> <p>20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühen, Ok.-Rat.</p> <p>24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.</p> <p>24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.</p> |
| <hr/> | |
| <p>53. Woche Ev.: Das Zeichen, dem widersprochen wird. Luk. 2, 33—40.</p> | |
| <p>28. So. Sonntag nach Weihnachten Unschuldige Kinder</p> <p>29. Mo. Thomas von Canterbury</p> <p>30. Di. David</p> <p>31. Mi. Silvester ☹</p> | <p>25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.</p> <p>30. 1934 † Heinrich Klungenbrg-Lohne, Kunstmaler.</p> |





*Geschlachtet wird zum Jahresend'
Rind, Schwein, daß Gott erbarm!
Mit Schinken, Speck und Wurst im Darm
All' Not sich winters von uns wend'!*

*Gedenk des Armen auch, o Christ,
Am Christtag und zu jeder Frist
In Jesu heilig Namen!
Leb wohl ich sage Amen.*

Der tiefere Sinn

DER HEIMATBEWEGUNG

Bernd Kröger, een jung'n Buer, un Harm Brinkmann, een jung'n Schoulmester, snackt mit'nanner aower'n Heimatverein

- Kr. Du, Harm, ick wull all länger mit di snacken. Ick hebb daor so'n Anliegen, un ick weit nich, wo ick daor bäter mit hengaohn schall as nao'n Schoulmester.
- Br. Dat schall mi doch wunnern.
- Kr. Paß eis up! Wenn ick use Zeitung läsen do, denn finn ick daor so faoken wat in van'n „Heimatverein“. Wat hett dat eegentlich up sick, so'n Heimatverein? Wenn dat ne vernünftige Saoke is, lett sick denn hier nich so wat gründ'n?
- Br. Bernd, daor kann'k di woll allerhand van vertelln. Un ick weit sicher, wenn wi daor so'n lüttke Veddelstunne aower snackt hebbt, denn gefallt di dat.
- Kr. So'n Verein, wenn he richtig in'n Gang is, wat maakt de denn?
- Br. Jo, mit'n twee — drei Wörde lett sick dat nicht klaormaaken. De Zeitung schriwwt jo meistens bloß, dat hier up daor eis'n plattdütsk Theaoterstück gäben is, un dat so'n Trupp junge Lüde Volkstänze wiest hett. Aower dat is lange nicht alls.
- Kr. Wat is denn de Hauptsaoke bi de Ver-einsarbeit?
- Br. Och, Bernd, so ganz un gaor frömd is dat Wark di gaor nich. Du weest doch, inne Schoule leert de Kinner Heimatkunde. So wat Ähnlich's bedriff uck de Heimatverein. Un dat is all'n düchtig Stück Aorbeit.
- Kr. Wat hört dor denn to? Dat hier Sandbodden is un annerwägens Leimbodden, dat wät't wi Buern jo woll so.
- Br. Hör eis to, Bernd! Wi will't eis mit een Deel anfang'n. De Heimatverein maakt mit sin Lüde eenmaol in't Jaohr so'n Faohrt in't Ollnborger Land, maol hierhen un maol daorhen. He sammelt uck Biller van us' Land, de besten, de he finn'n kann, un wiest de, bi de Lüttken un de Groten. Un denn wunnert sick alle, wo fein dat in us' Heimat is, bi de Häöwe un up'n Esk, in'n Dan-nenkamp un inne Heide, anne Bäkens un sogaor up'n Mour.
- Kr. Daor bin'k sülben all achterkaomen. Aff un to krieg'k woll eis Besäuk ut'n Han-növersken un Westfäölsken. Wenn'k denn mit de Lüde so'n bäten up Tour gaoh, denn maakt se alle grote Oogen, wo nett dat hier in use Gägend is.
- Br. Is dat denn nich all de Meide wert, wenn so'n Verein de Lüde dat bibrink, dat se in ehr eigen Land mit'n bittken mehr Verstand üm sick tokieken dout? Daor sünd aower noch annere Up-gaoben. Bernd, du bis Jägersmann; du weest so in'n groten un ganzen, wat daor flügg un sprink in't Revier. Aower woväle sünd dr, de weet't dr gaor nicks van! Uck daor will de Heimatverein sick üm kümmern. Van Kind an schölt use Landslüde bekannt maakt weern mit dat ganze Tiervolk, wo wi't hier in'n Lanne mit to doon hebbt. Un du glöwst nich, woväl Plaseir se alle hebt, wenn se so'n bittken bäter Bescheed wät't.
- Kr. Dat mag'k woll hör'n. Mi gefallt dat gaor nich, wenn eener hier up'n Lanne kien Droußeln un Sprein vananner-kennt.
- Br. Noch'n annern Punkt. In jou'n Huse hangt so'n groten Stammboom. Ji hebbt uck de Bäuker van den säl'gen Pro-fesser Paogenstert aower de Buern-häöve. Daor läst ji in, wat so'n Hoff all achter sick hett. Dat willt wi aower nich alleen van so'n enkelten Hoff wäten, dat will wi wäten van't ganze Mönsterland, wat daor in de lang'n Jaohrhunnerte all's passeiert is. Is dat nich'n feine Aorbeit, wenn de Heimat-verein dat de Lüde so nao un nao be-grieplich maakt?
- Kr. So bi lüttken werd mi dat nu klaor, dat so'n Heimatverein doch sin'n Sinn hett.



Br. Luster eis wider, Bernd! In jou Buernläwen, woväls hett sick daor ännert alleen in de leßten teihn Jaohr! Nu kann eener aower fraogen: Wo hebbt de Landlüde läwt vör hunnert un tweehunnert Jaohr? Wo seeg dat domaols ut in de Hüser? Mit wat för Geschirr hebbt se domaols ehr Aorbeit maakt? Wör dat nich interessant, wenn eener daorvan 'n bittken mehr gewaohr weern kunn? Un wi kön't dat rech goud, jüst hier in'n Mönsterlanne. Gaoh man ees in't Museumsdörp in Cloppenburg, daor kanns't alls lang un breet bekieken, wo dat vör lange Tiden utseihn hett in Hus un Hoff. Un süh, uck dat is so'n Thema för'n Heimatverein.

Kr. Mi dücht, nu is't uck boll noog. Wat du mi nu all alls seggt hest, daor kann'm doch all'n orge Tid mit utkaomen.

Br. Bernd, wenn't nich mehr was, dann was't blot halb'n Kraom.

Kr. Daor bin'k doch neischierig, wat dr denn noch mehr tohören deit.

B. Wi beiden, Bernd, wi snackt Platt mit'nanner. Wi meent, jeder Mönsterländer schull Platt snacken, wenn he sick mit'n Landsmann ünnerholt. Aower woväle denkt anners! Dat is reinweg bedräuwt, dat't up jeden Kaspel 'n ganze Reege Lüde giff, för de is ehr eigen Moderspraak to minne. Daor is nu de Heimatverein up'n Posten. He deit, wat he kann, dat use plattdütske Sprak doch in Würden bliff.

Kr. Harm, dat gefallt mi. Daor help ick gern mit. Mi kribbelt't uck in alle Fingers, wenn ick so hörn do, wo use egen Landslüde dat Plattdütske so aower de Schullern ankiekt.

Br. So'n Heimatverein, de mott sick üm Dinger kümmern, de noch'n ganz annert Gewicht hebbt. Hör eis to, Bernd! Bi so väl Gelägenheiten, nich bloß bi de Waohl, sieht wie dat düttlich noog, dat uck in't ländlike Volk nich alles Fräe un Fröndskup is. Wat mott man sick daor faoken an argen! Daor seggt nu de Heimatverein: Kinner, hört wi nich alle tohope? Off Buer oder Hüermann, off Koopmann oder Arbeitsmann, hebbt wi nich alle een un desülwige Heimat?

Kr. Du weeßt dat good, Harm, wo faoken ick mi üm sücke Dinger all Gedanken

maakt hebb. Wenn dat in't Programm van'n Heimatbund steiht, denn bin ick dr uppe Stäe mit bie.

Br. Jao, Bernd, jüst dat steiht baowenan. Un man schull doch glöwen, dat so'n Aorbeit nich ganz ümsüs is. Wenn'm inne widen Welt ees'n Landsmann dröppt, wo freit man sick denn un fraogt gaor nich, to wat för'n Stand de annere tohört. So ähnlk schull dat tohus doch uck gaohn, dat man einfach sin Pleseir hett tüsken sin Landslüde, mag eener van Stand wäsen, wat he will.

Een Oogenblick paß noch ees up, Bernd, nu sünd wi up de richtigen Spoor. Kiek, wenn dat glückt, dat dat heimatlike Volk van een Enn' bit'n annern tohope holt, denn gaoh so väl Dinger van süben. Denn kann'm so aff un to uck eis ne nette Festlichkeit maoken, wo se alle bi helpen dout, un wo ganz sicher jeder- een'n uck gern hengeiht.

Und noch wat anners könnt' wi denn.

Kr. Wat is dat denn noch?

Br. Dat is de Hauptsaoke van't Ganze. Denn könnt' wi dr uck för sorgen, dat de Heimat den richtigen Geist bollen deit. Bernd, du weest dat all lange noog, dat uck in usen Gestrich so allerhand herinbraoken is, wat us abslut nich gefallt. Wo schall man dat trüggemöten? De enkelte Mann is to swack. Aower so'n muntern Heimatverein, wo se ut alle Stände mit tohört, de mößde doch wat tostannebringen. Wo dreih't sick denn üm, so in'n Ganzen genaomen? Kiek, Bernd, in Amerikao, daor sünd de Wolkenkratzers fiwmaol höger as de Karktoorns. Dat is hier noch nich so; de Toorn mit dat Krüz dr baowenup is allerwägens noch dat Höchste. Un wat bedütt dat? Mi dücht, so as de Toorn dat Höchste is, so mößde us' Heergott uck de böwerste Heer bliewen, un he mößde uck in Hus un Hoff un allerwägens dat leßde Woort bollen.

Kr. Min Läwe lang hebb' ick mi dat nich drömen laoten, dat de Heimatverein dat mit sücke ernsthaftige Saoken to doun hett. Aower wenn dat so is, Harm, worüm schöllt wi denn so lange luern? Wenn van'n Harfst de riewste Aorbeit verbie is, maakt' doch eis'n Versäuk mit so'n Verein. Un wenn ji Hülpe brukt, up mi könnt' ji ganz sicher räken

Franz Morthorst





Landvolk und Heimatbund

Das Landvolk wird oft als ein tragender Teil des Heimatgedankens hingestellt. Unbestritten ist die bäuerliche Lebensform die Grundlage der westlichen Kultur überhaupt, doch ist alles auf der Welt im Fluß. Noch vor einigen Jahrhunderten war das bäuerliche Moment im Volke so stark, daß es richtunggebend war, heute dagegen ist es in der Minderheit, und hat die damalige Führerrolle an die Stadt abgegeben. Es hat auch den Anschein, als ob ein großer Teil des Landvolkes den Bestrebungen des Heimatbundes interessenlos gegenübersteht, eine Erscheinung, die nicht nur bei uns, sondern die auch von dem „Bauernprofessor“ Dr. Seedorf auf Grund 40jähriger Erfahrung im Niedersächsischen Heimatbunde beklagt wird. Ist das nun Interessenlosigkeit allein? Kann es nicht auch eine falsche Fassung des Aufgabengebietes oder eine Verkennung der Bauernpsychologie, also die falsche Methodik sein, die die bäuerliche Bevölkerung zum passiven Teil der Heimatbewegung macht?

Der Bauer ist in seinem Berufe real eingestellt, er sieht seine Lebensauffassung und seine Arbeit nicht vom Standpunkte barocker Schönschreiberei, sondern von der harten Wirklichkeit aus an. Für einen Fernstehenden ist es schwer, in seine Denkart einzudringen. Eine Bauernpsychologie könnte eigentlich nur der Bauer selbst schreiben, weil er allein seine Arbeit voll erfaßt und fühlt, aber er tut es nicht. So bleibt dies meist Nichtlandwirten überlassen, und der richtige Ton wird nicht immer getroffen. Letzteres sei auch den nachstehenden Ausführungen vorausgeschickt. Es sollen dabei nur einige besonders strittige Gesichtspunkte herausgestellt werden.

Das Leben auf dem Lande hat sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts stark verändert. Früher war das Dorf oder die Bauerschaft die große Familie, die, auf der Religion aufbauend, dem Gesamtleben im Dorfe Inhalt und Wert gab. Dieses dörfliche Zusammengehörigkeitsgefühl im alten Sinne besteht nur noch selten mehr, man kann sogar zuweilen beobachten, daß in den Bauerschaften ein stiller Kampf aller gegen alle ausgetragen wird. Im Zeichen des Verkehrs und des Fernsprechers ist der Einzelne eben nicht so auf den Nachbarn angewiesen,

wie das früher der Fall war. Damit hat das Dorf sein altes Gesicht verloren. Die Landjugend wächst in einer ihr von Natur aus wesensfremden Umgebung auf, sie findet nicht mehr die große Linie. Das Gegenspiel zwischen bäuerlicher Grundhaltung und deren Überlagerung durch wesensfremde Eindrücke bringt eine seelische Zerrissenheit hervor, mit der der junge Mensch nicht fertig wird. Die Auswirkungen hiervon sind nur zu oft: Mißachtung der Eltern, des Alters, der Religion und der Gesetze, sowie Gefühlsroheit gegen die Mitmenschen und die Natur. In Erzieherkreisen spürt man diese Zusammenhänge, man sucht ihnen durch Reformen in Unterricht und Schulform zu begegnen. Aber alle Reformen im ländlichen Schulwesen treffen dann ins Leere, wenn sie an den Grundgedanken bäuerlicher Denkart vorübergehen.

An die neuen Gedankengänge im bäuerlichen Leben müssen sich sowohl die älteren Bauergenerationen als auch der nichtbäuerliche Bevölkerungsteil gewöhnen. Wollte jemand behaupten, daß der bäuerliche Sinn verschwinden würde, wenn das ehrwürdige niedersächsische Bauernhaus abgebrochen wird, so würde er ebenso falsch liegen, als wenn er den Grad der Berufsverbundenheit von der Erhaltung alten bäuerlichen Brauchtums abhängig machen würde. Äußerlichkeiten machen das Bauertum nicht aus. Der Schlepperfahrer kann ein besserer Bauer sein als der, der noch mit der alten Schlaghacke arbeitet, wie sie in derselben Form schon zu Zeiten des Kaisers Augustus gebraucht wurde. Das Wesen des Bauertums darf nicht mit dem Wesen der Technik in Gegensatz gebracht werden. Der Bauer ist nicht mehr so, wie ihn Nichtlandwirte (die berüchtigten Romantiker) oft schildern, und auf Bildern und Skulpturen schon wollen: wie er mit einem vorsintflutlichen Pfluge arbeitet, Getreide aus einem umgehängten Säesack streut, usw. Wir müssen den Grundfehler im Denken aufgeben, daß nämlich der Bauer hinter modernen Maschinen kein Bauer mehr sein könnte. Nicht die Tracht, nicht das Brauchtum, nicht das Gerät aus vergangener Zeit machen das Bauertum aus, sondern der Wille zur Erhaltung des Hofes und der Fortdauer der Familie auf altangestammter Scholle. Weder derjenige, der



die „gute alte Zeit“ herbeiwünscht, noch der, der im bäuerlichen Beharrungstrieb nur eine Rückständigkeit sieht, kennt ländliche Arbeit und bäuerliches Denken. „Wer an den ewigen Bauer glaubt, muß den modernen Bauer wollen“, sagte ein Volkswirtschaftler. Der oft zitierte unbäuerliche Teil der Landbevölkerung ist in Wirklichkeit nur eine ganz dünne Randschicht, die auftretende Wirtschaftskrisen meist nicht überdauert.

Im Mittelpunkt des bäuerlichen Denkens steht der Hof; um ihn dreht sich das ganze Leben des Bauern. In seinen Dienst stellt sich die Familie. Der Hofgedanke entspringt der ältesten Schicht der bäuerlichen Kultur und greift in die Zeit zurück, in der der Mensch anfang, die Natur nach seinem Gutdünken zu formen, als also der Mensch seßhaft wurde. Der Hof galt ihm das Leben, er war die Voraussetzung für die Lebenserhaltung der Familie. Das Ertragen von Not und harter Arbeit verlangte er vom Menschen. Der Bauer der Vorzeit mußte noch mehr als der heutige vertrauensvoll auf den Ertrag der Arbeit warten können, er durfte nicht verzweifeln, wenn ein Unwetter die Ernte vernichtete. Seit den ältesten Zeiten spürt der Landmann, daß ein höheres Wesen den Erfolg oder Nichterfolg seiner Arbeit regelt. Darin liegt die Wurzel des religiösen Denkens. Diese Naturverbundenheit des Bauern kann durch die Technik nicht zerstört werden, denn er hat sich immer wieder den unabänderlichen Naturgesetzen zu unterwerfen, keine Maschine kann ihn hiervon befreien.

Solange die Arbeit des Bauern berufsgebunden war, konnte das Land es sich leisten, seine Eigenheiten herauszustellen, sobald aber die landwirtschaftliche Arbeit eine Wissenschaft geworden und von der Selbstversorger- zur Marktwirtschaft übergegangen war, mußte sie sich den Gesetzen der Staats- und Weltwirtschaft fügen. Damit kommt aber zwangsläufig auch das Rentabilitätsprinzip in die Landwirtschaft. Das Streben nach Rentabilität ist gesund und darf nicht als Materialismus bezeichnet werden. Eher schon ist es ein Zeichen echten Bauerntums, wenn der zeitige Wirtschaftler den Hof in einem besseren Zustande übergeben will, als in welchem er ihn angetreten hat. Natürlich kann der „Nur-Hof-Gedanke“ übertrieben werden, er kann in Geiz gegenüber seiner Familie und seinem Gesinde, in Raffgier und Mißachtung sozialer Forderungen ausarten. Das aber kommt sinngemäß in jedem anderen Berufe auch vor.

Recht verschiedene Ansichten herrschen auch über ländliche Wohnkultur und Bauausführung. Tatsache ist zunächst, daß wir seit etwa 100 Jahren einen festen bäuerlichen Baustil nicht mehr haben. — Das alte, schöne niedersächsische Bauernhaus, das oft als das Mahnmal der Bodenverbundenheit und des Bauerntums hingestellt wurde, ist ein Opfer der wirtschaftlichen Entwicklung in der Landwirtschaft geworden. Das, was noch erhalten ist, soll uns ein Denkmal früherer Baukunst und vergangenen Bauverständnisses sein, das anzuerkennen und zu schätzen sittliche Pflicht ist. Seine Einrichtung und bauliche Ausführung passen in unsere Zeit jedoch nicht hinein. Es hat auch keinen Zweck, das (mehr oder weniger) „naturgetreu“ nachzubilden, was frühere Meister schufen. Das, was diesen Nachbildungen fehlt, ist die Seele! Sie fehlt auch da, wenn man versucht, zwei Baustile miteinander zu verbinden, etwa so, daß man beim Massivbau den Dachgiebel in Fachwerkbaut. Das kann immer nur als Attrappe und Ornament wirken. Dasselbe gilt von der übertrieben betonten, musealen Anbringung von Sinnzeichen an neuen Bauten. Diese Vermengung von Baustilen stört bei Bauernhäusern genau so, wie die späteren An- und Umbauten an der altherwürdigen Kirche in Altenoythe. — Der Landschaftsgestalter und Bauarchitekt muß uns einen Baustil bringen, der in unsere niedersächsische Landschaft paßt und unsern Menschenschlag anspricht unter der Voraussetzung, daß die Ausführung geldlich tragbar und die Einrichtung arbeitswirtschaftlich praktisch ist. Dabei brauchen wir weder für Wohn-, noch für Wirtschaftsgebäude auf die Nachbildung ostdeutscher Bauformen zurück zu greifen. Grundlegend für die Form der zukünftigen Baugestaltung auf dem Lande müssen die niedersächsischen Vorbilder sein, wie sie das Museumsdorf in großer Zahl birgt; der „neue Baustil“ muß eine Fortentwicklung des niedersächsischen Bauernhauses sein.

Zum ländlichen Kulturkreise gehört auch die plattdeutsche Sprache. Die Grundsprache der bäuerlichen Bevölkerung ist noch das Plattdeutsche, doch liegt die Gefahr ihrer Zurückdrängung nahe. Hochdeutsch ist die Schrift- und Behördensprache, daher scheint es das Überlegene und Wertvollere zu sein; ob es das tatsächlich ist, spielt dabei keine Rolle; der Mensch fügt sich in den allgemeinen Zug ein. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Sprache der Ausdruck unseres geistigen und seelischen Lebens ist;



geben wir die plattdeutsche Sprache auf, geben wir auch einen Teil unseres Volkstums preis. Andererseits aber liegt in allem eine Entwicklung! Heute lebt nicht mehr der behäbige und eigenwillige Mensch der Zeit vor 100 Jahren, als Fritz Reuter seine Werke schrieb. Zwei Kulturkreise stoßen aufeinander, der stärkere gewinnt. Heute aber schon von dem Untergang der plattdeutschen Sprache reden zu wollen, ist verfrüht; noch nach Generationen wird sie die Sprache des platten Landes sein, wenn — die Mütter sie nicht aufgeben und die Heimatbewegung stark genug wird. Eine Zeitungsmeldung, nach der die Lüneburger Regierung festgestellt haben will, daß die „Intelligenzlage“ in den Schulen sich bedeutend gehoben habe, seitdem die einheimischen Kinder durch den Umgang mit Flüchtlingskindern gezwungen wurden, hochdeutsch zu sprechen, müßte vom Landvolke eigentlich mit Empörung aufgenommen und richtiggestellt werden.

Die Arbeit des Heimatbundes im Dienste des Bauerntums kann vielleicht durch den Ausspruch des Professors Seedorf umrissen werden: „Vor der Saat, vor dem Acker steht der Mensch!“ Das heißt, daß die menschlich-seelische vor der materiell-technischen Seite des Landlebens steht. Erstere ist dabei das Förderungsgebiet des Heimatbundes. In der Landwirtschaftstechnik, der Wohnkultur, den gesteigerten Lebensansprüchen können wir das Rad der Entwicklung nicht zurückdrehen oder aufhalten. Jeder Versuch, in diesem Sinne zu wirken, würde in das Gegenteil umschlagen, weil hierfür beim Landvolk kein Verständnis ist. Suchen wir den Landwirt menschlich zu verstehen, nennen wir das nicht Materialismus und Geiz, was Rentabilitätsanspruch und Sparsamkeit ist! Lassen wir die abstrakten, surrealen Schilderungen über Bodenständigkeit und Naturverbundenheit, die auch der Bauer nicht fühlt und versteht! Wir müssen mit seinen Gedankengängen mitgehen. Wenn wir uns über die Möglichkeiten, aber auch über die Grenzen im kulturellen Leben des Dorfes klar sind, wird die Landbevölkerung den Bestrebungen des Heimatbundes nicht mehr uninteressiert gegenüberstehen. Das darf

jedoch nie vergessen werden, daß der deutsche Bauer nur so lange Bauer ist, als im Mittelpunkt seiner Vorstellung von einem lebenswerten Leben der Hof steht, der seiner Familie Selbständigkeit und Auskommen sichert. Aber nicht materielle Gesichtspunkte allein machen das Bauerntum aus, sondern auch jene Werte, die in der Liebe zur Heimat und der uns umgebenden Natur, in ländlicher Gesittung, Anspruchslosigkeit, Arbeitsamkeit und gegenseitiger Hilfsbereitschaft liegen. Besonders die Jugend will heute etwas anderes als nur den alten bäuerlichen Grundsatz: „Leben ist Arbeit!“ Mit Kino, Radio, Auto und zwei Weltkriegen kam eine neue Welt in das Dorf und in die Familie. Einer kommenden drohenden Geisteskrise können wir uns auf dem Lande in Zukunft nicht entziehen. Suchen wir sie durch die Bestrebungen des Heimatbundes so zu lenken, daß das Bauerntum keinen Schaden leidet.

Erhalten wir die herrlichen Denkmäler niedersächsischer Baukunst, solange es möglich ist; pflegen wir das bäuerliche Brauchtum, solange die ländliche Bevölkerung dessen Sinn versteht, es also nicht in eine unverstandene Schaustellung ausartet; machen wir besonders den jungen Menschen klar, daß jede unnötige Störung des Gleichgewichtes in der Natur sich auf die Dauer zum Schaden der Landwirtschaft auswirkt. Stärken wir durch Förderung der Forschung in der Hofes-, Familien- und Standesgeschichte das Selbstbewußtsein des Bauern, denn obgleich der Bauer der geschichtlichste Mensch der Welt ist, interessiert er sich in erster Linie für die Ereignisse, die sein und seiner Vorfahren Leben bestimmten. Die Bedeutung, die das Bauerntum für die volks- und kulturgeschichtliche Entwicklung deutscher und europäischer Kultur gehabt hat, muß ihm zur Erkenntnis kommen.

Aus dieser Kleinarbeit des Heimatbundes am Bauerntum, aus der Ertüchtigung der Jugend im praktischen Beruf, und aus der Erziehung zum selbständigen Menschen wird ein Standesbewußtsein entspringen, das so stark ist, daß an ihm alle unbäuerlichen Eindrücke abprallen.

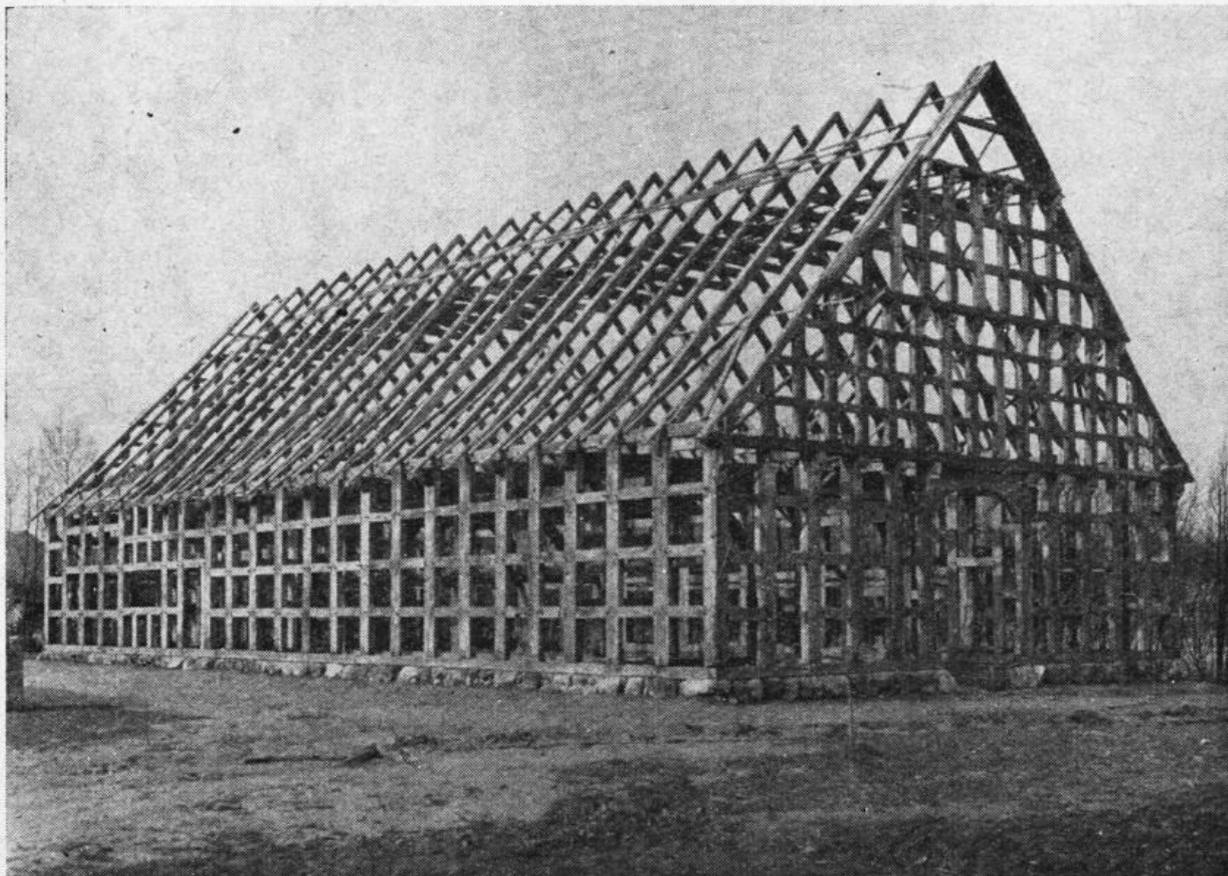
Bernard Kruse

Museumsdorf Cloppenburg 1922—1952

Wieso? wird jemand sagen. Das Museumsdorf besteht doch noch nicht 30 Jahre! Das ist recht und doch auch wieder nicht. Denn das Museumsdorf stellt nichts anderes dar als die konsequente Weiterentwicklung des Heimatmuseums für das Oldenburger Münsterland. Dieses aber wurde am 5. März 1922 auf einer außerordentlichen Generalversammlung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland in Schwichteler förmlich aus der Taufe gehoben. In Wirklichkeit schaut daher das Museumsdorf im Jahre 1952, wenn auch der erste Spatenstich hierfür erst am 20. August des Jahres 1934 erfolgte, dennoch auf eine 30jährige Geschichte zurück.

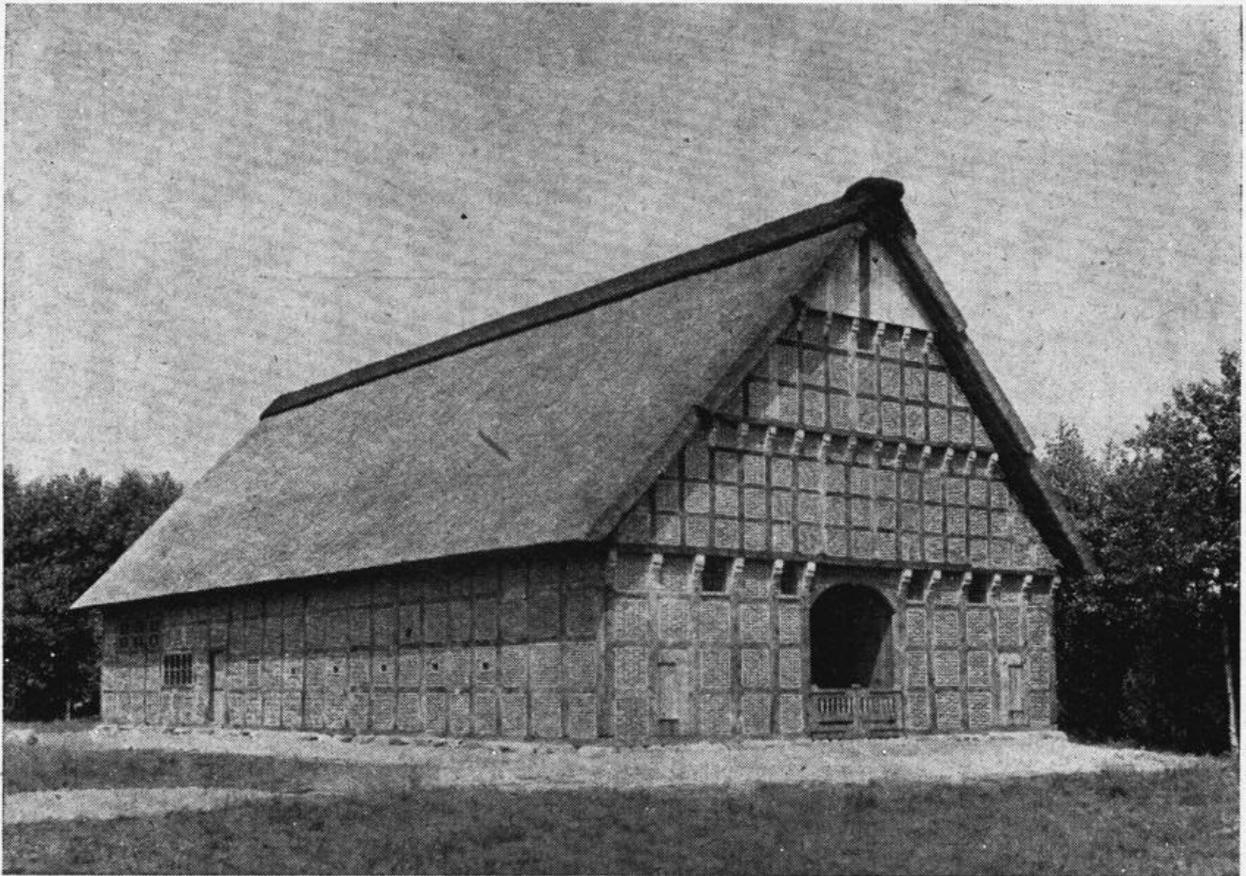
Drei Jahrzehnte! Das ist eine lange Zeit! Wer bedenkt, daß vor dem 5. März 1922 gar nichts da war, und sich noch erinnert, wie bescheiden die Anfänge des genannten Heimatmuseums waren, das jahrelang seine Sammelgegenstände lediglich auf den Fluren und freien Plätzen des damaligen Staatlichen Realgymnasiums in Cloppenburg zur

Schau stellen konnte, wer sich des weiteren noch erinnert, wie das Gelände des Museumsdorfes vor dem 20. August 1934 aussah, wer eingedenk ist, daß sich hier wegen der stagnierenden Feuchtigkeit außer im Hochsommer kaum einer bewegen konnte, und nun sieht, welch herrliches Landschaftsbild sich hier entwickelte, und sich vergegenwärtigt, daß auf demselben Gelände, auf dem bis dahin kein Haus stand, beim Beginn des Krieges bereits 20 Gebäude neu errichtet waren, und daß sich besteinte Straßen durch das Gelände zogen, der muß zugeben, zumal wenn er daneben die ungemäßen reichen Sammlungen des Museumsdorfes sich vor Augen stellt, daß hier in verhältnismäßig kurzer Zeit Großes geschaffen wurde. Dazu kommt, daß beim Beginn des Krieges auch noch sieben weitere Gebäude für das Museumsdorf bereits erworben waren, daß das Museumsdorf alles in allem damals bereits 27 Gebäude sein eigen nannte. Eine derartige Geschichte hat im nordwestdeutschen Raum kein zweites



Der Haakenhof in seinem Holzgerüst

Photo: Rud. Engels, Cloppenburg



Der im Museumsdorf neu erstellte Haakenhof

Photo; Rud. Engels, Cloppenburg

Museum aufzuweisen. Die Cloppenburger, die Oldenburger Münsterländer, ja alle Oldenburger können auf diese Geschichte stolz sein, denn sie alle haben mitgeholfen.

Während des Krieges freilich erlitt das Museumsdorf eine schwere Einbuße. Nicht weniger als sieben Gebäude, die unter größten Mühen hier im Museumsdorf neu errichtet worden waren, fielen den Flammen zum Opfer, darunter der Quatmannshof, der Stolz des Museumsdorfes, der Stolz aber auch aller Münsterländer, die Bauernhauskrone, wie ihn ein bekannter Heimatforscher genannt hat. Gleichzeitig mit diesen sieben Gebäuden wurden zwei weitere Gebäude, die hier bereits lagerten und noch der Wiedererrichtung im Museumsdorf harhten, vernichtet. In wenigen Stunden lag alles in Schutt und Asche. Der 13. April des Jahres 1945 war der schwärzeste Tag in der Geschichte des Museumsdorfes.

Es war bislang nicht möglich, den angerichteten Schaden wieder auszubessern. Wohl gelang es nach geraumer Zeit, die Gebäude, die der Krieg verschont hatte, die aber mehr oder weniger beschädigt waren, wieder in Ordnung zu bringen. Aber den

Quatmannshof, dieses stolze Bauernhaus, mit all seinen Nebengebäuden wieder aufzubauen, war noch nicht möglich. Wohl sah sich die Leitung des Museums inzwischen nach einem Ersatz für den Quatmannshof um, aber die Bevölkerung erwartet mit Recht, daß der Quatmannshof nicht durch irgendein anderes Gebäude ersetzt, sondern von Grund auf neu gebaut wird, daß das Haus des Bauern Quatmann, das inzwischen zu einem Wahrzeichen des Landes geworden ist, in seiner alten Pracht und Schönheit neu erstet. Darum konnte auch an diese Arbeit wegen der damit verbundenen eminenten Schwierigkeiten noch nicht herangegangen werden.

Aber die Leitung des Museums dachte auch nicht etwa daran, bis dahin die Hände in den Schoß zu legen. Im Gegenteil, sobald es sich nur irgendwie verantworten ließ, ging die Leitung daran, das Museumsdorf weiter auszubauen. Zunächst wurde am Eingang zum Museumsdorf ein kleineres Gebäude neu errichtet, und dann ging man daran, den Haakenhof, ein großes Vierständerhaus, das bereits während des Weltkrieges in Cappeln abgebrochen und

gleich hinterher hierhergeschafft worden war, endlich im Museumsdorf neu zu errichten. Inzwischen wurde dieser stolze Bau nun fertig und erlebte bereits die ersten Tagungen. Mit seinen vorkragenden Giebeln und seinem Reichtum an Eichenholz ruft er die Erinnerung an den Quatmannshof wach, wenn er auch in mehr als einer Hinsicht den Vergleich mit diesem einzigartigen Bauernhaus nicht aushalten kann. Aber trotzdem ist er ein Bauwerk, das sich dem Quatmannshof würdig zur Seite stellt und ein beredtes Zeugnis ablegt von dem stolzen Bauerntum des Oldenburger Münsterlandes.

Aber auch jetzt ist die Zeit, den Quatmannshof wieder aufzubauen, noch nicht gekommen. Vorher werden noch andere Bauten im Museumsdorf neu errichtet werden müssen; die darauf abzielende Arbeit wurde bereits in Angriff genommen. Was da im einzelnen geplant ist, wird die nächste Zeit lehren.

Aber auch die Sammelarbeit des Museumsdorfes ging inzwischen weiter. Allen Abteilungen, der vorgeschichtlichen Abteilung, der Sammlung kirchlicher, bäuerlicher und bürgerlicher Altertümer, kam diese Arbeit zustatten. So verfügt das Museumsdorf heute schon, vor allem auf volkskundlichem Gebiet, über eine Sammlung, die weit und breit ihresgleichen sucht. Es wuchs aber auch die Museumsbibliothek, die heute bereits einige Tausend Bände umfaßt, die Kartotheken wurden weiter ausgebaut und die wissenschaftliche Arbeit Schritt um Schritt weitergeführt. Unter den Publikationen ist in erster Linie das „Marienbild“ zu nennen. Die kleine Schrift über den „Quatmannshof“ wurde neu aufgelegt und inzwischen in nicht weniger als 23 000 Exemplaren herausgebracht. Das Buch über die Bauernmöbel liegt, was den Text betrifft, bereits fertig gedruckt vor. Hoffentlich ge-

lingt es auch bald, den Bildteil herauszubringen. Weitere Publikationen werden hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit folgen.

Die Besucherzahl, die vor dem Kriege bereits auf 35 000 im Jahre anwuchs, hat sich inzwischen noch gesteigert. Bald werden wir mit 50 000 Besuchern im Jahre rechnen können. Es wird aber nicht ausbleiben, daß diese Zahl, falls die Entwicklung in normalen Bahnen weiter verläuft, sich bald verdoppeln und verdreifachen wird.

Das Museumsdorf wird sich segensreich auswirken für das ganze Oldenburger Münsterland und darüber hinaus für das gesamte Oldenburger Land. Aber es zeigt sich auch bereits deutlich, daß die Arbeit, die hier geleistet wurde, dem gesamten deutschen Volke und Vaterlande dient. Wie sehr das auch von den Besuchern des Museumsdorfes, die, soweit sie in größeren Gesellschaften hierherkommen, immer wieder stundenlang durch das Museumsdorf geführt werden, erkannt wird, erhellt aus einem Schreiben, das jüngst dem Leiter des Museumsdorfes zugestellt wurde, und das folgenden Wortlaut hat: „Vor vierzehn Tagen erlebten die Diakone des Priesterseminars in Münster das Oldenburger Land mit seinen den meisten von ihnen bisher unbekanntem Schönheiten und Reichtümern. Ihrem reichen Wissen, aus dem Sie bei der gütigen Führung durch das Museumsdorf Cloppenburg schöpften, verdanken wir einen tieferen Einblick in die Kultur des Landes. Der schöne Tag, der uns zum Abschluß des Semesters und der ganzen Studienzeit beschert war, wird uns, nicht zuletzt durch Ihr Verdienst, unvergeßlich bleiben. Im Namen aller Confratres danke ich Ihnen herzlichst für Ihre Mühewaltung. Möge Gott Ihr wertvolles Wirken in der Stille des Oldenburger Landes, wodurch Sie einen nicht geringen Beitrag liefern zum kulturellen Aufbau unseres Vaterlandes, segnen!“

Heinrich Ottenjann.

Abendgebet

Nun sünd däi Sterne all uptrocken,
un sacht un langsaom kumpt dei Nacht.
Von't Dörp her schlaot däi Karkenglocken:
Herrgott, hebbt wie an Di all dacht?

Hebbt wi Di uk nich ganz vergäten
bi use Arbeit äöwer Dag?
O, laot us ümmer, ümmer wäten,
dat aohne Di nicks däögen mag!

Du giffst us Sünn' un giffst us Rügen
den Winter un den Sömmer lang.
Un äöwer alles staiht Dien Sägen —
Nümm, Vaoder, dorför usen Dank!

Nu sünd däi Sterne all uptrocken,
un schient up use läiwe Land.
Noch äinmaol schlaot dai Karkenglocken:
Herrgott, holl äöwer us Dien' Hand!

Heinz von der Wall



EINE KLEINE *Garnison*

1868, zwei Jahre vor dem Kriege von 1870/71, kamen eines Tages die zweite und dritte Eskadron des Oldenburger Dragonerregimentes Nr. 19, alles in allem etwa 180 Mann, von Osternburg her durch den Baumweg angerückt. In Bethen machten sie sich durch eine riesige Staubwolke bemerkbar. Das Ziel der Reiterschar war Cloppenburg.

Die Leute, die auf der Osterstraße in Erwartung standen, bemerkten die Staubwirbel und riefen: „Se kamt — se kamt!“ Schnell lief der Ruf von Mund zu Mund, und er brachte ganz Cloppenburg auf die Beine. Alles rannte herbei, ganz von Crapendorf her kamen sie über die Langestraße gesaust, und stellten sich bei der Kleinen Kirche und auf dem „Hook“ auf. Badden Weide zwischen der Chaussee nach Friesoythe und der Ritterstraße war zu einem netten Truppenstandort hergerichtet worden. Eine stattliche Zahl von Gebäuden, lauter Fachwerkbauten, sollte den Bedürfnissen der Schwadronen dienen. Gleich rechter Hand stand die Kantine, dann folgte die Schuster- und Schneiderstube, darüber war die Kammer. Etwas weiter folgte das Arrestlokal. Vorne links standen der Remontestall und andere Pferdeställe, dahinter war das Magazin, und ganz hinten war der Reitstall, zugleich die Turnhalle. Daneben war ein Ausgang zur Friesoyther Chaussee. Der Haupteingang aber war an der Ritterstraße. Eine Kaserne war nicht errichtet worden. Die Soldaten sollten in Bürgerquartiere kommen.

Daß sie Soldaten bekommen würden, gar noch die hellblauen Dragoner, alle 180 Mann hoch zu Roß, das war ein unerhörtes Ereignis für Cloppenburg und seine Bewohner. Die Schwadronen hatten für den Einzug ihre Musikkapelle von Osternburg mitgebracht, und so ritten sie denn mit klingendem Spiele und Hufgetrappel, mit aufgerichteten Lanzen und flatternden Wimpeln über die Osterstraße zum Städtchen hinein.

In manches Haus zog nun ein Soldat ein, wenn möglich, zwei. Die Neugierde und der kleine Verdienst lockten gleichermaßen zum gastlichen Empfang. Bald war dann in Cloppenburg ein den äußeren Umständen angepaßtes Garnisonleben im Gange.

Der Trompeter, der in Schewen Haus an der Osterstraße wohnte, öffnete morgens pünktlich um 4 Uhr sein Fenster, und schmet-

terte die Reveille über das schlafende Cloppenburg hin. Ob Sommer, ob Winter, die Dragoner mußten um 4 Uhr früh heraus. In einigen Minuten gingen die Türen in allen Straßen auf, und die Soldaten traten auf die Straße. An den Füßen trugen sie Holzschuhe, unterm Arm Striegel und Kardätsche. Die gespornten Stiefel hingen vorn und hinten von der Schulter. So gingen sie über die holprige Straße zum Stalldienst.

Das Putzen und Füttern der Pferde dauerte eine geraume Zeit. Danach zogen die Dragoner ihre Stiefel an, sattelten ihr Pferd, und dann begann das Reitexerzieren. Inmitten der Gebäude war Raum genug für dieses und auch für gelegentliche Fußübungen. Bei schlechtem Wetter fand das Exerzieren im Reitstall statt.

Erst um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr durften die Leute in ihre Quartiere zurückgehen. Sie zogen wieder ihre Holzschuhe an und nahmen auch ihre Stiefel, Striegel und Kardätschen wieder mit nach Hause. Diese Vorsicht war geboten, denn sie hatten für ihre Sachen selbst aufzukommen. Ihr Sold betrug für jede Dekade 4 Mark. Allenfalls erarbeiteten sie sich einiges Trinkgeld für Stroh- und Heuabstechen beim Magazin, das die Firmen Badde und Brüning belieferten. Quartiergeld zahlten sie jede Dekade 1 Taler. Sie waren also sehr auf Zuschuß an Geld und Fettigkeiten von zuhause angewiesen. Kommißbrot erhielten sie ausreichend vom Regiment geliefert.

Waren die Leute am späten Morgen nüchtern in ihr Quartier zurückgekehrt, dann war ihre erste Frage, ob die Post etwas gebracht habe. Fahrposten von Hamburg nach Amsterdam und umgekehrt waren schon vor Stunden durch Cloppenburg gerollt, hatten ihre für die Stadt bestimmten Sachen bei der Posthalterei Hönemann abgeladen, und waren nach dem Pferdewechsel weitergerumpelt. War nun ein Geldbrief oder ein Paket für den Dragoner angekommen, dann hatte er zum Kommißbrot Butter, Speck, Wurst usw. Wer aber keine Liebesgabe hatte, der genoß sein trockenes Brot mit einem Hagelschauer drauf, das war körniges Salz. Den Zichorienkaffee gaben die Wirtsleute dazu. Mit diesen aßen sie auch mittags am gleichen Tisch, und danach rückten die Schwadronen aus zum Exerzieren im Freien. Dieser Exerzierplatz war auf der Heide rechts



von der Friesoyther Landstraße in Büren. Dort staubte es meist entsetzlich, und es war hinterher gar nicht so leicht, den alten, dienstgemäßen Glanz der Pferde und das normale Aussehen der Mannschaften wiederherzustellen. Nach dieser Putzarbeit und den Arbeiten im Pferdestall war es leicht Abend geworden. Die Abendmahlzeit im Quartier verlief im gleichen Stil wie das Frühstück; und hatte die Glocke auf dem kantigen Turm von St. Andreas neun geschlagen, dann blies der Trompeter den Zapfenstreich.

Die Dragoner lebten jedoch vom Abend bis zum Morgen nicht immer nach des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr. Die Herren Rittmeister und Offiziere hatten sich im Hotel Brüning und gegenüber in ihrem Casino (heute Lautenschläger) beheimatet. Wenn sie im Hotel fröhlichen Schmaus und Umtrunk hielten oder „jeuten“ bis in die späte Nacht, manchmal soll es um hohe Summen gegangen sein, dann taten ihre Burschen dasselbe im Pferdestall hinter dem Hotel, wenn auch um viele Nuancen bescheidener. Sie blendeten zuerst ihre kleinen Stallfenster sorgfältig ab, ließen diesen oder jenen lustigen Kameraden ein, legten ein Fäßchen Bier auf eine alte Kiste, stachen es an, hielten vergnügtes Zechgeläch und spielten Solo dazu.

Die Wirtschaft war damals auf dem Hook, nahe bei der Garnison. Dort hatten die Wachtmeister und Unteroffiziere ihr Stammlokal.

Den Gemeinen, die sich doch auch gern ein bißchen vergnügen wollten, wenn sie das dazu benötigte Kleingeld besaßen, blieben noch mehrere Gelegenheiten, fern vom Blitz und Jupiter lustig zu sein: Bei Nolten Lise vor dem St. Andreasturm, bei der Piskemadam am Hagen, und Sonntagsnachmittags in Bethen oder Höltinghausen. Nach Himmelsbühren, „dem schönsten aller Kaffeehäuser“, wie es vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem oldenburgischen Wanderer im „Volksboten“ genannt worden ist, kamen sie nicht leicht. Dort war es für sie nicht geheuer. Dort verkehrten die Honoratioren des Städtchens mit ihrem Anhang, dorthin verirrten sich bald auch mal einige Leutnants.

„Soldatenleben und das heißt lustig sein.“ Doch die Lust dauerte vorerst nur kleine zwei Jahre, da erhob sich ein Gemunkel von Mobilmachung und Krieg. Der preußische König Wilhelm in Bad Ems, der französische Gesandte bei ihm? Bismarck in höchster

diplomatischer Geschäftigkeit ausweislich des Moniteurs? Was wurde verhandelt? Man hatte erfahren, daß die Offiziere durch Stafettenreiter von der Oldenburger Garnison Anweisungen zur Alarmbereitschaft erhalten hatten. Alles, was sich irgend erfahren und glauben ließ über die beängstigende politische Lage, wurde sorgfältig aufgesogen und vielfältig besprochen. Es war nur wenig. Cloppenburg war noch ohne Bahn und Telegraph, es lag weltfern in seinen bunten Feldern, braunen Heiden und rauschenden Wäldern. Nachrichten kamen hauptsächlich durch die tägliche Fahrpost. Vom Tempo war damals überhaupt keine Rede.

Am Nachmittage waren die Schwadronen noch zum Exerzieren ausgerückt gewesen in Staub und Hitze. An sich wäre es eine Freude gewesen für die Herren Offiziere, sich am Abend bei einem Glas Wein und einem Spielchen zu erquicken. Sie waren im Kasino versammelt, der Herr Rittmeister und die Leutnants, der dicke von Negelein, Jacques Kreumann, Hake und andere. Von Negelein, der sonst gern weit bis in die Nacht hinein aushielt, sprang alle Augenblicke auf. Er sagte, er erwarte einen Brief von zu Hause, dort sei jemand krank. Die anderen erörterten den Stand der Politik, von dem sie im Grunde jetzt erwarteten, daß das Soldatenspielen ein Ende haben, und daß sie bald zum ernstesten Einsatz auf Leben und Tod kommen würden. Es war ein heldischer Beruf, ihr Offiziersberuf, mit strammer Haltung erwarteten sie den Abruf. Dennoch wurde es ihnen zu enge im Kneipraum. Hake von Scheventorp, ein sehr schneidiger junger Leutnant, schlug vor, zu Hönemann zu gehen.

In der Posthalterei Hönemann war ein Saal, und in diesem Saal war ein Ball. An und für sich war bislang noch wenig Zusammenhalt zwischen den Cloppenburgern und den Offizieren entstanden. Diese Herren Offiziere konnten sich so schnell nicht an den Umgang mit Bürgerlichen gewöhnen. Die wohl-situierten Kaufleute, Beamten und Ärzte der Stadt legten ihrerseits keinen besonderen Wert auf den Umgang der Offiziere, die meist vom Adel stammten, mit ihren Töchtern. Die jungen Herren der Stadt unterstützten eifrig diese Abneigung ihrer Väter. Sie hatten keine Lust, sich vom zweierlei Tuch ausstechen zu lassen.

Als Hake den Vorschlag machte, stutzten die Kameraden und überlegten. „Laßt uns hingehen,“ sagte Jacques Kreumann, „hier



ist es tatsächlich sowieso einfach nicht zum Aushalten heute abend.“ So wie ihm wurde es auch den anderen Leutnants um die Brust zu enge, ungemütliche Gedanken meldeten sich und wollten sich hier im stillen, engen Raum nicht vertreiben lassen. „Also, laßt uns gehn“, hieß es nun. „Laßt uns mal schneidig tanzen.“ Gleich dachten einige an einen anderen bevorstehenden Tanz, und wurden nachdenklich. Hake sprang auf, schnallte den Schleppsäbel um, stülpte die Mütze aufs Ohr und stand in der Tür. „Nun?“ rief er aufmunternd. Da kamen auch die anderen hoch: „Dies ist in der Tat ein langweiliges Nest. Laßt uns also tanzen gehen!“ rief Kreumann. Sie wollten denn also keck sein und sich eine Tänzerin erobern. Sie kannten alle schon einige der jungen Damen der Stadt. Sie drehten schmunzelnd den Schnurrbart, machten sich wie Hake zum Gehen bereit, und traten hinaus auf die Straße.

Das Haus Hönemann, heute Schäfers' Hotel, war ein nahrhaftes Haus, ein zweistöckiger, langgestreckter Fachwerkbau. Mit der Posthalterei war ein Gasthaus verbunden, und der Saal war der feinste der Stadt, hell und freundlich. Zwischen den vielscheibigen, blinkenden Fenstern hingen lange, schmale Spiegel in Goldrahmen. Die frisch bemalten Wände zierten Oldrucke, vermutlich Alpenlandschaften, die damals große Mode waren. Auf der Anrichte neben dem Eingang standen zwei Markardbouquets, die in ihren Farben als Gegenstücke aufeinander abgestimmt waren, im übrigen Weingläser und Bierseidel. Auf einem Bock neben dem Büfett thronte ein Oxhottfaß Bier, und einer der Hönemannschen Stallknechte zapfte das erquickende Naß. Unter dem Hahn stand ein Gefäß, das den Bierschaum auffing, der an den Seideln herunterglitt. Weiß, sehr weiß waren die breiten Dielen des Fußbodens gescheuert. Weiß und blau waren die Kittel gestreift, weiß die Schürzen, die alle Bedienenden trugen. Gegenüber der Anrichte war an der Hinterwand des Saales das Podium für die Musikanten aufgebaut. Dort spielte eine ganze Reihe von Mitgliedern der Dragonerkapelle aus Osternburg. Zu beiden Saalseiten waren Tische und Stühle aufgestellt, und sie waren an diesem Abend vollbesetzt mit der Cloppenburger Gesellschaft, Vätern und Müttern, mit den Töchtern und Söhnen. Die Väter saßen gemächlich da, qualmten und tranken Bier; immer noch eins, denn es war eine warme Nacht. Die Mütter, steif in Seide, tranken kein Bier: pfui, wie

gewöhnlich! Sie nippten an einem Gläschen süßen Madeira oder Tokayer. Bei ihnen saßen die Töchter. Sie hatten rote Wangen vor Tanzlust und Erwartung. Es waren schöne Töchter, glühend vor Gesundheit und Lebensmut. Die jungen Söhne und auch einige andere ledige junge Herren, etwa der neue Gerichtsassessor oder der neue Doktor, saßen für sich.

Eben intonierte die Musikkapelle den neuesten Straußschen Walzer. Wie behext sprangen die jungen Herren auf und strebten auf die Erkorene zu mit langen Schritten, um doch ja der Erste zu sein. Sie führten sie nach einer sorgfältig eingeübten Kavalierverbeugung zur Saalmitte. Beim Anstreifen der weißen Handschuhe wechselten die Paare einige nette Redensarten, und dann ging es los, das Tanzen. Die Musik setzte alles daran, soviel Schwung und Gefühl in die Melodie zu legen, wie Strauß und Lanner es in Wien nicht besser machen konnten. Ei, wie schön!

„Hier die zierlichen Mosjös,
Dort die Damen mit den süßen
Himmlisch hohen Prachtpopös.“

O dieser Wilhelm Busch! Es stimmte aber genau. In langem, gründlichem Tanzkursus hatten die jungen Damen und Herren sich graziös im Walzertakte zu schwingen gegelernt, die Damen in ihren farbigen Stöckelschuhen. An den Gewändern aus hell und dunkel gestreifter Seide flatterten Spitzen, Schleifchen und Plissees. Bis zur Taille waren die Roben eng anschließend, weiter unten bauschte sich ein pomphafter Rocküberwurf. Hinten wurde der Überwurf hochgehalten, durch die neue Mode aus Paris, wo dem Vernehmen nach Kaiserin Eugenie tonangegend war, durch die Tournure, eben den Prachtp.... Die niederdeutsche Bezeichnung für dieses Ding war so derbe, aber treffend, daß man das Wort in guter Gesellschaft nicht aussprach. Im Haar trugen die Damen eine Blume, eine duftende, von Gott geschenkte Prachtrose oder eine von kunstfertigen Händen gemachte. Kokett seitwärts von Toupet und Rollen gesteckt, erhöhten sie den Zauber der Jugend. Hier und da sah man Ponyhaar fast bis zu den Augenbrauen, glatt oder gekräuselt, die Stirn verdecken.

Gerade während eines zierlichen Menuetts ging die Saaltür offen, und herein traten die schneidigen Dragonerleutnants. Die Paare kamen beträchtlich aus dem Takt. Die jeunesse dorée weiblichen Geschlechts lächelte sich schelmisch an; die jungen Kavaliers taten, als sähen sie nichts.



Während die Herren Leutnants an einem von den Dienern herbeigeholten und gedeckten Tische Platz nahmen, war das Menuett beendet worden. Es trat eine Stille ein, und es wollte in den nächsten Minuten keine rechte Unterhaltung wieder in Gang kommen. Man hatte im Freudenrausch des Festes vergessen, welche Gewitterschwüle in der Weltpolitik herrschte. Jetzt, beim Auftauchen der Marssöhne, waren alle wieder in die beängstigende Wirklichkeit zurückversetzt. Die alten Herren zogen gedankenvoll an ihren wohlduftenden Zigarren, die jungen Herren spürten eine gewisse Beklemmung und wurden dadurch milder gegen die Konkurrenz gestimmt. Die Schar der Damen fand es unerträglich schwül im Saale. Sie ließ die Fächer aus Elfenbein, Seide und Paillettengeflicker eilig vor den glühenden Gesichtern wippen.

Die Musik machte der Flaute ein Ende. Sie intonierte die „Donauwellen“. Und nun war es, als wäre den jungen Herren so etwas wie ein Krampf in die Glieder gefahren. Als sie sich nur zögernd erhoben, waren die jungen Herren Leutnants bereits auf dem Wege zum Angriff. Sie schlugen die Hacken zusammen, verneigten sich steifnackig vor den Müttern, schnarrten ihre Namen und baten um einen Tanz mit der Tochter. Die Mütter nickten überrascht, dann nahmen die Sieger ihre Erwählte am Arm und führten sie in selbstverständlichem Triumph zur Tanzfläche. Die jungen städtischen Kavaliere bemächtigten sich der übriggebliebenen. So ging es Stunden fort in Lust und Überschwang. Hier und da wurden sogar zwischen Militärs und männlichen Zivilisten ein paar Worte gewechselt. Die drohende Katastrophe stimmte die Gemüter milde und bewirkte so viel nachgiebige Verträglichkeit.

Ogleich die Fenster gegen Mitternacht geöffnet worden waren, um Rauch und Hitze zu mildern, hörte doch niemand bei dem fröhlichen Lärm den Hufschlag eines Pferdes. Postmeister Rother wurde aus dem Saal gerufen, und kam nach kurzer Zeit wieder herein. Keiner achtete weiter darauf. Um ein Uhr, als die Alten zum Aufbruch mahnten, erhob sich der Postmeister, ein kleiner, noch junger Herr mit Brille und Schnurrbart, trat mit ernster Miene in die Mitte des Saales, erhob den Arm und bat um Ruhe. Die Musiker hörten auf, ihre Instrumente zu stimmen. Sie hatten noch einen Schlußwalzer spielen sollen als vergnügten Kehr aus. Es trat lautlose Stille ein.

Der Postmeister holte ein Papier aus der Tasche, eine Depesche, die schon um Mitternacht eine Stafette gebracht hatte. Rother hatte es nicht übers Herz bringen können, die Freude so jäh zu vernichten. Die Depesche enthielt die Kriegserklärung an Frankreich.

Cloppenburg war in fieberhafter Tätigkeit. Alte Kämpfer von 1864 und 1866, junge Reservisten verschiedener Jahrgänge fuhren mit der Post und anderen Wagen in Zivil mit der Pappschachtel voll Mundvorrat und Unterzeug nach Oldenburg. Auf dem Garnisongelände war Gelauf in der Kammer und der Schuster- und Schneiderstube. Überall Rennen und Packen.

Die zweite und dritte Eskadron des Dragonerregimentes Nr. 19 stand dann marschbereit bei der kleinen Kirche, wo ein ziemlich großer Platz war. Die Hellblauen trugen rote Rosen und Nelken im Knopfloch, am Helm und Karabiner. Neben dem Sattel baumelten Liebesgabenpakete. Die Geberinnen, ach nein, ganz Cloppenburg war wieder, diesmal leider zum Abschiednehmen, versammelt. „Heil und Sieg, und frohe Wiederkehr!“ — „Es lebe das Vaterland!“ erscholl der Ruf. Die Dragoner, bereits aufgesessen mit starrenden Lanzen und schwänzeln den Wimpeln dran, schwiegen. Sie hielten still, schön ausgerichtet in Reih und Glied. Auf das Kommando: Eskadron aufgesessen! strafften sie sich und nahmen Paradehaltung an. Auf ein weiteres Kommando: Eskadron marsch! setzte sich die Truppe in Bewegung. Die Musik fehlte. Der Trompeter blies das Lied „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus . . .“ Fort gings in strammer Haltung und martialischem Geradeausblick über die Osterstraße, und die wirbelnde Staubwolke bei Bethen war das Letzte, was die Cloppenburg von ihren Dragonern sahen.

*

„Sieg!“ — Der Postillon bläst hoch vom Bock ein Trara und verkündet: „Sedan gefallen. 100 000 Gefangene. — Napoleon ab nach Kassel!“ Alles stürzt auf die Straße: „Se hebt'n, se hebt'n.“ Auch der alte Focken Dirk kommt in großen Holschen durch seine breite Einfahrtstür getrudelt und tüffelt eilfertig nach Leibers Ecke, wo der Postwagen noch hält: „Wor is he? — Wor is he?“ schreit er aufgeregt. Sein Nachbar, der allzeit muntere Tierarzt Wewer, zeigt auf die Postkutsche: „Dirk, kummst just noch früh ge-



naug. Dor achter in'n Postwagen, dor sitt he!" Alle haben Spaß. Dirk, der sich aufgezogen sieht, lacht kopfschüttelnd mit und zieht sich, so schnell er kann, zurück, um seiner Focken Engel im Hause Bericht zu erstatten.

Also, es war nun so weit, es war geschafft. Der Franzmann war erledigt, nun würden die Dragoner wohl bald wiederkommen.

Sie sind nicht alle wiedergekommen, sie nicht, die damals Abschied nahmen. Die 19. Dragoner hatten den schauerlichen Todesritt von Mars la Tour mitgemacht. Die berühmte Attaque hatte manchem den Tod gebracht. Außerdem zählen Kriegsjahre doppelt.

Dennoch: Eines Tages waren die zweite und dritte Eskadron des 19. Dragonerregimentes, volle 180 Mann, wieder da. Das Soldatenleben ging seinen Friedensgang wieder wie zuvor. Hiervon erzählte mir ein Vechtaer Dragoner, der seine drei Jahre treu in Cloppenburg gedient hatte. Er gehörte der dritten Schwadron an. Sein Rittmeister war von Egloffstein, Premierleutnant war v. d. Marwitz, Secondeleutnant von Merveldt. In jeder Schwadron waren zwei Wachtmeister und wohl zehn Unteroffiziere.

Cloppenburg sah in diesen Jahren nach dem Kriege 1870/71 Offiziere mit sehr bekannten Namen, Söhne berühmter Heerführer. Leider waren sie nicht um ihrer Tugend willen da. Einer von ihnen, von Manteuffel, war sehr befreundet mit dem Freiherrn v. Romberg, „dem tollen Bomberg“, aus Münster. Der kam eines Tages auf nassem Gaul von Münster geritten, begrüßte die Herren Offiziere bei Brünings, insbesondere seinen Freund Manteuffel, um alsbald wieder in rasendem Galopp auf frischem Gaul davon zu preschen. Er hatte nicht zwei Minuten Zeit, er wollte seine Wette gewinnen. Wie es nachher hieß, hat er sie gewonnen, indem er in anderthalb Tagen von Münster nach Cloppenburg und wieder nach Münster zurückgeritten ist.

Den Herren Leutnants war der Aufenthalt in Cloppenburg ein Anlaß, diesem stillen Landstädtchen militärischen Glanz zu verleihen. Sie ließen öfters die Regimentsmusik aus Osternburg kommen. Dann war zunächst Platzkonzert. Die klang von Brünings her über die schmalen Straßen, wo das Gras beschaulich zwischen den Steinen wuchs. Hinterher konzertierte die Kapelle in Brünings Hotel oder im Sommer dort im Garten. Abends war Ball bei Brünings. Manchmal

war auch Konzert im Freien auf Hemmelsbühren. Dort war es wunderschön. Das Bauernhaus, im ostfriesischen Stil erbaut, stand breit und behaglich unter den glattrindigen Buchen, die auf ihren graugrünen Säulen dichte Wipfel trugen. An der Seite zur Stadt hin stand eine dicke Eiche mitten in den Anlagen, die zu einem Wirtshausgarten mit Lauben, Tischen und Bänken hergerichtet waren. Hier an warmen Sommertagen sich erquicken, Musik hören, bis die Sterne durch die Baumkronen schienen in der kurzen Sommernacht, das war für die Cloppenburger und ihre Offiziere ein poetischer Hochgenuß.

An den Sonntagen nahmen die Dragoner ihre gute Montur mit zum Stall. Sie zogen sie nach dem Stalldienst an und gingen zum Gottesdienst nach St. Andreas, von einem Unteroffizier geführt. Sie gingen durch den Turmeingang in die Kirche und blieben bescheiden unterm Orgelboden knien, standen höflich auf, wenn Frauen kamen und keinen Platz in der Bank mehr fanden. Der Sonntagnachmittag war frei. Dann gingen die einfachen Soldaten an schönen Tagen gern über Land in die nächstliegenden Dörfer. Sie waren ja zumeist selber vom Lande.

„Soldatenleben und das heißt lustig sein.“ Abends, wenn schon um 9 Uhr der Zapfenstreich geblasen wurde, dann waren der Mannen Körper, die ja in täglicher Übung auf Stahl und Eisen trainiert wurden, noch garnicht müde. Wenn etwas Kleingeld in der Tasche klimperte, dann füllten sich die Wirtschaften, oder, was wahrscheinlicher ist, sie blieben gefüllt, manchmal bis in die späte Nacht.

Bei Eckmeyer versammelten sich nach wie vor die Wachtmeister und Unteroffiziere. Sie hatten kaum Nachtdienst, und wurden selber nicht bewacht.

Vorsicht war bei Nolten Lise vor dem Turm für die Soldaten geboten. Nolten Lise wohnte recht ungetarnt an der Straße und am Kirchhof, dessen Abgang zu der Straße hin direkt an ihrer Tür vorbeiführte. Klein war ihr Haus, man öffnete von der Gasse aus die einzige Tür des Hauses, und man befand sich nach dem Eintritt in der schummerigen Schankdiele. An der einen Seite war neben der Tür ein kleines, meist von Rauch getrübbtes Fenster, an der anderen war ein kleiner Schaukasten angebracht mit vielen Scheiben und weißem, vergilbtem Innenanstrich. Nolten Lise ließ sich nämlich außer ihrem Wirtinberuf den Verkauf von Fischen angelegen sein. Ihr Bruder brachte an jedem



Freitag mit einer Schiebkarre Schellfische von Haus zu Haus, aber ein ständiger Geschäftsartikel waren saure Heringe. Daß diese Bewohner der Nordsee, tot und sauer, zu ihrem Wirtschaftsbetrieb sozusagen als Ergänzung gehörten, bewies ihr Konsum durch die nächtlich kneipenden Soldaten. In ihrem kleinen Schaukasten machten gewöhnlich ein paar Heringe auf einer geblühten Steingutschüssel und einige Stränge Kautabak in trauter Nachbarschaft Reklame für die Firma.

In dieser bescheidenen Klausel also tranken die Dragoner ihr Bier und ihren Schnaps, und flüsterten. Die Gefahr, von der Nachpatrouille gefaßt zu werden, wurde öfters geradezu akut. Diese Patrouille, angeführt vom Offizier du jour, machte Cloppenburg bis zur Reveille unsicher. Was noch hinzu kam, der Offizier du jour verfiel manchmal auf den häßlichen Gedanken, Winkel durchzustöbern, welche die Patrouille allzu gern unbeachtet ließ. Wenn nun die zechenden Dragoner mal, durch die Schnäpschen angeheitert, lauter und fideler wurden, dann schlurfte Nolten Lise besorgt zur Tür, um zu lauschen. Sie war um ihre Stammgäste liebevoll besorgt, auch natürlich ein bißchen aus Eigenliebe. Wer mit Arrest belegt wurde, der war gezeichnet und mußte doppelt vorsichtig sein. So war er leicht Nolten Lise's Gast für lange Zeit gewesen. Ubringens umfingen schon um Mitternacht die heimlichen Kneipanten Wolken und Düsternis, was die Gefahr sehr verringerte. Das kam vom Knasterdampf und von der Petroleumlampe, die vor einer Blechscheibe an der Schänkenwand hing. Die Lampe blakte, der Zylinder wurde immer schwärzer, schließlich flackerte das Licht in letzter Qual aus Mangel an Sauerstoff.

Ein nettes Erlebnis erzählte mir der alte Dragoner von einer Nacht, da sie zu Fünfen über den Zapfen strichen. Es war ein heißer Frühlingstag gewesen, dem eine lange Nacht folgte. Der Mond, die milde Leuchte, hing überm Hagen, darin die Frösche in Sumpf und Schilf ihre Liebesrufe quarrten. In den Weiden- und Erlenbüschen perlten die Tonverse der Nachtigall, der Philomele schwärmerischer Zeiten. Die Fünfe waren also noch um neun Uhr frisch und munter, eine Sünde wär's, so meinten sie, schon so früh zu Bett zu gehen. Sie saßen im Wirtshaus der „Piskemadam“. Hier floß die Piske vorbei in den damals noch nicht ganz versumpften Hagenteich. Das Haus lag damals noch als letztes an dieser Stadtseite langgestreckt an der

Emsteker Straße. Es hatte eine reinliche Vordiele mit weißgekalkten Wänden und gerötetem Backsteinpflaster. Die Türen waren dunkel gestrichen. Nach links ging es in die gute Stube, geradeaus war die Glas-tür zur Küche. Sie lag nach hinten zum Hagen hin. Über dem offenen Herdfeuer hing der Braukessel mit Warmbier und verbreitete den würzigen Duft, der mit dem Duft frischen Brotes verwandt ist. Auf Binsensühlen saßen rings die fünf Dragoner, dazwischen saß die Piskemadam und strickte, während ihre Tochter, die Vielhaar, am Kessel mit dem Nachfüllen der Bierkrüge beschäftigt war. Sie tranken und wurden dabei vergnügt, sie hatten schon das Stadium erreicht, wo die angeregte Natur das Singen verlangt. Die würdige Witwe, die Piskemadam, aber sagte bei den ersten Tönen: „Jungs, willt ji'n bitken na Vatter Philipp?“ Nein, das wollten sie nicht. Aber hör, was war da plötzlich auf der Vordiele los? Sie hörten Schritte — ein Schleppsäbel klirrte. Offizier du jour war ihr Premierleutnant v. d. Marwitz. Sie sprangen auf: „Dat is he“, flüsterte einer, „den Trä kenn ick.“ Ehe sie noch daran denken konnten, irgend etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen, stand v. d. Marwitz in der Tür. Die Fünfe sprangen auf, rissen die Hacken zusammen, daß die Sporen klirrten, standen stramm, die Hände an der Hosennaht, und hatten Köpfe wie rote Laternen. V. d. Marwitz musterte sie ruhigen Blickes, ein kleiner Schelm saß ihm in den Augenwinkeln; er schmunzelte unter seinem elegant gedrehten Schnurrbart. Er betrachtete die adrette, jedoch vor Schreck erstarrte Piskemadam, und ihre dralle Tochter mit dem reichen Blondhaar, trat zum Braukessel, schnupperte mit der Nase darüber, und dann sagte er: „Guten Abend, Leute, na, hier habt ihrs aber schön gemütlich. Hier schmeckt es euch wohl?“ — Durch die gnädige Laune ihres Gebieters ermutigt, sagte einer der Sünder keck: „Zu Befehl, Herr Leutnant, hier ist es sehr gemütlich. — Möchten der Herr Leutnant vielleicht einmal eine Kanne probieren?“ — „Jawohl“, sagte v. d. Marwitz ganz einfach. Blitzschnell holte einer einen Stuhl von der Wand, die Piskemadam ist fix im Wohnzimmer verschwunden und kommt mit einem extra feinen Bierseidel zurück. Die Vielhaar schenkt lächelnd ein und kredenzt dem vornehmen Offizier mit ungezierter Freundlichkeit die braune Labe. Von d. Marwitz hat sich hingesezt, und als alle ihre Kanne frisch gefüllt bekommen haben, stößt er



jovial mit jedem an. Er lobt das Bier und trinkt scharf. Er mochte tüchtig Durst haben. Er fragt die Leute freundlich nach diesem und jenem, und da die Biergeister schon recht rege sind, verliert sich bald die Befangenheit. Wohl eine Stunde haben sie vergnügt weitergezecht.

Mit einem Mal schaut v. d. Marwitz nach seiner Repetieruhr. „Bald drei“, sagt er, und erhebt sich. Die Fünfe stehen augenblicklich ohne zu schwanken stramm. Von d. Marwitz nimmt ebenfalls stramme Haltung an und sagt: „Ich sehe, ihr seid kräftige Kerle, die sich vor Nächten ohne Schlaf nicht fürchten. Der Ordnung halber wollen wir jetzt eine Stunde Strafexerzieren machen. Das habt ihr euch redlich verdient.“ — „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ — Schnell greifen sie nun nach ihren Mützen, schnallen den Säbel um, und folgen ihrem Vorgesetzten in die frische Luft. Am bleichen Himmel weidet der volle Mond geruhsam seine Wolken-schäfchen und leuchtet den Schwankenden mit nachsichtiger Milde.

An der Stelle, wo die Langenstraße auf die Mühlenstraße stößt, ließ v. d. Marwitz die Leute stille stehn. Er lauschte aufmerksam und hörte fern der Langenstraße Patroillenschritte. Von d. Marwitz flüsterte: „Schnell, Leute, daß euch die Patrouille nicht erwischt! — Ich komme nach.“ Da nahmen die schon fast wieder nüchtern gewordenen Dragoner ihren Schleppsäbel hoch und rannten, so leichtfüßig sie konnten, die Mühlenstraße hinunter. Sie stürmten in den Pferdestall und holten ihre Zossen aus den Boxen, und machten sie im Alarmtempo zum Aufsitzen klar. Die Stallwache hatte diebischen Spaß an der Szene. Nächtliches Reiten und Exerzieren war ungewöhnlich, und wenn schon, fand es nur schwadronsweise statt. Dieses bewies ihnen also, daß

etwas Besonderes vorgefallen war. Kaum waren die Reiter fertig, um ihre Gäule in den Reitstall zu führen, da erschien auch schon v. d. Marwitz. Die Wache stand stramm und machte Meldung, daß alles in Ordnung sei, und verzog sich grinsend.

Im Reitstall formierten sich die fünf Verbrecher wie zum Gänsemarsch, der Premier kommandierte und sie sausten los, immer rundum. Sie dienten alle schon im dritten Jahr. Trotz der durchzechten Nacht saßen sie stramm und schneidig zu Pferde. Der Leutnant musterte sie befriedigt. Als die Pferde anfangen zu dampfen, ließ er halten und ab-sitzen. In dieser Ruhepause verspürten sie alle eine Leere im Magen, und der Offizier bedauerte es, daß die Kantine geschlossen sei. „Wenn man doch jetzt ein Gläschen zum Überkippen hätte“, meinte er. „Darf ich aushelfen, Herr Leutnant?“ ruft einer, und geht zur Stallwand. Rings waren Pritschen zum Schutze gegen die Pferdehufe angebracht. Er hebt eine Pritsche von der Wand ab, langt dahinter, und kommt mit einer Schnapsflasche nebst Glas zu v. d. Marwitz. „Ihr seid ja Teufelskerls“, lobt der und läßt sich ganz gern ein Gläschen einschenken. Hernach, als alle sich gestärkt, wird von neuem aufgesessen und geritten bis zur Stunde des Stalldienstes.

„Soldatenleben und das heißt lustig sein.“ Das Liedchen wurde viel gesungen, war aber nicht ganz wahr. Welcher Dragoner freute sich nicht, wenn er nach drei langen Dienst-jahren im Zivilanzug zu Muttern heim-kehren und singen durfte: „Reserve hat Ruh!“ —

Im Jahre 1883 rückte die zweite Eskadron wieder für immer ab nach Osternburg, im folgenden Jahre auch die dritte. Da war Cloppenburg nicht mehr eine kleine Garnison.

Elisabeth Reinke

„Kiek wedder in -!“

„Kiek wedder in —!“ Dat is äin Wort
van Dörp tau Dörp bekannt.
Dat klingt nao rechte, echte Aort
in use ganze Land.

Kiek äben in! Gaoh nich vörbi!
Sett di man bi us daol!
Nümm, wat du magst, dat staiht vör di!
Us Wiem' is noch nich kaohl.

„Kiek wedder in —!“ Dat is äin Wort
van Dörp tau Dörp bekannt.
Dat klingt nao rechte, echte Aort
in use ganze Land.

Kumm dichter un vertell us nu:
Wie gaiht't tau Hus bi jau?
Dat gaiht, wie't ümmer gaiht, seggst du?
Kumm, lang' noch ainmaol tau!

Du wullt all wegg? Büst ja kuum dor!
Däi Tid is rain tau minn'.
För't anner Maol is di doch klaor:
Kiek gerne wedder in!

Heinz von der Wall



Die Kirchenbücher im Offizialatsbezirk Oldenburg

Das Tridentinische Konzil, das von 1545 bis 1563 in Trient tagte, machte den Pfarrern der Kirchengemeinden die Führung von Trau- und Taufregistern zur Pflicht; das *Rituale Romanum* vom 16. 6. 1614 verlangte außerdem die Anlegung eines Verzeichnisses der Verstorbenen. Diese Anordnungen mußten von zahlreichen Diözesansynoden wiederholt werden, bis sie tatsächlich allgemein durchgeführt wurden. Die tatsächliche Führung der Register (Kirchenbücher) wurde erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts allgemeiner Brauch der Pfarrämter. Anfangs rein kirchliche Bücher, galten die Tauf-, Sterbe- und Kopulationsregister im 18. und 19. Jahrhundert in manchen Ländern zugleich als staatliche Zivilstandsregister, so in Deutschland noch bis zum 1. Januar 1876, wo durch Reichsgesetz die Standesämter eingerichtet wurden, die nun die Führung der staatlichen Zivilstandsregister übernahmen.

In der Diözese Osnabrück, zu der das Oldenburger Münsterland bis 1668 gehörte,

erfolgte die erste Anordnung an die Pfarrer, Kirchenbücher anzulegen und sorgfältig zu führen, im Jahre 1631. Diese Anordnung wurde 1651, als nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges in den Kirchengemeinden wieder einigermaßen geordnete Verhältnisse geschaffen waren, erneuert. Aus der Zeit vor 1651 sind sehr wenige Kirchenbücher erhalten; die ältesten sind in Cloppenburg, begonnen 1613, Emstek (1630), Lönigen (1639) und Vechta (1642). Die Verordnung aus dem Jahre 1651 führte dann jedenfalls einen bedeutenden Schritt weiter, wie die folgende Übersicht über Alter und Bestand der Kirchenbücher im Offizialatsbezirk zeigt. Einige damals noch säumig gebliebene Pfarrer scheinen dann in den 70er Jahren unter dem strengen Regime Christoph Bernhards von Galen, der 1668 der kirchliche Obere des Münsterlandes geworden war, veranlaßt worden zu sein, die ihnen wohl zu bürokratisch erscheinenden Dienstobliegenheiten zu erfüllen.

Übersicht über die Kirchenbücher der katholischen Kirchengemeinden des Offizialatsbezirks Oldenburg

a = Beginn der Taufregister; b = der Sterberegister; c = der Kopulationsregister

| Kirchen- od. Kap.-Gem. | a | b | c | Kirchen- od. Kap.-Gem. | a | b | c |
|------------------------|------|------|------|------------------------|------|------|------|
| Altenoythe | 1669 | 1669 | 1669 | Evenkamp | 1938 | 1938 | |
| Augustfehn | 1880 | 1879 | 1882 | Friesoythe | 1675 | 1675 | 1675 |
| Bakum | 1694 | 1694 | 1694 | 25 Garrel | 1872 | 1872 | 1872 |
| Barßel | 1653 | 1651 | 1651 | Goldenstedt | 1753 | 1740 | 1770 |
| 5 Benstrup | 1924 | 1924 | | Harkebrügge | 1867 | 1867 | 1921 |
| Bevern | 1911 | 1914 | 1920 | Hemmelte | 1901 | 1908 | |
| Bösel | 1874 | 1874 | 1874 | Hoheging-Kellerhöhe | 1923 | 1928 | 1928 |
| Brake | 1878 | 1878 | 1879 | 30 Holdorf | 1790 | 1809 | 1827 |
| Bühren | 1905 | 1905 | 1914 | Jever | 1782 | 1782 | 1782 |
| 10 Bunnen | 1844 | 1918 | 1878 | Kneheim | 1900 | 1910 | 1925 |
| Cappeln | 1661 | 1660 | 1660 | Kroge-Ehrendorf | 1928 | 1928 | 1935 |
| Carum | 1891 | 1917 | 1928 | Langförden | 1652 | 1653 | 1653 |
| Cloppenburg | 1613 | 1665 | 1642 | 35 Lastrup | 1656 | 1656 | 1662 |
| Damme | 1650 | 1723 | 1651 | Lindern | 1652 | 1652 | 1651 |
| 15 Delmenhorst | 1879 | 1880 | 1880 | Lohne | 1683 | 1683 | 1683 |
| Dinklage | 1668 | 1660 | 1669 | Lönigen | 1639 | 1644 | 1639 |
| Einswarden | 1940 | 1940 | 1940 | Lüsche | 1906 | 1921 | 1929 |
| Elisabethfehn | 1922 | 1925 | 1925 | 40 Lutten | 1674 | 1673 | 1674 |
| Ellenstedt | 1929 | 1930 | 1930 | Markhausen | 1679 | 1679 | 1679 |
| 20 Elsten | 1909 | 1921 | 1926 | Molbergen | 1692 | 1695 | 1692 |
| Emstek | 1631 | 1631 | 1630 | Mühlen | 1926 | 1925 | 1926 |
| Essen | 1651 | 1651 | 1651 | Neuenkirchen | 1651 | 1651 | 1651 |



| Kirchen- od. Kap.-Gem. | a | b | c |
|------------------------|------|------|------|
| 45 Neuscharrel | 1859 | 1859 | 1859 |
| Nikolausdorf | 1923 | 1922 | 1922 |
| Nordenham | 1909 | 1909 | 1909 |
| Oldenburg | 1788 | 1787 | 1790 |
| Osterfeine | 1901 | 1901 | 1901 |
| 50 Osternburg | 1929 | 1929 | 1929 |
| Oythe | 1653 | 1693 | 1653 |
| Peheim | 1924 | 1924 | 1926 |
| Ramsloh | 1811 | 1726 | 1739 |
| Rechterfeld | 1926 | 1926 | 1926 |
| 55 Rüschildorf | 1916 | 1925 | 1926 |
| Scharrel | 1658 | 1654 | 1655 |
| Sedelsberg | 1929 | 1931 | 1930 |
| Sevelten | 1931 | 1931 | |
| Steinfeld | 1662 | 1662 | 1662 |
| 60 Strücklingen | 1703 | 1703 | 1703 |
| Thüle | 1935 | | 1935 |
| Varel | 1851 | 1853 | 1854 |
| Vechta | 1642 | 1651 | 1644 |
| Vestrup | 1692 | 1692 | 1692 |
| 65 Visbek | 1651 | 1651 | 1651 |
| Wangerooge | 1900 | 1900 | 1916 |
| Wildeshausen | 1678 | 1678 | 1678 |
| W'haven, St. Marien | 1861 | 1860 | 1860 |
| W'haven, St. Willehad | 1911 | 1911 | 1912 |

Die vorstehenden Zahlen sind entnommen aus Willoh, Geschichte der kath. Pfarreien, und aus Börsting-Schröer, Handbuch für das Bistum Münster 1940. Die nach 1940 entstandenen neuen kath. Kirchengemeinden, namentlich die in der Diaspora Nordoldenburgs neu gegründeten, konnten noch nicht berücksichtigt werden. — In einigen alten Kirchengemeinden sind Kirchenbücher früher angelegt und geführt worden, als durch die obigen Jahreszahlen angegeben ist, so z. B. in Bakum, Cappeln, Damme, Dinklage, Goldenstedt, Lohne, Scharrel, Ramsloh und Strücklingen. Die ältesten Register dieser Gemeinden sind durch Kriegseinwirkungen oder bei Bränden der Pfarrhäuser verloren gegangen. In einigen älteren Registern sind auch erhebliche Lücken. Näheres hierüber findet sich bei Willoh, Geschichte der kath. Pfarreien.

In Ausführung des § 32 des Normativs für die Wahrnehmung des landesherrlichen Hoheitsrechtes über die römisch-katholische Kirche in Oldenburg vom 5. 4. 1831, das die Einsendung von Zweitschriften der Kirchenbücher zu Staatszwecken (Heeresdienst) forderte, erließ der erste Bischöfl. Offizial Dr. Herold am 3. 4. 1831 die heute noch gültige Vorschrift an die Pfarrer, zu Anfang eines jeden Kalenderjahres beglaubigte Abschriften der Tauf-, Sterbe- und

Kopulationsregister des Vorjahres zur weiteren Veranlassung an das Bischöfl. Offizialat zu senden. Das war der Beginn der Kirchenbuchsammlung des Offizialates. Die Register wurden dort alljährlich in je drei Bänden eingebunden und sorgfältig aufbewahrt. Da die Zweitschriften den Zwecken der kirchlichen Verwaltung dienen, sind sie auch nach dem 1. Januar 1876, nach Einrichtung der Standesämter, weiter angefertigt und eingesandt worden. So existieren seit 1831 doppelte Ausfertigungen der Kirchenbücher, die Originale in den katholischen Pfarrämtern der Gemeinden und beglaubigte Zweitschriften im Bischöfl. Offizialat in Vechta.

Als zur Zeit des 3. Reiches die Gefahr bestand, daß die Originalkirchenbücher durch die zahlreichen Familienforscher beschädigt oder doch jedenfalls stark abgenutzt würden, beauftragte der damalige Offizial Vorwerk mit Verfügung vom 18. Juli 1936 die Pfarrer, auch beglaubigte Abschriften der Kirchenbücher aus der Zeit vor 1831 für das Offizialat anfertigen zu lassen. Diesem Auftrage haben bislang folgende Pfarrämter entsprochen: Bakum, Damme, Dinklage, Emstek, Essen, Friesoythe, Holdorf, Langförden, Lastrup, Lohne, Lutten, Molbergen, Neuenkirchen, Oldenburg, Oythe, Steinfeld, Vechta, Vestrup, Visbek, Wildeshausen (seit 1810). Von diesen Gemeinden besitzt also das Offizialat Abschriften der Kirchenbücher seit ihrem Beginn (siehe Übersicht) bis auf den heutigen Tag. Die umfangreiche Sammlung ist untergebracht im St. Antoniushaus (Klingenhagen).

Das Offizialat richtete dann im Juli 1940 eine Zentralstelle für Kirchenbuchauskünfte und Familienforschung im Offizialatsbezirk Oldenburg ein und bestellte zum Leiter den Studienrat i. R. Dr. Sieverding. Diese Zentralstelle hat die Aufgabe, dem Offizialat, den Pfarrämtern und Privatpersonen Auskünfte aus den Kirchenbüchern zu erteilen und den Familienforschern Gelegenheit zur Einsichtnahme in die Kirchenbücher zu geben. Nach dem Tode Dr. Sieverdings hat der Verfasser dieses Beitrags die Verwaltung übernommen. Er ist zwecks Erteilung von Auskünften an Interessenten in der Regel Montags, Mittwochs und Freitags von 10—12 Uhr im Antoniushause zu sprechen, gegebenenfalls auch zu anderen Zeiten nach vorheriger Anmeldung und Vereinbarung.

Franz Teping



Das Archiv des Kreisamtes Vechta

Der Heimatforscher ist bei seinen Arbeiten zu einem wesentlichen Teil auf das Schriftgut vergangener Zeit angewiesen. Die Urkunden und Akten, die er für seine Forschungen heranziehen will, sind jedoch auf eine erhebliche Zahl von größeren und kleineren Archiven verteilt. Für das Oldenburger Münsterland kommen hierbei vor allem die Staatsarchive in Oldenburg und Osnabrück, das bischöfliche Archiv in Münster und das Hausarchiv der Grafen Galen in Betracht. Pfarr-, Orts- und Gutsarchive enthalten manches wertvolle, noch nicht erschlossene Material. Für die Geschichte der Stadt Vechta bietet das mit der Bücherei des Heimatbundes verbundene Stadtarchiv manches Interessante, darunter insbesondere eine Reihe von Ratsprotokollbänden. Wenig beachtet worden ist daneben das Archiv des Kreisamtes, das ich 1948, nachdem es aus der Auslagerung zurückgeführt war, gemeinsam mit Pfarrer Lüdig gesichtet und geordnet habe. Es bietet dem Heimatforscher, der sich mit der Entwicklung von Recht, Wirtschaft und Finanzen des Kreises, mit der Orts-, Kirchen- und Familiengeschichte befaßt, die Möglichkeit reicher Funde. Bis auf wenige Ausnahmen beginnen die Akten erst nach 1684, dem Jahre des großen Vechtaer Brandes. Im Nachstehenden soll in aller Kürze ein Überblick über das gegeben werden, was der Heimatforscher in diesem Archiv suchen kann.

Unter den politischen Akten finden sich umfangreiche Unterlagen über Grenzstreitigkeiten verschiedener Art, insbesondere bezüglich der Gebiete Damme und Neuenkirchen. Zahlreich sind die Akten, die sich mit den Jahren der Okkupation vor 140 Jahren befassen: neben den Unterlagen über die vielen, schweren Lasten — wie Abgaben, Sachleistungen, Quartierpflichten und Zwangsführen — finden sich hier übersichtliche Statistiken (etwa über die landwirtschaftliche Erzeugung im Kreisgebiet) und die ersten vollständigen Einwohnerlisten und Volkszählungsunterlagen, wie überhaupt diese Zeit der Not auch die Geburtsstunde wichtiger Reformen war. Finanz- und Steuerwesen spielt eine große Rolle und spiegelt sich in vielen Akten wieder.

Besonders aufschlußreich sind die alten Rechnungsbücher der Amtsrentei Vechta. Im Staatsarchiv Oldenburg befinden sich die ältesten Bände (1501/02 und 1504/05). Dann

kommt eine große Lücke, und ab 1678 sind — wenn auch mit erheblichen Lücken — die Amtsrechnungsbücher im Kreisarchiv erhalten. Es ist zu befürchten, daß die meisten Bände aus der weiter zurückliegenden Zeit beim großen Brande 1684 vernichtet worden sind. Die Amtsrechnungsbücher enthalten im ersten Teil die gesamte Einnahmewirtschaft des Amtes, insbesondere alle an das Amt zu liefernden regelmäßigen Geld- und Naturalabgaben, Einkünfte aus Grundstücksverpachtungen, aus der Verpachtung der Schweinemast, Brüchtengelder usw. Für die Bauern- und Familiengeschichte von besonderem Wert sind die dann folgenden Eintragungen über Erbwinnungen, Freikäufe, Auffahrten und Sterbegelder, also die Angaben über Veränderungen wichtiger Art auf den Bauernhöfen; die den Kirchenbüchern zu entnehmenden Daten können dadurch wesentlich ergänzt, Verwandtschaftsverhältnisse geklärt und Hofgeschichten vervollständigt werden. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß die Register nur die dem Landesherrn eigenen und die freien Bauern enthalten, während die einem Gutsherrn hörigen Bauern in der Regel nicht darin erscheinen, weil sie keine unmittelbaren Abgaben an das Amt schuldig waren. Im zweiten Teil der Amtsrechnungsbücher werden die Ausgaben nachgewiesen, die neben den Ablieferungen an die bischöfliche Kammer in Münster die Bezüge der Amtspersonen — Amtmann, Rentmeister u. a. — enthalten.

Die Aufzeichnungen der Brandkasse gehen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück und enthalten Beschreibungen der Hofgebäude und Stadthäuser, sowie alle Veränderungen (Neubauten) mit teilweise recht genauen Angaben über die Kosten.

Fremdenwesen, Auswanderungslisten, Akten über Hollandgänger, See- und Buysenfahrer betreffen besonders die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts und bieten wesentliche Aufschlüsse.

Kulturwesen und Sozialgeschichte erscheinen in manchem Aktenstück, wie etwa eine über hundert Jahre alte gründliche Untersuchung über die Notlage der Heuerleute, die schon damals die Regierung ernstlich beschäftigte, ohne daß jedoch etwas Nachhaltiges zu ihrer Behebung getan worden wäre.



Gewerbekonzessionen, etwa für Gastwirtschaften, Brennereien und Handwerksbetriebe, und Innungsakten sind für die Erforschung der Geschichte dieser Betriebe und der Inhaber von Bedeutung.

In einer besonderen Aktengruppe (B V 6) sind — nach Bauerschaften geordnet — alle für die bäuerliche Hof- und Familienforschung wichtigen Akten zusammengefaßt worden. Hier finden sich alle Schriftstücke, die sich auf die gutsherrlichen Rechte und deren Ablösung, auf Freikäufe, Hand- und Spanndienste, Beschreibung der Höfe, Erbfälle und Eheschließungen, die Abgaben der im Hausgenossenrecht Stehenden und dergleichen beziehen. Der Wert dieses Schriftgutes ist unterschiedlich. Er reicht von völlig belanglosen Schreiben bis zu den wichtigen Ablösungsurkunden. Vorwiegend handelt es sich um Vorgänge aus der Zeit — rund gerechnet — von 1750 bis 1850, doch finden sich nicht selten Schriftstücke, die bis weit in das 17. Jahrhundert hinein reichen, vereinzelt sogar bis in das 16. Jahrhundert. Hier ist ein Konvolut von 66 Aktenstücken hervorzuheben, das vorwiegend Dienstlisten enthält. Es beginnt mit einer 42 Seiten umfassenden Dienstliste der Freien und Eigenhörigen aus den Kirchspielen Lohne,

Langförden, Emstek, Oythe, Vestrup, Bakum, Damme, Lutten, Steinfeld, Goldenstedt, Visbek, Dinklage und Twistringem; sie muß um 1540 entstanden sein. Die älteste Einzelurkunde des Bandes, Hinrich Ulken betreffend, ist von 1544. Weitere Dienstlisten der gleichen Orte stammen aus den Jahren 1555, 1573, und 1590. Die weiteren Listen sind zwischen 1601 und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden. Der Wert dieser Listen ist um so höher einzuschätzen, als die bekannten Schatzungsregister im Oldenburger Staatsarchiv, die für viele Höfe die Quelle der ersten Erwähnung darstellen, nicht wesentlich älter sind: das Schatzungsregister von Martini 1498 und die von Januar und Oktober 1535, während die Türkensteuerregister von 1543 und 1545 und das Personenschatzungsregister von 1549 nur eben gleichaltrig mit den Dienstregistern des Kreisamtes sind, unter denen das von Michaelis 1542, das das ganze Amt Vechta umfaßt, jedoch nicht nach Kirchspielen geordnet ist, das älteste datierte Register ist.

So bietet das Archiv des Kreisamtes dem Heimatforscher in jeder Richtung reichen Stoff, dessen Erschließung sicher noch viele wichtige Erkenntnisse und Funde vermitteln wird.

Konrad Händel

Das Cloppenburgger Stadtarchiv

In der 1892 abgebrochenen früheren Stadtkapelle (Ecke Drogerie König) befand sich im oberen Stockwerk das Rathaus mit der Ratsstube, die von jeher hauptsächlich für die Ratswahlen und Sitzungen des Stadtrates benutzt wurde. In diesem Raume war seit der Erbauung der Stadtkapelle im Jahre 1667 das Stadtarchiv untergebracht, d. h. eine Sammlung von Urkunden, Akten und Stadtbüchern, die keinen Gegenwartswert hatten und deshalb für die Verwaltung der Stadt kaum noch Verwendung fanden. Dagegen befand sich die Registratur, die alle für den Verwaltungsbetrieb der Stadt erforderlichen Schriftstücke enthielt, im Hause des jeweiligen Bürgermeisters.

Die in großen Eichenschränken aufbewahrten Bestände des früheren Archivs müssen für eine Kleinstadt wie Cloppenburg recht erheblich gewesen sein. Als nämlich der Leiter des Osnabrücker Staatsarchivs, Dr. Veltmann, im Mai 1874 eine Durchsicht des Archivs vorgenommen hatte, berichtete

er dem Bürgermeister Gardewin, er sei erstaunt, in Cloppenburg ein so gut geordnetes und so reichhaltiges Archiv angetroffen zu haben, besonders sei er verwundert über den großen Urkundenbestand, der eine Reihe wichtiger, bisher unbekannter Dokumente enthalte. Ungeachtet dieses fachmännischen Urteils hat man später aus Verständnis- und Interesselosigkeit oder auch aus Gleichgültigkeit den Wert dieser einzigartigen Geschichtsquelle für Cloppenburg und für die Rechtsgeschichte der münsterschen Städte nicht zu schätzen gewußt und sich um ihr weiteres Schicksal nicht besorgt. Das zeigte sich beim Abbruch der Stadtkapelle 1892, als es, da das im Bau befindliche neue Rathaus an der Langenstraße erst im folgenden Jahr benutzbar wurde, vorerst anderswo untergebracht werden mußte. Beim Umzuge verfuhr man mit den Archivalien schonungslos wie mit Altpapier. Die Urkundenrollen und Aktenbündel wurden nämlich auf dem nächsten Wege durch die Fenster der über dem

Altar gelegenen Ratsstube auf die Straße geworfen und dann auf Frachtwagen geladen. Einen Teil erhielt der Altpapierhändler, ein anderer verschwand im Soestengraben der Vorburg an der Mühlenstraße, der damals zugeschüttet wurde, und der wahrscheinlich nur oberflächlich ausgesuchte Rest fand seine vorläufige Ruhestätte auf einem Hausboden. Das geschah und ließ man geschehen vor nunmehr 59 Jahren! So gingen viele unersetzliche Zeugen der städtischen Vergangenheit verloren, die im Laufe der Jahrhunderte — wer weiß, wie oft — von der Bürgerschaft vor Plünderung und aus Brand- und Kriegsgefahren gerettet und wieder geborgen worden waren.

Die 1893 erfolgte Unterbringung der restlichen Archivbestände im neuen Rathaus ließ viel zu wünschen übrig. Weil sich keiner um das Archiv kümmerte, erging es dem Cloppenburgers Archiv wie so manchen anderen: es geriet in Vergessenheit. Erhebliche Einbußen erlitt dann noch die Aktensammlung während des ersten Weltkrieges, als die Bürgerwehr ihre Wachtstube im Rathaus hatte, und man Akten als Heizmaterial für die Ofen benutzte. Eine Anzahl „alter Schriften“, die Freunde der Heimatgeschichte damals mit nach Hause nahmen, konnten später ermittelt werden und wurden wieder abgeliefert. Ebenso gelang es vor dem letzten Kriege, mehr als ein Dutzend vermutlich schon früher abhanden gekommener Urkunden aus Antiquariaten in Münster, Osnabrück und Hannover zurückzugewinnen.

Auf der Suche nach Restbeständen des alten Archivs im bisherigen Rathaus entdeckte ich im Sommer 1936 in einem Abstellraum unter abgelegten Akten eine mit einer wirren Masse von verstaubten Schriftstücken angefüllte Truhe. Der Anblick war wenig einladend, sich mit dem Inhalt dieser „Mottenkiste“ näher zu beschäftigen. Doch zeigte schon die erste Stichprobe — eine arg zerknitterte papierne Urkunde aus dem Jahre 1496 —, daß darin mit noch andern wertvollen Funden zu rechnen sei. Das fand sich dann beim weiteren Auskramen auch bestätigt. Schon bald stellte sich heraus, daß die Truhe den Rest des ehemaligen Stadtarchivs barg. Der größte Teil der Archivalien war nicht erheblich beschädigt, gelegentlich kamen nur Bruchstücke zum Vorschein, und nur ein geringer Teil war völlig zerstört. In langer, mühevoller Arbeit wurde das Material ausgesucht und geordnet. Die aufgewandte Mühe hat sich aber

auch in einem mehr als erwarteten Maße gelohnt. Es ist ein neues Stadtarchiv entstanden, das an Urkunden und Akten fast 500 Nummern zählt.

Der größte Teil des Archivbestandes ist nach Sachgebieten in Gruppen gegliedert worden, die im folgenden durch Sperrdruck hervorgehoben sind. Da eine vollständige Aufzählung der Archivalien hier nicht am Platze ist, möge eine Übersicht zur Orientierung für die heimischen Geschichtsfreunde genügen.

Vorweg muß bemerkt werden, daß die Archivalien bis auf wenige Ausnahmen nur die frühere Stadt Cloppenburg betreffen, also nicht etwa auch den Stadtteil Krapendorf, der erst 1855 mit Cloppenburg zu einem neuen Stadtgebiet vereinigt worden ist. Wohl finden sich in den Cloppenburgers Akten mancherlei Angaben, die für die Geschichte Krapendorfs aufschlußreich sind.

In die Gruppe **Landeshoheit** sind u. a. eingereiht: eine aus dem 15. Jahrhundert stammende Abschrift der Urkunde vom 25. Oktober 1400, in der Graf Klaus von Tecklenburg auf das Amt Cloppenburg zugunsten des Stifts Münster verzichtet; das Publikandum über die Einverleibung der Ämter Vechta und Cloppenburg in das Herzogtum Oldenburg vom 30. Juni 1803 nebst Übergangsbestimmungen, und eines über die Besitzergreifung des Herzogtums Oldenburg durch den König von Holland vom 12. November 1806, sowie das Normativ für die beiden Ämter wegen Regelung der geistlichen Angelegenheiten mit dem Generalvikariat Münster vom 2. August 1803. Ferner ist hier untergebracht die gleichzeitige Abschrift der nicht mehr vorhandenen Urkunde des münsterschen Fürstbischofs Johann vom 14. November 1457, in der dieser den Grafen Johann von Hoya mit 11 000 Gulden abfindet und als Pfand Schloß und Amt Cloppenburg und Sassenberg abtritt.

Verschiedene Akten sind noch erhalten über die **Grenzstreitigkeiten** zwischen Cloppenburg und seinen Grenzpartnern: Krapendorf (1605), Emstek (1473, 1662), Höltinghausen (1500), Bethen, Hemmelsbühen, Lankum und Garrel (16., 17. und 18. Jahrhundert). Erwähnenswert ist eine Originalurkunde aus 1496, in der der Cloppenburgers Amtmann Herbort van Doringelo (auf Haus Lethe) einen Streit zwischen den Bürgern von Cloppenburg und den Bauern



von Gherdel (Garrel) und Varlerbusche (Varrelbusch) wegen Grasmähens in der Busschelride entscheidet. Ferner gehören zu dieser Gruppe Berichte über Schnad- oder Grenzgänge der Bürger aus 1628, 1697 und 1789.

Nur eine geringe Anzahl von Akten konnte der Gruppe **Markensachen** zugewiesen werden. Sie betreffen in der Hauptsache die Umpfählung und Umwallung der Kameral- und Gemeinheitslande in der zweiten Hälfte des 18. und die Markenteilungen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Über das einstige Bürgermoor bei Beverbruch geben Schriftstücke aus den letzten drei Jahrhunderten Aufschluß.

Viele Beweisstücke liegen über die Verleihung und Bestätigung der Stadtprivilegien vor. An erster Stelle ist die zugleich älteste Originalurkunde des Archivs zu erwähnen: der Freiheitsbrief der Stadt vom 6. Januar 1435, der Cloppenburg ein Wappen und die gleichen Rechte verleiht, die Haselünne bereits besaß. Bestätigungsurkunden als Kopien sind noch vorhanden aus den Jahren 1459, 1656, 1686 und 1707, ferner eine beglaubigte Abschrift über die Rechte und Freiheiten der Stadt vom 18. Juli 1710.

Die stadtrechtlichen Beziehungen zwischen Cloppenburg und Haselünne bezeugt eine wertvolle Dokumentenreihe aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Haselünne war Mutterstadt von Cloppenburg, d. h., wenn Cloppenburg über stadtrechtliche Angelegenheiten im unklaren war, mußte es von Haselünne Belehrung einholen, ebenso waren Bürgermeister und Rat dieser Stadt für Cloppenburg die Berufungsinstanz in gerichtlichen Urteilen. Die darüber vorhandenen Urkunden bezeugen, daß Professor Rühning im Unrecht war, als er im Nachtrag des Oldenburgischen Urkundenbuches (8. Bd.) behauptete: „Nicht eine einzige Rechtsbelehrung ist auf uns gekommen“ und „die Verweisung an Haselünne erfolgte nicht 1435, sondern 1467 und wird durch keinen Fall der Rechtsbelehrung durch Haselünne belegt“. Das war ein doppelter Irrtum.

Unter die der Stadt gewährten Privilegien fällt auch die **Akzise- und Zollfreiheit**, d. h. die Freiheit von Abgaben auf Lebensmittel, Bier und Branntwein und die Befreiung vom Zoll- oder Weggeld für Ein-

führen von Vieh, Holz und Torf. Die Akten darüber reichen von 1616 bis 1788. Darunter befinden sich 29 Schreiben über Akzisefreiheit und die Original-Bestätigungsurkunde über die Zollfreiheit der Stadt durch Fürstbischof Clemens August vom 3. November 1744.

Was über Rat und Ratswahlen an Material vorliegt, ist zwar gering, reicht aber doch aus, über die alljährlich auf Lichtmeß stattgefundenen Wahlen und die Befugnisse des Rates Klarheit zu gewinnen.

Über die **Jahrmärkte** ist noch die Original-Proklamation der münsterschen Beamten vorhanden, wonach der Stadt vom Fürstbischof Chr. Bernhard v. Galen zwei Jahrmärkte zu halten gestattet wird (1668). Erhalten geblieben sind auch drei Zeitungen vom Jahre 1767: „Oldenburgische wöchentliche Anzeigen“, „Altonaischer Mercurius“ und der „Reichspostreuter“, in denen Bürgermeister Dumpstorf die Jahrmärkte bekannt macht.

Eine wertvolle Quelle für die Stadtgeschichte sind die **Stadtbücher**, die über die Beschlüsse des Rates und mancherlei Ereignisse Auskunft geben. Außer einem lückenhaften Bürgerbuch von 1659 bis 1713 sind noch 4 Protokollbücher von 1640 bis 1807 in gutem Zustand erhalten.

Über die Einnahmen und Ausgaben der Stadt berichten die **Stadtrechnungen**. Die älteste aus dem Jahre 1516 nebst vier anderen aus demselben Jahrhundert sind stark beschädigt, während 11 aus dem 17. und 42 aus dem 18. Jahrhundert gut erhalten sind. Gleich den Stadtbüchern sind auch sie für die Stadtgeschichte eine wichtige Fundgrube.

Nach einer alten Notiz besaß die Stadt drei in Schweinsleder gebundene Bürgerrollen, in denen seit 1435 alle verzeichnet standen, die das Bürgerrecht erworben hatten. Leider sind diese Bücher mit ihren auch für die Familienforschung wertvollen Aufzeichnungen nicht aufzuspüren. Um nun dafür einen wenn auch nur schwachen Ersatz zu bieten, wurde eine besondere Gruppe über die **Stadtbevölkerung** eingerichtet. Darin befinden sich abschriftlich u. a. die Einwohnerverzeichnisse von 1473, 1498, 1535 und 1548 nach Unterlagen aus den Staatsarchiven in Oldenburg, Osnabrück und Münster, ferner von 1672 und 1750 aus dem Diözesanarchiv Münster und dazu Register aus den eigenen Beständen



von 1534, 1550, 1575, 1609 und 1662. Unter Zugrundelegung dieser Verzeichnisse ist es möglich, ein Bild des Zu- und Abganges der Bürgerfamilien und des Bevölkerungsstandes zu gewinnen, wie ich es in einem Beitrag für das Oldenburger Jahrbuch (1937) über die Bevölkerung der Stadt Cloppenburg von der zweiten Hälfte des 15. bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts gezeigt habe.

Mangels anderweitiger Quellen für Nachforschungen letztgenannter Art kommen, abgesehen von den Kirchenbüchern, wohl an erster Stelle die Schatzungs-Register (Steuerlisten) in Frage. Wenn darin auch solche Eintragungen fehlen, die Wesen und Wert der Bürgerbücher ausmachen, so bilden sie zwar einen bescheidenen, aber doch zuverlässigen Ersatz. Von ihnen besitzt das Archiv über 100, die sich auf die Zeit von 1498 bis Anfang des 19. Jahrhunderts verteilen.

Zahlreich sind die Akten in der Gruppe Stadt und fürstliche Beamte. Sie datieren von 1574 an bis 1803, dem Ende der münsterschen Herrschaft.

Von den geringen Beständen über Armensachen sei nur ein Lederband mit der Inschrift erwähnt: „Dit Boeck haet Albert Brinckmann (Bürgermeister) den Armen zuer Cloppenborgh vorehret.“ Es enthält die Einkünfte für die Armen von 1618—1680.

Über die Schule in Cloppenburg liegen nur wenige Schriftstücke aus der Zeit von 1692—1810 vor. Sie betreffen u. a. die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Schulträgern Cloppenburg und Krapendorf, die Ausstattung der Schule und den Neubau der Knabenschule hinterm Wall 1810. Die erste Nachricht über die Stadtschule, die nicht nur Lateinschule war, sondern auch Knaben aus der Stadt und aus Krapendorf in den Elementarfächern unterwies, erfahren wir aus dem Rechenschaftsbericht des Bürgermeisters Johann Meyer über das Jahr 1605/06.

Umfangreich sind die Akten über Einquartierungen und Kontributionen. Außer einigen aus dem Dreißig-

jährigen Krieg sind besonders die aus dem Siebenjährigen Krieg zu erwähnen. Entgegen der von früheren Heimatgeschichtlern vertretenen Ansicht, als ob Amt und Stadt Cloppenburg nicht so schwer unter diesem Kriege gelitten hätten, beweisen allein schon diese Listen das Gegenteil. Viele Listen liegen noch aus der Zeit der Koalitionskriege (1792—1801) vor, ebenso aus der Zeit des Rheinbundes und der Befreiungskriege.

Die Geschichte der Stadtkapelle mit Rathaus wird durch wiedergefundene Akten insofern in ein neues Licht gerückt, als aus ihnen klar hervorgeht, daß die 1667 erbaute Kapelle eine Vorgängerin hatte, die an derselben Stelle stand und 1651 mit sämtlichen Häusern der Osterstraße einem Großfeuer zum Opfer fiel. Weitere Akten aus der Zeit von 1669 bis 1811 bringen mancherlei über dieses stadteigene Gebäude, das sowohl kirchlichen als städtischen Zwecken gedient hat.

Der Aktenbestand über Straßen, Wege und Stadttore reicht bis 1606 zurück. Besondere Erwähnung daraus verdient eine Planzeichnung der Mittelstraße (von der Wassermühle bis zum Friesoyther Tor) mit einer dazu gehörigen Pastellzeichnung der Hinterfronten der daran gelegenen Häuser aus dem Jahre 1719, ferner eine nur als Bruchstück erhaltene Zeichnung der Klingenhagen- oder Vechter Pforte und das Verkaufsprotokoll aus 1806 über das letzte Cloppenburg Stadttor, die Osterpforte oder das Bremer Tor.

Mit dieser letzten Gruppe ist der Bestand des Archivs keineswegs erschöpft. Eine nicht geringe Zahl von Urkunden und Akten bedarf noch der Eingruppierung, andere wieder fallen außerhalb des Rahmens der Stadtgeschichte, sind aber für die Geschichte des Münsterlandes von Bedeutung. Die endgültige Ordnung des Archivs und seine Weiterführung durch Einreihung der älteren Bestände der Registratur ist eine Aufgabe, die bald in Angriff genommen werden mußte.

Bernhard Riesenbeck.



DAS GROSSE Mühlensterben

Am Ende des ersten Weltkrieges zählte man Zeitungsnotizen zufolge in Deutschland 22 000 Windmühlen, die noch im Betrieb waren. Beim Ausbruch des zweiten Weltkrieges war ihre Zahl bereits auf 4000 abgesunken. An Wassermühlen, die sich noch im Betrieb befanden, zählte man dagegen zu gleicher Zeit noch etwa 13 500. Inzwischen aber ist die Zahl der im Betrieb befindlichen Wind- und Wassermühlen noch wieder erheblich kleiner geworden. 1941 wurde anlässlich einer Rundfrage festgestellt, daß im Kreise Cloppenburg nur noch 12, im Kreise Vechta sogar nur noch 4 Mühlen mit Windkraft arbeiteten. Heute aber muß man schon Glück haben, wenn man im Oldenburger Münsterland überhaupt noch eine Windmühle antreffen will, deren Flügelkreuz von der Kraft des Windes getrieben sich dreht.

Was vom Oldenburger Münsterland bezüglich der Mühlen festgestellt wurde, das gilt mehr oder weniger vom ganzen norddeutschen Flachland, auch von Ostfriesland. Hier versicherte mir vor einigen Jahren ein Mühlenbesitzer, der innerhalb seiner Zunft

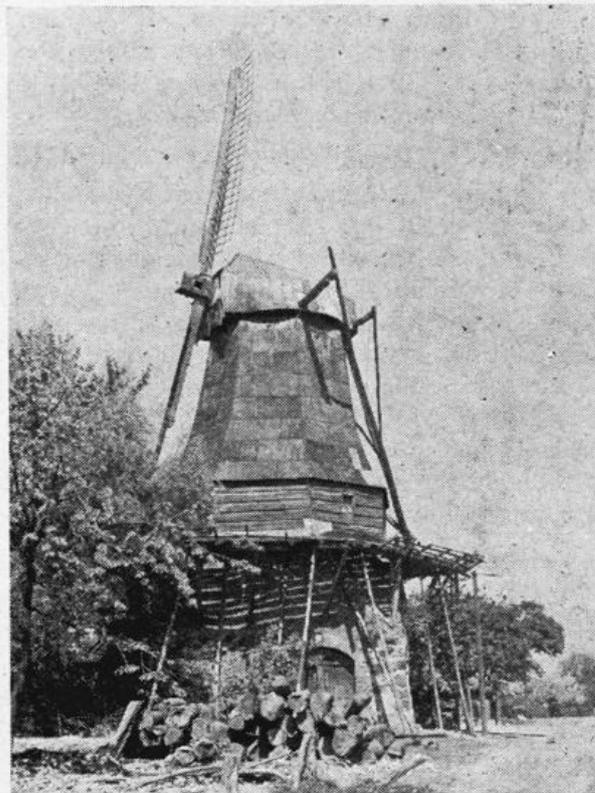


Photo: Rud. Engels, Cloppenburg

Mühle v. Hagen, Langförden



Photo: Rud. Engels, Cloppenburg

Mühle Hoping, Bakum

eine führende Stellung einnimmt: „Ich garantiere Ihnen dafür, daß sich auch in Ostfriesland in 25 Jahren keine Windmühle mehr drehen wird!“ Immerhin aber trifft man in Ostfriesland noch eher als bei uns auf Windmühlen, die noch mit der Windkraft arbeiten, und weit seltener als bei uns stößt man dort auf Windmühlen, die sich in einem Verfallzustand befinden, wie er hier fast allerorten anzutreffen ist. Aber selbst im klassischen Land der Windmühlen, in Holland, ist die Zahl der noch im Betrieb befindlichen Mühlen erheblich zurückgegangen.

Das große Windmühlensterben scheint nicht mehr aufzuhalten zu sein. Man brachte immer wieder Verbesserungen an. An die Stelle der Bockmühle trat die Holländermühle. Es brauchte nun nicht mehr die ganze Mühle, sondern nur noch die Kappe gedreht zu werden. An die Stelle des uralten Drehwerks trat die Windrose, die selbsttätig das Windmühlenkreuz in den Wind drehte. An die Stelle der Segelbespannung traten Jalousien. Aber alles

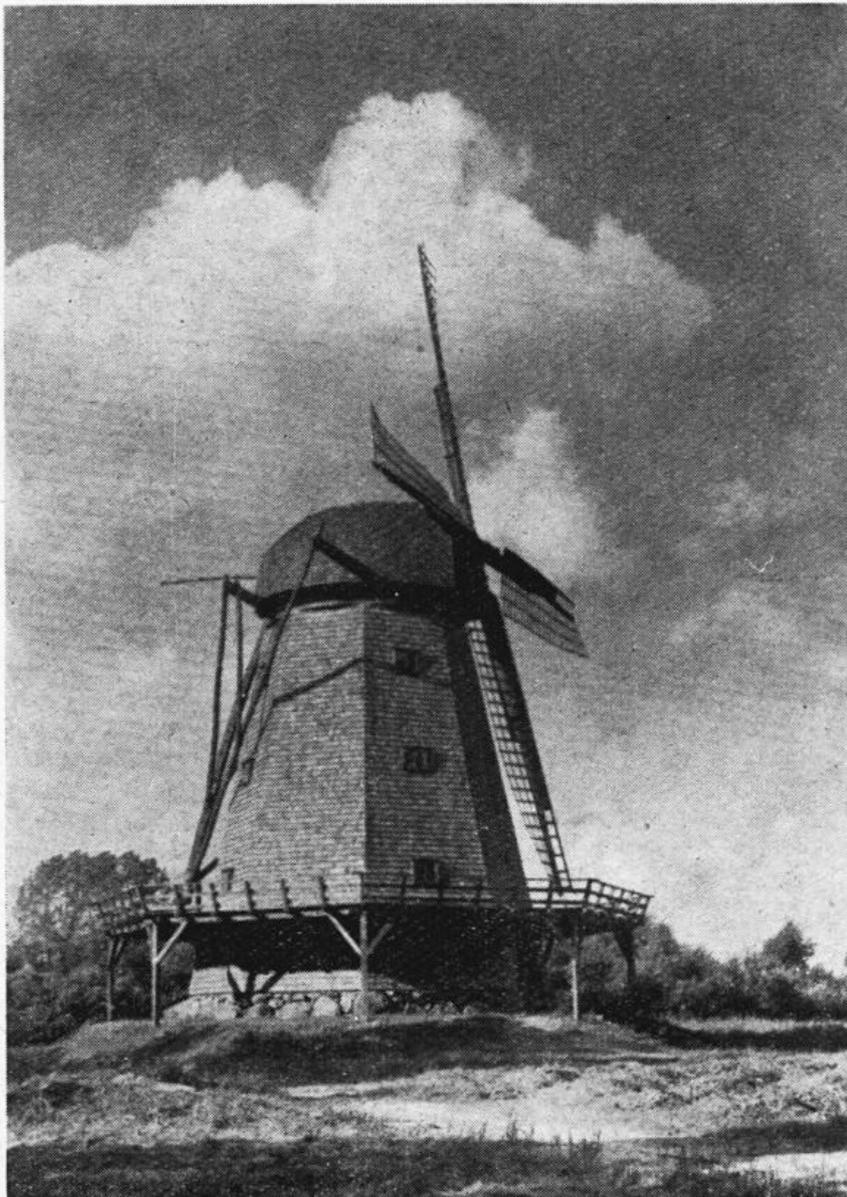


Photo : Dr. Burwinkel, Cloppenburg

Die Bokeler Mühle im Museumsdorf Cloppenburg



Photo: Rud. Engels, Cloppenburg
Mühle Gr.-Wiefeld, Emstek



Photo: Rud. Engels, Cloppenburg
Meyers Mühle, Vechta

nützte nichts. Da versuchte man ein Letztes. Man stattete die Mühle mit Stromlinienflügeln aus, den sogenannten Bilauschen Ventikanten. Das sind stromlinienförmige Anblasekanten, die man an den Ruten des Flügelkreuzes befestigte. Man versprach sich davon größten Erfolg. Aber auch das nützte nichts. Hier im Münsterland scheint ein solcher Versuch mit den Bilauschen Ventikanten überhaupt nicht gemacht worden zu sein. Man hat einsehen müssen und eingesehen, daß die alten Windmühlen, die unsere norddeutsche Landschaft in wundervoller Weise belebten, um die sich bezeichnenderweise immer wieder Poesie und Sage rankten, die die besten Maler unzählige Male in wundervollen Bildern festgehalten haben, nicht zu retten sind, daß sie leider zum Sterben verurteilt sind. Hier und da wird noch der Versuch gemacht, wenigstens die eine oder andere Mühle zu halten, so im Museumsdorf in Cloppenburg; und das ist gut. So verschwindet das Bild der alten Mühle mit den kreisenden Flügeln doch nicht restlos aus der Landschaft. Schöner ist es freilich, wenn die Mühle auch noch im Betrieb erhalten werden kann, und es gibt Gott Dank noch Müller, die alles daransetzen, dieses Ziel zu erreichen. Ein schönes Beispiel hierfür ist die prachtvolle, neu gedeckte Mühle in Scharrel.

Wie schlimm es um den Verfall der Windmühlen, speziell im Oldenburger Münsterlande, aussieht, kann jeder tagtäglich beobachten. Man braucht z. B. nur von Cloppenburg nach Vechta zu fahren, um sich von dem Verfallszustand unserer Windmühlen zu überzeugen. Da hat eine den Umgang, eine andere die Galerie, vielleicht auch schon das Drehwerk verloren, wieder eine andere einen oder zwei oder alle vier Flügel; bei einer anderen ist auch die Mühlenachse bereits entfernt oder gar die ganze Kappe abmontiert. Wesentlicher Teile beraubt stehen so die alten Mühlenstümpfe da, ein trauriges Bild! Bisweilen auch hat der Müller die ganze Mühle gesprengt oder sorgsam abbrechen lassen, sodaß nichts mehr daran erinnert. Hier und da hat man freilich den alten Mühlenstumpf auch umgebaut und einem neuen Verwendungszweck dienstbar gemacht. In Emstek hat man in eine Windmühle eine moderne Feinmahlmühle eingebaut, hat aber auch die Galerie bereits wieder instandgesetzt und will die Mühle obendrein noch wieder mit einem Flügelkreuz versehen, um wenigstens das äußere Gesicht dieses ragenden Denkmals, eines

Wahrzeichens der Ortschaft, restlos wieder herzustellen. Erfreulicherweise helfen in bestimmten Fällen auch die staatlichen und kommunalen Stellen, ein solches technisches Kulturdenkmal zu erhalten. Wer Näheres darüber wissen möchte, wende sich an den Denkmalschutz. Vor allem werden Zuschüsse geleistet, wo sich die Möglichkeit herausstellt, eine alte Windmühle im Betrieb zu erhalten.

Unsere Bilder zeigen neben den Mühlenruinen auch noch eine Mühle, die tadellos und in allen Teilen erhalten ist. Übrigens ist zu beobachten, daß die Mühlen im Süden des Landes anders gebaut wurden als im Norden und wiederum anders, als in der Mitte des Landes. Bis auf die Altenoyther Mühle, die ein Mittelding darstellt zwischen einer Bockmühle und einer Turm- bzw. Achtkantwindmühle, gibt es bei uns nur noch die letzteren: Turm- oder Achtkantwindmühlen. Diese Mühlen sind im Norden des Landes nach ostfriesischer Art mit Backsteinen aufgebaut und mit Reith gedeckt, im Süden des Landes bis unter die Kappe aus Bruchsteinen errichtet und in der Mitte des Landes meist ganz und gar mit Holz verschindelt: so auch die Bokeler Mühle, die im Museumsdorf neu errichtet wurde.

Neben den in der Ebene stehenden, hochragenden Mühlen gab es auch solche, die auf einer Anhöhe errichtet waren, und die im Gegensatz zu den erstgenannten einer Galerie vollständig ermangelten. Sie konnten diese entbehren, weil der Müller von der Anhöhe aus das Drehwerk und die Flügel bedienen konnte. Alle anderen Mühlen aber mußten notgedrungen mit einer Galerie ausgestattet werden, weil bei diesen Mühlen die Müller anders das Drehwerk und die Flügel nicht hätten bedienen können. Schön wäre es, wenn von all diesen Mühlenarten, wie es in dem Freilichtmuseum in Arnheim in Holland geschehen ist, wenigstens ein Exemplar der Nachwelt erhalten bleiben könnte. Alle zu retten, wird nicht möglich sein, das haben auch die Vertreter der Heimatbewegung, aber auch die zuständigen Behörden längst erkannt. Aber selbst einzelne Mühlenarten zu erhalten wird mit der Zeit immer schwieriger werden, weil mit den Mühlen auch die Zunft der Mühlenbauer auszusterben droht. Es ist mit den Mühlenbauern nicht anders als mit den Dachdeckern, d. h. soweit sie weiche Dächer herstellen. Wirklich tüchtige Meister sind selten geworden, sehr selten!

Heinrich Ottenjann.



Photo: Rud. Engels, Cloppenburg
Mühle Rake, Bühren



Photo: Rud. Engels, Cloppenburg
Mühle Vorwerk, Drantum

Eine Entdeckungsreise

IN DAS SATERLAND IM JAHRE 1799

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen“, so lautet ein alter Spruch. Aber der wanderlustige Deutsche hat seine Erlebnisse in der Fremde von jeher auch gern zu Papier gebracht; mehrere solcher Reisebeschreibungen vom Ende des 18. Jahrhunderts geben uns ein lebendiges Bild von den damaligen Zuständen in Westfalen und seiner Nachbarschaft. Zeigen sie uns doch das Land und seine Bewohner in ihrem täglichen Tun und Treiben, Denken und Fühlen von einer Seite, über die die trockenen Akten in den Archiven nichts zu berichten haben. Im Jahre 1798 unternahm der ravenbergische Pastor I. G. Hoche eine „Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Groningen“ (Bremen 1800), über die er ein noch heute lesenswertes Buch hinterlassen hat, weil er sein aufmerksames Auge vornehmlich auf die damals noch in den Kinderschuhen stekende Volkskunde richtete. Später (1896) hat der verdiente Oldenburger Archivar Georg Sello die Beobachtungen Hoches in einem Büchlein, „Saterlands ältere Geschichte und Verfassung“, nach der geschichtlichen Seite in willkommener Weise ergänzt.

Hoche hatte des öfteren von einem eigentümlichen Völkchen in dem damaligen nördlichsten Westfalen erzählen hören, zu dem man weder zu Pferde noch zu Fuße gelangen könne, das eine kaum verständliche Sprache reden, aus einer alten, römischen Kolonie herkommen und eine Art von Wilden (!) darstellen sollte. Wißbegierig, wie er war, und kurzentschlossen machte er sich eines Morgens, am 3. September 1798, von Haldem (Krs. Lübbecke) als rüstiger Fußwanderer auf den Weg ins Saterland, kam am ersten Abend bis nach Damme, das er einen reinlichen, wohlgebauten Flecken nennt, am zweiten nach dem „wohlhabenden und freundlichen“ Quakenbrück, einem damals rührigen Handelsstädtchen, und sodann nach Molbergen, von wo ihn ein Frachtwagen weiter mitnahm. Unterwegs erinnerten ihn die öden, ungeheuren Heideflächen an sibirische Steppen. „Arme Münsterländer,“ ruft er aus, „euch hat die Natur stiefmütterlich bedacht!“ „Die Gegend ist hier so traurig“, fährt er fort, „daß ich mein

Gesicht über eine Stunde unter der Decke verbarg, um garnichts zu sehen“.

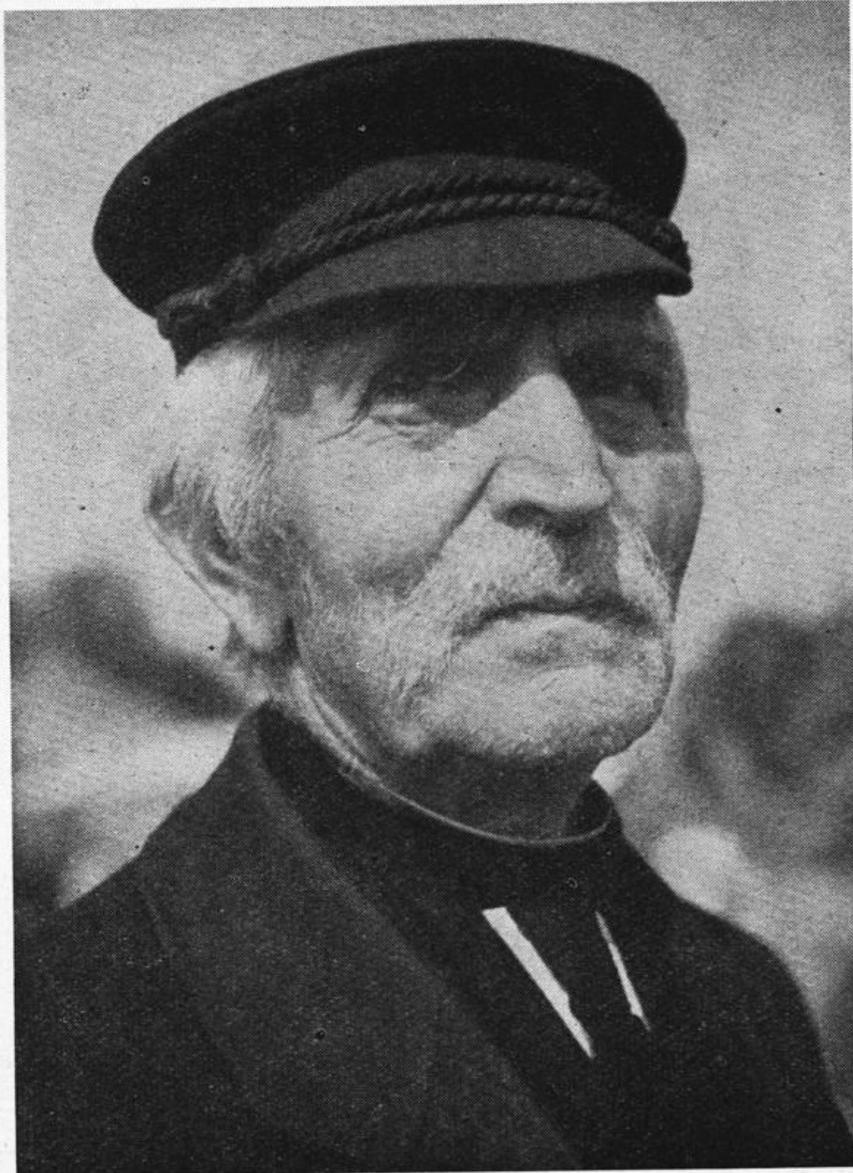
Hoche entwirft ein sympathisches Bild vom Charakter der Münsterländer, nennt sie äußerst gefällig und dienstfertig, gutmütig, gastfreundlich und unbefangen, rühmt ihre Liebe zu den Sitten der Väter, ihre Kirchlichkeit und fromme Einfalt, der sich freilich auch einiger Aberglaube beimische, was bei ihrer Weltentlegenheit nicht verwundern kann. Traurig sieht es jedoch mit der Schule aus; die Kinder haben Wege bis zu zwei Stunden, besuchen sie nur im Winter, und werden schon im elften Lebensjahre aus ihr entlassen; man kann sich denken, wie es mit der Volksbildung aussah. Nicht minder kümmerlich waren die wirtschaftlichen Verhältnisse. „Auf einem armen Boden und schlechten Weiden siehet man niemals gutes Vieh.“ Drei oder vier elende Pferdchen ziehen in dem leichten Sandboden den Pflug. Heidschnucken ernähren den Menschen. Um so größer ist dessen Arbeitsamkeit. Jedes Kind, der Knecht am Pfluge, der Schäfer in der Heide, sind fortgesetzt damit beschäftigt, wollene Strümpfe zu stricken, die als Handelsartikel weithin versandt werden.

So gelangte Hoche nach Ellerbruch (Ellerbrock) am Marka-Flüßchen, einem Orte, der nur aus zwei Wirtshäusern bestand, aber ein nicht unwichtiger Umschlagsplatz war, weil die zu Schiff von Emden heraufkommenden Handelswaren, namentlich französische Rotweine, von hier auf der Achse weiter nach Quakenbrück gingen, während die auf dem benachbarten Hümmling massenhaft gesammelten Findlingsblöcke auf dem vielgewundenen Wasserwege abwärts nach Holland gingen. Bis zur Einmündung in die Leda, quer durch das Saterland, mußten die Boote mit Menschenkraft an Seilen vom Ufer aus gezogen werden; unterhalb bediente man sich des Segels, sowie der steigenden und fallenden Flut von der See her.

In Ellerbruch stieß unser Reisender auf einen waschechten Saterländer und verstand wirklich kaum ein Wort von dessen „sehr verdorbenem Holländisch“. Der aber brachte ihn in seinem Boote an das ersehnte Reiseziel, und es bestätigte sich, daß dieses höchstens von Ostfriesland her zu Pferde oder

Wagen, und nur bei sehr trockenem Wetter zugänglich war, sonst allein auf dem Wasserwege. Auf der langen, eintönigen Fahrt durch das öde Moor brachte der „faule Eier- oder Schwefelgeschmack“ des Wassers Hoche auf die seltsame Vermutung, daß der Boden

dem Ganzen fünf Wegstunden in die Länge und zwei in die Breite mit 300 Wohnhäusern, bevölkert von 1800 bis 2000 Einwohnern. Anders als in Nordwestfalen mit seinen Einzelhöfen fand er hier geschlossene Dorfsiedlungen, wie sie auch der Hümmling hat;



Ein echter Saterländer

Photo: Rudolf Lindemann, Einbeck

mit Asphalt oder Naphtha (Erdöl) oder Schwefel angefüllt sei; das heute wirklich im Emslande zutage geförderte Öl ist freilich hierfür nicht verantwortlich zu machen.

In Scharle (Scharrel) betrat Hoche endlich den Boden des Saterlandes und lernte auch dessen beide anderen Kirchdörfer Ramsloh und Strücklingen sowie die drei weiteren Dörfer kennen, sämtlich an der Saterems gelegen — Hoche nennt diese Leda. Er gibt

die niedrigen Dielenhäuser entsprachen der altsächsischen, nicht der friesischen Bauweise, Obstbäume umgaben sie, damals auf dem Lande eine Seltenheit. Was dem Fremden in die Augen fiel, waren die vorne niedrigen, hinten hohen Wagen mit entsprechenden Rädern, deren Achsen nahe beieinander lagen, um die Zuglast zu erleichtern; der breite Radkranz und die den Pferden angelegten Holzschuhe schützten

vor dem Einsinken in den lockeren Moorboden.

Doch nun zu den Menschen. Nicht ganz zu Unrecht nennt Hoche sie ein altes, echtes, friesisches Völkchen, wengleich Sello später ihn dahin richtiggestellt hat, daß die Urbevölkerung altsächsischen Stammes gewesen und späterhin von benachbarten Ostfriesen überwandert worden ist, die ihre Sprache zur herrschenden gemacht haben. Friesischer Herkunft war auch die altertümliche Verfassung des Ländchens, das nach Sello gleich dem des Hümmling im 14. Jahrhundert als freie Landesgemeinde nach altgermanischer Weise hervortritt und damals ein eigenes Siegel führt mit dem Bilde Karls des Großen — nach alter Überlieferung des Schöpfers der 'friesischen Freiheit' — und der Inschrift S. parochianorum de Zagelten (Siegel der Pfarreingesessenen des Saterlandes). Zunächst unter tecklenburgischer, dann münsterscher Landeshoheit, hatten die Sagelter (= Sögeler) Friesen — daher der Name Saterland — in ihrer Abgelegenheit Jahrhunderte hindurch die alte Selbstverwaltung treu bewahrt. Die Regierung und Rechtsprechung ruhte in der Hand von zwölf Bürgermeistern, die Polizeigewalt in der von sechs Schüttemeistern, die alljährlich zu Fastnacht bei einer großen Versammlung des ganzen Volkes zu Ramsloh neu gewählt wurden. Das war zugleich, wie Hoche berichtet, ein großes allgemeines Volksfest, wo es bei Speis' und Trank, Spiel, Tanz und Gesang lustig und hoch herzugehen pflegte, auch alte Waffen hervorgeholt wurden, das Ganze ein Überbleibsel aus uralter germanischer Vorzeit. Der einzige münstersche Beamte im ganzen Ländchen, der Vogt, spielte eine bedeutungslose Rolle.

Hoche freundete sich alsbald mit dem angesehensten Manne des Saterlandes an; es war der neunundachtzigjährige, noch erstaunlich frische Hinrick Wilmsen, den er „den Schiedsrichter dieser kleinen Republik“ nennt, und dessen Stellung auf seiner ehrwürdigen Persönlichkeit wie auf seiner Kenntnis des Lesens und Schreibens beruhte. Unser wißbegieriger Reisender verdankte dem Greise manche Aufschlüsse, und dieser versäumte es auch nicht, ihn mit dem Glanzpunkt seines langen Lebens bekannt zu machen. Einst hatte der Landesherr, der Kurfürst Klemens August von Köln und Bischof von Münster (1723—1761), ihn mit noch einem Landsmann nach dem Jagdschloß Klemenswerth kommen lassen, um eine Wette entscheiden zu helfen, die der Kur-

fürst mit seinen Gästen und Hofleuten an gestellt hatte, „daß er nämlich Untertanen habe, die eine Sprache redeten, die niemand außer ihnen selbst verstände“. „Das machte dem Greise“, so fährt Hoche fort, „jetzt noch Freude in der Erinnerung, ob ihm gleich das Hofleben, welches er dort gesehen hatte, durchaus nicht gefiel. Er hatte die Wette gewonnen gemacht und lachte über die großen und kleinen Herren, die bei der Komödie zugegen gewesen waren und nicht verstanden hatten, daß sich die Akteure über die Zuschauer lustig gemacht hatten.“ Der verständige Hoche bedauerte es übrigens, daß damals die Schule sich bemühte, den Kindern an Stelle ihres angeborenen „Satersch“ die plattdeutsche Sprache beizubringen, ebenso wie die Schule heute am stärksten zur Verdrängung des Platts durch die hochdeutsche Sprache beiträgt.

In den wenigen Tagen seines Aufenthalts gab Hoche sich alle Mühe, die eigentümlichen Verhältnisse des Ländchens, dieser einsamen Insel im weiten Moor, zu studieren, wozu ihm die überall herrschende große Gastlichkeit reichlich Gelegenheit gab. Überall zum Kaffee eingeladen, mußte er einmal „zwölf kleine Tassen dieses gefärbten warmen Wassers trinken, weil ich — entgegen dem Landesbrauch — meine Tasse nicht umstülpte“. Ein gemessenes Teil von des Tages Last und Mühe lag auf den Schultern der Weiblichkeit. Neben dem Haushalt und den Kindern hatten die Frauen auch die freilich nur kleine Landwirtschaft zu versehen, sie mußten pflügen, säen und ernten, wobei der Buchweizen die Hauptfrucht war. Nicht minder lag ihnen das Brauen des leichten Bieres ob, damals mehr ein Nahrungs-, als ein Genußmittel. Hatte eine Hausfrau im Dorfbräuhaus ihren Bedarf hergestellt, so lud sie ihre Nachbarinnen und Freundinnen dorthin zu einem Bierkränzchen ein. Eine derartige Szene stellt das Titelbild zu Hohes Buche dar (vgl. die Abbildung). Selbst das Herauf- wie Hinabziehen der nach Ellerbruch verkehrenden Boote fiel den Frauen zu; ihre starke Belastung erinnert wieder an urtümliche Zustände, wie Tacitus sie in seiner Germania schildert. Die Männer dagegen gingen als Bootsleute dem unmittelbaren Gelderwerb nach; „der Fluß ist ihr Element, das Boot ihre Bestimmung“. Über die Binnenschifffahrt nach Leer und Emden hinaus dehnten sie ihre Fahrten bis nach Holland und England hin aus. Die emsige Tätigkeit und der Erwerbssinn beider Geschlechter hatten es da-





Das Bierkränzchen
(Entnommen: Hohes Buch)

hin gebracht, daß im Saterland trotz seiner Entlegenheit und schlechten Bodenverhältnisse keine Armut herrschte; für solche, die durch Unglücksfälle hilfsbedürftig wurden, sorgten die Bürgermeister. So stand das Ländchen in wohlthuendem Gegensatz zu dem übrigen Münsterlande und ganz Westfalen, wo die Bettelei im 18. Jahrhundert eine allgemeine Landplage darstellte.

Seine besondere Aufmerksamkeit richtete Hoche auf die saterländische Sprache und hat ein noch heute für den Forscher wert-

volles Verzeichnis altfriesischer Worte und Redewendungen in seinem Buche zusammengestellt.

Weiter die Tracht. Die der Frauen veranschaulicht das wiedergegebene Titelbild des Buches; sie trugen eine gestickte Mütze und darüber einen hinten aufgeschlagenen, breitrempigen Strohhut. Der besondere Schmuck der jungen Mädchen war das sog. Ohrysen. „Dies ist aber selten von Eisen gemacht, sondern von Silber oder echtem Golde (!), und hat die Form eines halben Ringes.“ Es liegt auf dem Hinterkopf auf den fliegenden Haaren unter der Mütze und wurde oberhalb der Ohren bis an die Augenbrauen sichtbar. Die Männer trugen über dem Hemd und Brusttuch ein meist blauweißes Kamisol aus Leinen oder Wolle, dazu eine Schifferhose, Strümpfe und Schuhe, während die Frauen bei der Arbeit Holzschuhe anlegten.

Der Sittlichkeit der Saterländer zollt Hoche hohes Lob, nicht minder der Schönheit und Kraft des hochgewachsenen, blonden und blauäugigen Menschenschlages, der bei harter Arbeit kerngesund an Leib und Seele war. Einen Arzt gab es nicht im Saterlande.

Alles in allem erhalten wir ein sehr freundliches, wohltuendes Bild vom Saterland und seinen Bewohnern vor 150 Jahren. In seiner Abgeschlossenheit ist es bis in unsere Tage hinein verblieben; noch vor wenigen Jahrzehnten ließ der prächtige Erzähler Augustin Wibbelt eine seiner etwas übermütigen Heldinnen zu ihrer Besserung als Verbannte in das Saterland verschicken. Im Rahmen der jetzigen Emslandaktion, die Moor und Heide in Acker und Weide verwandelt und die Verkehrsverbindungen zur weiten Welt herstellt, werden die Tage, wo das Saterland eine Besonderheit darstellte, wohl gezählt sein, aber die Erinnerung an seine eigenartige Vergangenheit und der tüchtige, sittlich hochstehende Menschenschlag dort mögen niemals aussterben!

Hermann Rother

Sommerfrühe

Ave läuten klingt von fern:
„Sieh, ich bin die Magd des Herrn!“
Mäher läßt die Sense ruhen . . .

Durch die morgenfrische Au
geht auf engelleisen Schuhen
Segnend unsere Liebe Frau

Hermann Thole

Pingel Hincken

Pingel Hincken war ein guter Mann und ein Faktotum. Wer das nicht glauben will, mag weiterlesen.

Er wohnte auf dem vergnüglich-gemütlichen Keet. Das Häuschen war nur klein, doch es reichte aus für ihn, seine Annagreit und die beiden Buben. Bei gutem Wetter war selten jemand zu Haus, auch nicht die beiden Ziegen und der Hahn mit seinen elf Hühnern. Diese hatten sich um ein weiteres Betätigungsfeld durch die Weißdornhecke des Gartens an mehreren Stellen Löcher gebohrt, die von den Buben bei zunehmendem Unternehmungsgestverständnissvoll und aussichtsreich erweitert waren. Pingel Hincken ließ sie gewähren; er sah es nie und wurde immer vor vollendete Tatsachen gestellt. Die beiden Ziegen weideten irgendwo auf Anordnung von Annagreit und nach Anpflocken durch Hincken an öffentlichen Wegen. Annagreit besorgte das Hauswesen. Montags früh band sie sich eine Sackschürze vor und zog sie am Samstagabend als letzte Wochenarbeit durchs Wasser. Sie hatte es immer gleich drock, schnackte, jätete, heuete und buddelte Kartoffeln, gern und zuerst bei andern Leuten, und winters half sie noch lieber beim Schlachten, jedoch nicht in der Zeit um den 20. Dezember herum, wo man daheim besorgt war, den eigenen behaarten Esau, auch wenn er seine erwarteten und erhofften zwei Zentner noch nicht hatte, weidgerecht an den Wiemen zu kriegen. Hincken sagte zu allem Ja; er liebte den Frieden mit sich, den Seinen einschließlich der Annagreit, denn er war ein guter Mann.

Pingel Hincken war ein Tagelöhner in allen Sparten. Es gab eben nichts, was ihm nicht lag. Er arbeitete, wie man zu sagen pflegt, mit und auf dem Spaten, allein und mit andern. War er im Koppel, stand er zu dem Schillerschen Wort: Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort! Dabei stellte er sich in dem dahinfließenden Wasser die Arbeit vor.

Im öffentlichen Leben kam Hincken noch vor dem Pastor und sofort nach dem Vogt oder Gemeindevorsteher. Der hochw. Herr Dechant, was der Pastor war, wollte die Toten nicht begraben, wenn nicht vorher Hincken ihnen das Grab geschaufelt hatte, was er, wenn auch nach Antreiben der be-

teiligten Nachbarn, getreulich und zeitig genug fertig brachte. Und die Diele des geistlichen Hauses, besonders der Seitenplatz am Garten mit dem Holzstapel und dem Hauklotz, boten ihm für gelegentliche freie Nachmittagsstunden vielerlei Betätigungsmöglichkeit, und die fein aufgepackten Kleinholzhaufen zeugten, sehr zur Freude von Hochwürden, der ganzen Gemeinde von der inneren Ausgeglichenheit und der äußeren Akkuratess des Stapelmeisters. Wenn dann nach des Tages Last und Mühe des Pastoren Haushälterin ihm den prallen, rundlichen Gemüsepot vorsetzte und freundlich zum letzten Rest nötigte, opferte er sich auch diesmal, denn er war ein guter Mann und tat das Möglichste, jede an ihn herangetragene Bitte zu erfüllen.

Im öffentlichen Leben kam Hincken sofort nach dem Vogt. Ein paarmal in der Woche fand er sich unaufgefordert im gemeindlichen Dienstzimmer ein. Wenn dann der Vogt auf Hinckens Frage nach Papieren für ihn suchte, setzte dieser seine Mütze ab und sich auf den Stuhl. Er studierte die Anschriften auf den verschlossenen Umschlägen und las offene Bekanntmachungen genauestens durch. Besonderer Anweisungen bedurfte es nicht, des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hielt auch ihn im Geleise. Übergebene Briefe bestellte er sicher und schnackte mit dem Empfänger so lange, bis auch er wußte, was darin stand. Heiratsaufgebote und andere amtliche Bekanntmachungen brachte er zur allgemeinen Kenntnisnahme mittels Holzschuhpinkes im Gitterkasten an der Kirche an und nahm bei der Gelegenheit die überholten Sachen ab. Waren darunter solche mit dem Vermerk: „Ausgehängt am“, abgenommen am durch“, hatte er schon daheim seinen „Johann Heinrich“ eingesetzt. Der Vogt lobte ihn wiederholt wegen seines Fleißes und seiner Treue und sagte eines Tages hochdeutsch — also ganz feierlich — zu ihm: „Hincken, du wirst noch mal in die Annalen von Lohne eingehen!“ Hincken wußte nicht, was das bedeutete, stellte sich jedoch etwas ganz Erhabenes darunter vor und antwortete ebenso feierlich-ernst und erfreut: „Bitte schön!“ Seit dieser Zeit fühlte er sich geehrt und Seit dieser Zeit fühlte er sich geehrt und



wichtig und schied bei jedem Besuche auf dem Büro und vor Beginn seines auswärtigen Dienstes mit der Frage: „Iß daor süß noch wat tau ünnerschriwen?“

Lagen besonders dringliche Sachen vor, die sofort zur Kenntnis der Bürgerschaft zu bringen waren, ließ Hincken die Zustellung der Briefe zunächst noch ruhen und schritt gemessenen Amtsschrittes nach Hause, langte aus der Anrichte vom mittleren Fach an der linken Seite die Pingelglocke heraus und war damit startbereit. Glockengießer Wichmann aus Oythe hatte sie vor Jahrzehnten als Meßdienerglocke gegossen; weil sie aber für die Kirche zu laut bellte, überließ der Herr Pastor sie an Hincken für gemeindliche Zwecke.

Die Glocke im linken Arm und mit dem offenen Mund nach oben, in der Rechten das „Amtliche“, so verläßt Hincken das Haus; selbst Annagreit kann ihn nicht halten, auch nicht der dampfende Teller mit dem Schillegassengemüse. Um die Mittagszeit ruht in allen Fabriken und auf dem Felde die Arbeit, das ist die Zeit der Ernte für Hincken. Wo die Keetstraße sich gabelt, schellt er in und für die vier Himmelsrichtungen je fünfmal und läßt dann nach einer gründlichen Räuserpause noch einen vollen Strauß Klingeltöne in alle Winde flattern. Hier und da öffnet sich ein Fenster, hier und da stehen Leute im Türrahmen, und Kinder beider Art, alleingehend und an der Hand geführt, strömen ihm zu. Noch ein ehergisches Klingelzeichen, und dann verkündet er der aufhorchenden großen und kleinen Zuhörerschaft, daß übermorgen Bachschau sei, wozu jeder an seine Pflicht erinnert werde. Hier und da schließt sich ein Fenster, hier und da fällt eine Tür vernehmlich in den Rahmen, doch immer noch kommen Kinder zu Hincken, und Gemüsereste rund um den Einfuhrhafen verraten den Grund des verspäteten Kommens. Nach einem kernigen Pingelabschiedsgruß geht Hincken mitten über die Straße bis zur Schmiede hinauf, und die vor, neben und hinter ihm trippelnde Kinderschar kündigt sein Kommen durch den monoton vorgetragenen Sang: „Pin-gel Hinn-ken! Pin-gel Hinn-ken!“ an. Hincken hat diese Reklame gern. Er ist überhaupt ein Freund der Kinder und handelt streng nach der Devise: Jedem Tierchen sein Pläsierchen! So geht's unter wechselnder Begleitung durch den Ort, und nach der Heimkehr findet er seinen Gemüseteller auf dem Eisenrost am Herde.

Annagreit hat den ihrigen nach Gebrauch umgekehrt darüber gestülpt, um die Wärme besser zu halten. Aus Geschmack und zwischen den Zähnen kann Hincken feststellen, daß das Feuer seine Pflicht getan hat.

Pingel Hincken nahm gern Privataufträge an. So pingelte er um 6 Grote oder zweieinhalb Groschen für die Bauern Gras- und Roggenverkäufe usw. aus und für die Lohner Kaufleute, wenn grüne oder gesalzene Heringe usw. zum baldigen Besitzerwechsel anstanden. Hincken nahm als Ersatz für Bargeld auch Sachwerte, so vor allem zur Herbstzeit, wenn er pingelnd durch den Ort gehen durfte: „Saoterdag-nomdag lett Vossings Bur van'n Bauern eine fette Kau utpündken. Well för billig Geld väle Fleisk hebben will, mott üm drei Uhr nao'n Kessing up'n Kei kaomen!“ Beim Auspündken gab Hincken Hilfestellung jeder Art. Nach getaner Arbeit brachte er dann als Lohn ein henniges Bratenstück, ein paar Lappen vom dünnen Bauchfleisch und diverse abgesuchte Knochen für die Sonntagssuppe seiner Annagreit mit, die den Empfang mit sprudelndem Munde unter feucht-dankbaren Augen mit den Worten quittierte: „So ale Saoterdaoge un ein paarmaol in dei Wäken! Hincken, du bis doch'n nüdlicken Kerl.“ Hincken war ein guter Mann. Annagreit wußte darum.

Es war erstaunlich, daß Hincken neben all den faktotumischen Arbeiten auch noch einen verantwortungsvollen Hauptberuf ausübte. Der lag zwar ziemlich im Dunkeln, erstreckte sich jedoch auf hohe sittliche und materielle Werte und kam Hunderten seiner Mitbürger zugute. Die Gewogenheit des Vogtes und die Wohlgeneigtheit der Ortsvertretung hatten ihn nämlich zum amtlichen Beleuchtungsinspektor und zum mit polizeilichen Befugnissen ausgestatteten Nachtwächter erkoren.

Lohne war von jeher sehr fortschrittlich und hatte — zeitlich gesehen — schon vor Jahrzehnten an den Winterabenden, wenn nicht gerade Vollmond im Kalender stand, eine Straßenbeleuchtung. An jeder Straße im Ortsinnern war wenigstens ein Laternenpfahl mit Zubehör und bei längeren Strecken deren zwei und weitere; jedenfalls standen sie so nahe, daß man auch im Dunkeln von der einen Sonne aus die nächste noch schimmern sah. Auf selbstgebastelter Lattenleiter putzte Hincken in Gebrauchszeiten allwöchentlich die Butzenscheiben der Laternen, und zwar nach seiner



Art. Ausgebrannte Kerzen tauschte er nach dem Erlöschen der letzten und dann der Reihe nach für alle Lampen aus. Als die Petroleumbeleuchtung aufkam, übernahm er willig die Mehrarbeit, schleppte die Slorkanne von Lichtträger zu Lichtträger, goß auf, nöselte den Docht ab und putzte noch öfter die Scheiben. Je nach der fortgeschrittenen Jahreszeit trat er um 8, um 7 oder um 6 Uhr abends seinen Anzündegang an, und man konnte an den phosphoreszierenden Streifen an der Batzenseite seiner Pilo-hose genau feststellen, wie viele Lampen bereits brannten. Es tat ihm ums ganze Herz wohl, wenn ihn die Mitbürger ob seiner Arbeit lobten.

Gern übernahm Hinnken es auch, nach der ortsrätlichen Liste die eingesetzten Beiträge des „Nachtwächtergeldes“ von Haus zu Haus einzusammeln, was quartaliter geschah. Er sorgte schon dafür, daß alle und alles erfaßt wurden, denn in voll erfüllter Pflicht stak ja seine Entschädigung. Man darf und soll auch an sich denken. Hinnken tat es, denn er war gut zu sich.

Gegen 10 Uhr abends rüstete Hinnken zum Nachtwächtergang. Eine dicke Mütze mit Ohrenklappen — ein Nachtwächter braucht ja nicht alles zu hören — ein Mantel — was macht's im Dunkel, daß er starke aufgesetzte Flicker hatte und schon verschossen war — für alle Fälle das Nachtwächterhorn — es hing am ledernen Riemen an der linken Körperseite und mit dem Mundstück nach vorn — ein derber Krückstock in der Rechten — das Zeichen polizeilicher Machtbefugnis — das waren die notwendigsten Requisiten. Zeitweilig begleitete ihn auch ein Hündchen namens Tilla. Seine Buben hatten es samt Halsband ganz umsonst bekommen. Eines Abends jedoch machte Tilla sich selbständig; Hinnken flötete nach allen Richtungen und konnte doch schlecht das Brandsignal hinterherschicken. Nach etlichen Wochen stellte Tilla ihre abendlichen Begleitgänge ein; sie mußte sich, sehr zur Freude der Buben, um ihre eigene Familie kümmern. Und als sie wiederum nach einiger Zeit als rückfällig erkannt wurde, hat Hinnken sie, sehr zum Schmerz der Buben, mit allem Drum und Dran um, wie man sagt, Appel un Ei weggegeben. Fortan blieb Hinnken allein.

Allabendlich löschte er an der Keeter Gabelung die erste Lampe, stapfte die Straßen hinauf und hinab, löschte weiter

bis zur letzten und fand sich auch im Voll-dunkel zurecht bis um 5, um 4 Uhr, wie es die Zeit wollte, und hier und da die ersten Fenster aufschienen, und hier und dort die ersten Dreschfliegeltakte durch die morgendliche Stille drangen. Dann ging Hinnken den heimatlichen Penaten zu, entledigte sich der Amtstracht und — dem Glücklichen schlägt auch unter der Buntkarrierten keine Stunde. Er gönnte sich den wohlthuenden Schlaf, denn er war auch nach dieser Seite gut gegen sich.

Aus seiner Nachtwächterzeit konnte Hinnken ein dickes Buch schreiben; schlagen wir für heute nur eine Seite auf!

Eines Abends sieht und hört er bei seinem ersten Gange auf dem Markte vor Vogts (Röseners) Haus ein paar Leute. Er hat ein Recht, zu wissen, wer das ist, und was sie so spät noch wollen. So tritt er näher und erkennt sie als junge Lohner Kaufleute. In Vogts Haus — Hinnken konnte mit bestem Willen nicht „Nein!“ sagen — sitzt man alsbald am trauten Herdfeuer. Fünf Menkesche Anisbittern sind schon sachgemäß durchgebissen — Hinnken versteht auch das! — da will er gehen, denn gegen 11 Uhr muß er nach der Lindenstraße die letzte Lampe an der Brinkstraße löschen. Die freundlichen Kaufleute haben Sitzfleisch und sind zudem ausgelassen fröhlich. So bleibt er, denn nette Geselligkeit ist auch etwas wert. Neben ein paar Bechern braunen Lagerbiers werden noch einmal fünf Anisbittern fachgemäß verarztet und hinuntergeschickt. Nun aber hält es Hinnken nicht mehr. „Dienst ist Dienst und keine Gefälligkeit!“

Da steht er draußen und orientiert sich nach der Marktstraße hin. Schon vor dem Lükenschen Hause hinter Kalvelagen merkt er, daß ihm die Beine schwer werden; auch lüftet er die Kappe, es wird ihm so warm unter den Haaren. Vor Giesken Hause stellt er fest, daß die nächste Brinker Laterne nicht mehr scheint. Er lobt die Brinker wegen ihrer großen Intelligenz und ihres noch größeren gemeinwohlichen Interesses und beschließt in Anbetracht aller Umstände, zuerst die Lindenstraße zu bedienen. Die Lindenstraße liegen ihm etwas im Magen wegen ihrer lebhaften und regsamen Neugierde. Also: Hinein in die Lindenstraße!

Ha, was ist das! Vor dem Posthause hält ja leibhaftig die Postkutsche. Und der



Postillon? Der wird wohl drinnen sein am Bitterntisch; die Pferde scharren mit den Füßen, doch erst in Damme über Steinfeld und nach zwei Stunden werden sie an gefüllter Krippe stehen.

Hinnken wischt sich mit der Hand über die Augen. Nun ja, er hat Polizeigewalt und das Recht, die Kutsche nach verdächtigen Individuen innerlich zu untersuchen. Er legt die Hand auf den Drücker, der gibt nach. So steigt er ein und tastet die Bänke ab. Die sind ja gepolstert. Wie wohl würde es seinen Beinen tun, sich etwas auszustrecken, mollig weich und ganz anders als daheim auf bretterner Unterlage. So setzt er sich und legt für einen Augenblick nur den müden Kopf auf den Arm. Leise rieselt wohliger Schlaf ihm durch den ganzen Körper von der Fußsohle bis zum Scheitel. Er merkt nicht, daß die Pferde anziehen und auf der Brinkstraße in einen leichten Trab fallen. Erst beim Halteruck in Steinfeld wacht er jäh auf, klettert heraus, ist ganz verdattert und schickt auf seinem Horn ein paar langgezogene Töne in die Nachtstille. Da wird's lebendig. Der Postillon, der Steinfelder Posthalter, dazu einige Bürger, teils in Hemd und Unterhose, barfuß und in Holzschuhen umstehen ihn, fragend: „Waor brennt? Waor brennt?“ Hinnken stottert: „Brennt? Waor, waor bün ick?“ Der Postillon leuchtet ihm ins Gesicht: „Nu kiek eis! Mann! Mann! Dei Lohner Blaosetuter!“

Und dann stapft Hinnken heimwärts, mutterseelenallein und unter vielen Vorwürfen und noch mehr heilsamen Vorsätzen. Als erster Gruß seines lieben Lohne fällt ihm ein Lichtschein von der äußersten und letzten Brinker Sonne ins Auge. Daheim, daheim, wenn auch nach 4 Uhr morgens.

Hinnken hat es mir so erzählt, doch dabei bemerkt: „Meine privaten Angelegen-

heiten gehen die Öffentlichkeit nichts an!“ Inzwischen ist dafür die Verjährung eingetreten, und die Post kann wegen unbezahlter Benutzung ihrer Anlagen keine Forderung mehr stellen.

Hinnken erlebte auch schwere Schläge, denn das Leben ist ein Auf und Ab. Der schwerste war für ihn wohl, als eines Herbsttages, da die Eichenblätter rascheln zur Erde fielen, seine Annagreit ihn verließ. Nun zog er zu seinem verheirateten Sohn, der als Fabrikarbeiter gut im Lohn stand. Ein halbes Jahr später tat Hinnken noch einen schweren Gang. Er kündigte auf dem Gemeindebüro alle seine Ämter; die beabsichtigte Einführung der Kontrolluhren für den Nachtwächtergang bestärkte ihn in seinen Rücktrittsgedanken. Er zog sich vollends ins Privatleben zurück. Gern hätte er noch ein paar Enkel auf seinen alternden Knien reiten lassen, es sollte nicht sein. Die liebe Pingelglocke, so vieler Kinder Freude, schenkte er der Schule, wo sie noch heute der Lohner Jugend die Pausenzeit anzeigt und ihnen zum Schluß den Weg nach Hause öffnet. Und das Nachtwächterhorn kam über den Lehrer L. nach Oldenburg ins Feuerwehrmuseum, wo man es noch sehen kann.

Zuletzt wurde Hinnken von einem schrecklichen Husten gepackt und arg gequält. Als guter Christ schickte er früh genug zu seinem geistlichen Freunde, dem neuen Pastor, und der kam sofort und stand ihm auch bei, als er die letzte Hürde vor dem Tore zum Himmel und zu seiner Annagreit überwinden mußte. Mit einem Lachen im Auge trat er vor sie hin.

Als die alten, knorrigen Eichen ihr erstes Grün ansetzten, hat Lohne ihn begraben.

Er war ein Faktotum und — ein guter Mann.

Johannes Ostendorf

Letzter Weg

Ich sah dich fahren die Straße,
Du warst wie ein König stolz,
Und doch nahm einer die Masse
Dir schon zum Sterbeholz.

Er wird bald die Bretter schlagen,
Ein Wörtlein wird er dir sagen . . .
Du bist nicht mehr.

Hermann Thole

Der Dümmer

Von weit und breit kommen die Menschen an das Ostufer des Dümmer nach Lembruch und Hüde, um bei Sonne und Wasser Erholung von den Mühen des Alltags zu suchen. Schlanke Boote mit weißen Segeln beleben den See. Der Naturfreund jedoch wird das oldenburgische Westufer des Dümmer aufsuchen, wo eine ursprüngliche Pflanzenwelt und eine zahlreiche Vogelwelt zu eingehenden Studien lockt.

Der Dümmer steht seit zwei Jahrzehnten im Brennpunkt des Interesses. Die Landwirtschaft fordert seine Eindeichung und die Regulierung seiner Zu- und Abflüsse, um das Wasser in den niederschlagsreichen Monaten in die Hand zu bekommen. Das Dümmergebiet und die Hunteniederungen haben von jeher unter großen Überschwemmungen zu leiden, die alljährlich im Frühjahr und Herbst nicht nur in der unmittelbaren Nachbarschaft des Sees, sondern auch im Mittellauf der Hunte weit hinab bis Wildeshausen große Schäden anrichten, die sich über ein Gebiet von 47 000 ha erstrecken. Diese Tatsache läßt die große Bedeutung des Dümmerprojektes für die Landwirtschaft und damit auch für die Ernährung unseres Volkes erkennen. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß die Hunte unterhalb des Dümmer auf einer Strecke von 23 Kilometern im Bezirk des Landkreises Grafschaft Diepholz so gut wie gar kein Gefälle hat. Im Jahre 1938 wurde zur Lösung dieser Aufgabe der Huntewasserverband gegründet. Der Verband stand vor der Frage, ob er die Hunte auf ihrer ganzen Länge so tief und so breit ausbauen sollte, daß der Fluß in der Lage war, die großen Wassermengen in niederschlagsreichen Zeiten ohne Schaden für die Landwirtschaft abzuführen, oder ob der Dümmer eingedeicht und das Hochwasser in ihm aufgefangen und in trockenen Monaten aus ihm zur Bewässerung allmählich wieder abgegeben werden sollte. Der Huntewasserverband hat sich für die zweite Lösung entschieden. Der Dümmer wird mit einem 26 km langen und 1,50 m hohen Deich eingefäßt. Der Oberlauf der Hunte wird bis zur Einmündung in den Dümmer bedeiht und auf dem Westufer ein breiter und tiefer Randkanal bis zum Oberlauf der Hunte gebaggert, damit das ganze Gebiet westlich und südlich des Dümmer eine von dem Wasserstand des Dümmer unabhängige Vorflut erhält.

Der Naturschutz erkennt die wirtschaftliche Notwendigkeit der Beseitigung der schädlichen großen Überschwemmungen rückhaltlos an, muß aber die Forderung erheben, daß angemessene Gebiete dieser ursprünglichen Naturlandschaft, vor allem die Verlandungszone des Dümmer, zum Schutz der Pflanzen- und Tierwelt und für Wissenschaft und Forschung erhalten bleibt und die Baumaßnahmen so durchgeführt werden, daß dabei die Forderungen der Landschaftspflege berücksichtigt werden. Dies ist dadurch erreicht worden, daß die Technik den ursprünglichen Gedanken eines Stausees fallen gelassen und der Eindeichung des Dümmer den Plan der Schaffung eines Rückhaltsbeckens zugrunde gelegt hat. Jede länger dauernde Erhöhung des Wasserspiegels, auch um wenige Dezimeter, vermag die Standortverhältnisse der natürlichen Pflanzenwelt und als unmittelbare Folge auch die darin lebende Tierwelt wesentlich zu beeinträchtigen. Kurze Hebungen und Senkungen des Wasserspiegels können bei der Größe der Aufgabe und dem Ausgleich der Interessen ohne wesentliche Nachteile für die Biotope hingenommen werden. Es muß daher im Interesse der Erhaltung der Natur und des Landschaftsbildes der größte Wert darauf gelegt werden, daß der Dümmer nur zu einer möglichst kurzfristigen Zurückhaltung (Abbremsen) einer Hochwasserwelle genutzt wird, und daß im Rahmen der Leistungsfähigkeit der auszubauenden unteren Abflüsse die Entlastung des Dümmer möglichst kurzfristig erfolgt.

Die Bedeutung des Dümmer für die Naturwissenschaften wird durch zwei Gutachten gekennzeichnet, die die Zentralstelle für Vegetationskartierung in Stolzenau und das Zoologische Museum der Universität Berlin erstattet haben. Die Verlandungszone von der Huntemündung im Süden bis über die Höhe von Dümmerlohausen im Norden ist ein völlig einheitliches Gebiet und birgt die großartigsten Verlandungsbilder Nordwestdeutschlands. Das offene Wasser wird besiedelt von der Seerosengesellschaft, von gewaltigen, inselartig sich weit in den See vorschubenden Horsten der Seesimse, denen bei genügender Aufhöhung des schlammigen Untergrundes das Teichröhricht folgt. Mehr gegen das Ufer hin vereinigen sich diese Bestände zu einem gewaltigen, geschlossenen Schilfwald. Mit

abnehmender Wassertiefe schließen sich die Großseggen an, die bereits den Übergang zu schwingenden Verlandungswiesen andeuten und durch die zahlreichen Kleinseggen abgelöst werden. Über Weidenbüsche in den äußersten Verlandungszonen entwickelt sich auf älterem Schwingrasen bereits der Erlensch, der mit zunehmender Versauerung des Bodens von Birkenbeständen abgelöst wird. Nirgends in ganz Norddeutschland sind so zahlreiche Seggenarten auf einem Platz zu finden, und nirgends können wir auf engem Raum die Weiterentwicklung der Verlandungszone zum Hochmoor besser studieren als am Dümmer, wenn auch dieses Hochmoor bereits in weitem Umfange der menschlichen Nutzung unterworfen ist. Vom offenen Wasser bis zum Hochmoor bzw. den aus ihm hervorgegangenen Wirtschaftswiesen liegt an dem Westufer des Dümmer eine vollkommen ungestörte Naturlandschaft von großartiger Einheitlichkeit. Sie bietet zahlreichen seltenen Tieren einmalige Lebensbedingungen, vor allen Dingen den Wasservögeln. Die Vogelsammlung des Gastwirtes Schomaker in Dümmerlohausen gibt uns über die Vielfalt der Vogelwelt einen guten Überblick. Von den Brutvögeln

des Dümmer seien aus den vielen nur die Kolbenente genannt, die zu den allergrößten Seltenheiten in Deutschland gehört, ferner die Löffel-, Moor-, Schnatter-, Reiher- und Tafelente, die große Rohrdommel, die Rohrweihe, der Heuschreckenschwirl und der Binsen- und Seggenrohrsänger. Die große Wasserfläche und der Verlandungsgürtel üben im Frühjahr und Herbst auf die durchziehenden und überwinterten Vögel eine große Anziehungskraft aus und gewähren ihnen reiche Nahrung. Wer die riesigen Vogelscharen, die in diesen Monaten auf dem Dümmer liegen, nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich schwerlich eine Vorstellung von der Zahl machen. Es sind oft Zehntausende. Der Dümmer ist einer der größten binnenländischen Rastplätze der Zugvögel.

Pflicht des Menschen ist es, diese ursprüngliche Natur im eigenen Interesse zu pflegen und zu erhalten. Deshalb ist das West- und Südufer des Dümmer zwischen dem Deich und dem offenen Wasser zum Naturschutzgebiet erklärt und unter die schützenden Bestimmungen des Reichsnaturschutzgesetzes gestellt worden.

Richard Tantz en

Der Dümmer, ein wahres Vogelparadies

Unser Dümmer, jener einzigartige, etwa 25 qkm große Flachsee unserer Heimat, liegt eingebettet in die ausgedehnte Niederung zwischen den Dammer und den Stemmer Bergen. Die durchschnittliche Tiefe beträgt etwa 1 m. Die Wasserfläche wird besonders nach der oldenburgischen Seite hin von zahllosen Binseninseln unterbrochen. Im Süden und Westen, also wieder nach der Oldenburger Seite, ist dem See eine oft mehrere Hundert Meter breite Röhrichzone vorgelagert, die landeinwärts in Seggen- und Riedwiesen übergeht, unterbrochen von Erlenschwald. Es folgt dann Hochmoor mit Moorbirken- und Weidenbeständen. Insgesamt haben wir auf unserer Seite des Sees eine Landschaft vor uns, die wegen ihrer Abgelegenheit und ihres sumpfigen Charakters bislang nur sehr extensiv als Weide oder zur Heugewinnung benutzt wurde, und deshalb konnte sie einer Fülle von Vögeln Aufenthalt und Brutgelegenheit bieten.

Aus der königlichen Familie der Adler treffen wir als seltenen Gast den gewaltigen

Seeadler. Der Fischadler ist ebenfalls als Durchzügler zu betrachten, aber nicht eben selten.

Unsere herrlichen Weihen, die Sorgenkinder aller Dümmerfreunde, werden leider immer weniger. Die lichtblauen Korn- und Wiesenweihen sind nur vereinzelt anzutreffen, dagegen hält sich der dunkle, sehr gefräßige Rohrweihe in einem Bestande von 5—7 Brutpaaren.

Der ritterliche Wanderfalk gibt regelmäßig Gastrollen, und sein kleiner Vetter, der schneidige Baumfalk, ist mindestens in einem Brutpaare vertreten. Dieser elegante Flieger begeistert jeden Beobachter, wenn er sausen den Fluges seine Beute erjagt. Hühnerhabicht und Sperber jagen gern in den reichen Jagdgründen, und dabei scheint der Sperber es besonders auf die riesigen Starenswärme abgesehen zu haben, die allnächtlich in den Schilfwäldern des Dümmer schlafen. Der schwerfällige Mäusebussard ist regelmäßig und der nordische Rauhußbussard wenigstens im Herbst anzutreffen.





Photo: Klamma, Mettingen

Brütende Rohrweihe

In den Randmooren ist die schöne Sumpfohreule zu Hause, ein Bodenbrüter, der im Gegensatz zu seiner Verwandtschaft auch am Tage jagt.

Regelmäßige Gäste sind die drei Sägerarten. Der prächtigste unter ihnen ist der Zwergsäger, der häufig in Gesellschaft der Schellente anzutreffen ist.

Jedem Dümmerbesucher ist der Haubentaucher bekannt, der auf freiem Wasser fischt. Weniger häufig sind seine kleineren Verwandten, der Rothals- und der Schwarzhalsstaucher. Der Zwergtaucher, der sich auch auf der Soeste, der Hunte und der Sater-Ems aufhält, zeigt auch hier mehr Interesse für die Zu- und Abflüsse des Dümmer als für die freien Wasserflächen. Auch fremde Taucher kommen ab und zu als Wintergäste zu Gesicht, so z. B. der Stern- oder Nordseetaucher.

Im Frühling hört man aus dem wogenden Schilfmeere den eigenartigen Ruf der großen Rohrdommel. Ein gänzlich verborgenes Leben führt die Zwergrohrdommel. Fischreiher, übrigens Verwandte unserer Dommel, fliegen ab und zu; im Herbst finden sich diese stolzen, aber sehr vorsichtigen Vögel familienweise ein und fischen im nahrungsreichen, seichten Wasser. Gelegent-

lich kommt auch einmal ein Purpurreiher zu Gesicht, ein dunkel wirkender Vogel mit gelbrotem Brustgefieder.

Überall trifft man die anmutige Trauerseeschwalbe. Eine nahe Verwandte, die Weißflügelseeschwalbe, ist sehr selten. Daß von der nahen Nordsee auch gelegentlich Seeschwalben einfliegen, ist nicht verwunderlich. Die schöne, helle, schwarzköpfige Flußseeschwalbe ist ein solcher Besuch.

Die Lachmöwe, eine Süßwassermöwe, ist bei uns Brutvogel; doch leidet sie sehr unter dem Segel- und Paddelbetrieb, weil sie durch ihr anhaltendes Geschrei selbst auf ihre Brutkolonie aufmerksam macht. Im Herbst bekommt die Lachmöwe von der Nordsee her Gesellschaft durch die Sturm- möwe. Ihre Unterscheidung ist aber dann nicht leicht, weil die Lachmöwen im Herbst und Winter auch weiße Köpfe haben.

Allen Jägern Nordwestdeutschlands ist der Dümmer als Entenrevier wenigstens aus der jagdlichen Literatur bekannt. Dem Uneingeweihten darf aber verraten werden, daß die Entenjagd am Dümmer eine Strapaze darstellt, der nur wenige Jäger körperlich gewachsen sind. Es kommen zahlreiche Arten vor, von denen nur ein kleiner Teil Brutvögel sind. Neben der bekannten Stock- und Krickente treffen wir die schöne, ziemlich kleine Knäkente und die bunte Löffelente häufig. Auch die hübsche Reiherente, die langhalsige Spießente, die gelbstirnige Pfeifente sind keine Seltenheiten. Schwieriger sind schon die geschützten Kolbenten und niedlichen Moorenten anzutreffen. Schwer zu unterscheiden ist die schlichte, weißspiegelige Schnatterente. Die Schellente erfreut durch die Pracht ihres Gefieders. Im Herbst kommt die braunköpfige Tafelente in riesigen Scharen, hält sich aber fast immer auf freiem Wasser, weit vom Ufer, auf. Mit grauem Oberrücken und grün und blau schillerndem Halse ist die durchziehende Bergente eine Zierde der Vogelwelt. Echte Kinder des Nordens sind die schwarzen Samt- und Trauerenten und die kleine, mit langem Gabelschwanz ausgestattete, auffallende Eisente.

Die weiten, im Winter sehr einsamen Niederungen am Dümmer beherbergen zur Winterzeit oft große Scharen Wildgänse, doch ist ihre Zahl in den einzelnen Jahren sehr unterschiedlich. Alle Gänse halten, solange sie nicht beschossen werden, ziemlich regelmäßig ihre Zugstraßen beim Zu- oder Abflug vom Dümmer. Wir erkennen Saatgänse, Bleßgänse und auch die Stammform

unserer Hausgänse, die Graugans. Auch seltene Irrgäste fremder Arten kommen gelegentlich wohl vor.

Wintertags, solange wir offenes Wasser haben, beleben kleine oder größere Flüge von Schwänen die einsam gewordene Wasserfläche. Meistens sind es Singschwäne, gewaltige, blütenweiße Vögel, die ihre Art durch die steife Haltung des Halses vertragen. Auch die aus unseren Parks allgemein bekannten Höckerschwäne kommen gelegentlich vor. Leider fallen Schwäne der Wintersnot wohl in großer Zahl zum Opfer, wenn sie den rechtzeitigen Abzug in Gegenden mit offenem Wasser verpassen.

Zahlenmäßig wohl am meisten vertreten ist das allgemein bekannte Bleßhuhn, aber auch das kaum weniger bekannte, grünfüßige Teichhuhn ist vertreten.

Ein völlig unsichtbares Dasein führen die Rallen. Nur ihr Ruf verrät ihr Dasein. Ebenso verborgen leben die niedlichen Sumpfhühner, die in mehreren Arten vorkommen. Die Wiesenralle, der Wachtelkönig, ist in der Frühlingszeit Tag und Nacht zu hören. Alle diese Vögel huschen durch ausgetretene, schmale Gänge im hohen Grase dahin wie Mäuse, ohne sich kaum jemals zu zeigen.

Die schnepfenartigen Vögel sind in zahlreichen Arten vertreten und geben selbst dem geübten Ornithologen immer wieder Rätsel auf. Da sind der Rotschenkel, der helle Wasserläufer oder Grünschenkel, der dunkle Wasserläufer, der Bruchwasserläufer und der Waldwasserläufer mit leuchtend hellem Rücken und Bürzel. Da sind der Sonderling und gelegentlich der dunkelbäuchige Alpenstrandläufer. Die Uferschnepfen, die schwarzwänzige und auch die rostrote, erfüllen die stillen Uferwiesen mit ihren melodischen Rufen, ähnlich wie der große Brachvogel, dem zuzuhören ein hoher Genuß ist. Wenig nach steht ihm sein kleinerer Vetter, der Regenbrachvogel, der selten vorkommt. Kampfläufer in den verschiedensten Halskrausen führen bis in den Hochsommer hinein ihre harmlosen Kampfspiele aus. Die Bekassine erfreut uns durch ihren Balzflug. Am 11. 4. 1947 rasteten im Ochsenmoor, südlich vom Dümmer, dreitausend Goldregenpfeifer. Das einzige Brutgebiet dieses herrlich grüngolden schimmernden Vogels in unserer engeren Heimat liegt in dem riesigen Moorgebiet zwischen Scharrel und Esterwegen. Daß der Kiebitz in dem Tierparadiese des Dümmer nicht fehlt, ist einleuchtend. Als Seltenheiten

kommen ab und zu Kiebitzregenpfeifer und Austernfischer zu Gesicht.

Aufmerksame Beobachter können das Glück haben, den fremdartig wirkenden Kormoran anzutreffen, der mit angelegten Flügeln, nur mit den Füßen schlagend, unter Wasser pfeilschnell dahinjagend den Fischen nachstellt.

Im Herbst übernachten in der Dämmerung gelegentlich Kranichschwärme. Majestätisch schreitet der weiße Storch im Grase.

Unter den Kleinvögeln fallen uns die Rohrsänger durch ihren lauten und anhaltenden Gesang auf, vor allem der Drosselrohrsänger. Aber auch Teichrohrsänger und Schilfrohrsänger lassen sich fleißig hören, während der Seggenrohrsänger zu den größten Seltenheiten gehört. Feldschwirl und der seltene Rohrschwirl fallen durch ihren eigenartigen, heuschreckenartig schwirrenden Gesang auf. Zahlreich ist die Rohrammer, die hübschen Hähne sind leicht im Schilfrohr auszumachen. Wiesenpieper, Schafstelze und Braunkehlchen halten sich mehr in den nassen Wiesen auf. Der Stud.-Ass. Richard Hölscher aus Bünde entdeckte in Dämmernähe ein Brutpaar des weißsternigen Blaukehlchens, das im Oldenburger Münsterlande seit langem ausgestorben zu sein schien.

Seit Jahren ist man mit den modernsten technischen Mitteln bemüht, die ungeheuren Randmoore des Dümmer trocken zu legen, um sie dann der Bewirtschaftung zuzuführen. Man kann heute, wo die umfangreichen Arbeiten vor dem Abschluß stehen, erkennen, daß dieses Ziel voll erreicht wird. So sehr dieser gewaltsame Eingriff vom Standpunkt des Naturfreundes zu bedauern ist, muß doch anerkannt werden, daß die Belange des Naturschutzes weitgehend berücksichtigt wurden. Weite Gebiete des Westufers, besonders der wertvollste und urtümlichste Teil, der Hüder Dobben mit seinem Erlenbruch, bleiben erhalten. So steht zu hoffen, daß durch die unermüdelichen Bemühungen einsichtiger Männer, insbesondere des Ministerialrats Tantzen in Oldenburg, das altvertraute Gesicht eines der schönsten und eigenartigsten Naturgebiete weitgehend erhalten bleibt und in Zukunft durch Anstellung eines Wärters besonders geschützt wird. Daß die Frage des Landschaftsschutzes im wesentlichen auch zur Zufriedenheit der Grundbesitzer gelöst worden ist, erscheint besonders erfreulich.

Heinrich Schürmann



Verwaltung und Justiz im Münsterlande

Die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden des Oldenburgischen Münsterlandes im Laufe der Jahrhunderte

Die erste erkennbare Verwaltungseinheit, die noch in die altsächsische Zeit hinüberraagt, ist der „Go“. Das Land der Sachsen war in Gaue eingeteilt, die nach der fränkischen Eroberung zunächst bestehen blieben. Diese Gaue als Verwaltungseinheit übten alle öffentlich-rechtlichen Funktionen aus. Legen wir moderne Maßstäbe und Anschauungen an, so werden wir in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Aufgaben der allgemeinen Verwaltung, der militärischen Verwaltung, der wirtschaftlichen Verwaltung und richterlichen Tätigkeit auf der Grundlage einer urdemokratischen Verfassung ausgeübt wurden. Als Vergleich sei auf die heute noch bestehende Schweizer Landsgemeinde hingewiesen, wie sie in deutschsprachigen Kantonen der Schweiz üblich ist. Innerhalb der Gaue lagen die zahllosen Bauernschaften der altsächsischen Urdörfer, die wahrscheinlich auch örtlich begrenzte Verwaltungsaufgaben zu erfüllen hatten. Das brachte schon von selbst das Agrarrecht in allen seinen Schattierungen mit sich.

Als das Christentum eingeführt wurde, faßte man eine Vielzahl von Bauernschaften zusammen, um sie für kirchliche Zwecke, insbesondere für den Bau der Gotteshäuser und die Unterhaltung des Klerus, heranzuziehen. Das war um das Jahr 1000 herum, das wir als die Geburtszeit der Kirchspiele bezeichnen können. Mit Recht hat Oldenburgs großer Rechtshistoriker Georg Sello in der Einleitung seiner „Territorialen Entwicklung des Herzogtums Oldenburg“ betont, daß das Kirchspiel die historisch-geographische Einheit bildet, welche nach Karl Brandis' treffender Formulierung „den Schlüssel gewährt, der alle Geheimnisse territorialer Lagerung und Abgrenzung lösen muß“. Um es vorwegzunehmen, aus den Kirchspielen, genauer gesagt, aus den Kirchspielsverbänden, erwachsen die politischen Gemeinden, geschaffen durch die erste Oldenburgische Landgemeindeordnung vom 28. Dezember 1831.

Im altsächsischen und noch im karolingischen Go ist, modern gesprochen, eine Einheit der öffentlich-rechtlichen Hoheit festzustellen. Das ging zu Ende, als die Ter-

ritorialgewalten aufstiegen. Die drei altsächsischen Goe des späteren Oldenburgischen Münsterlandes, nämlich der Lerigau in der Mitte, der Hasegau im Südwesten und der Dersagau im äußersten Süden, wurden auseinandergesprengt. Vom Hasegau aus bauten die Tecklenburger ihre Landesherrschaft aus, die sich zunächst gegen die Grafen von Ravensberg richteten, welche die Herrschaft Vechta gegründet hatten. Die Territorien der beiden gräflichen Geschlechter fielen an den Bischof von Münster, Vechta 1252 durch Vertrag, Cloppenburg 1400 durch kriegerische Eroberung. Die Grafen von Tecklenburg, die den größten Teil des heutigen Kreises Cloppenburg ihr eigen nannten, müssen schon vor 1400, als sie ihre Herrschaft an Münster verloren, eine beachtliche Verwaltungsorganisation geschaffen haben. Wir sind darüber durch die Unterwerfungs- und Abtretungsurkunde des letzten Tecklenburger Grafen Nikolaus vom 27. März 1400 genau unterrichtet. Die Tecklenburger hatten bereits 2 Ämter als Sitze ihrer Verwaltung geschaffen, und zwar eines in Friesoythe und das andere in Cloppenburg. Als nun 1400 durch die tecklenburgische Herrschaft Cloppenburg münsterisch wurde, hob Münster den Amtssitz Friesoythe auf. In der großen Organisationsverordnung des Herzogs Peter Friedrich Ludwig vom 15. September 1814 wurde in Friesoythe wieder ein Amtssitz hergerichtet, der 1933 durch die oldenburgische Verwaltungsreform abermals aufgehoben wurde. Es ist also nur bedingt richtig, daß zur historischen Begründung der Aufhebung des Amtes Friesoythe im Jahre 1933 mehrfach gesagt wurde, jetzt sei der alte Zustand, wie er jahrhundertlang bestanden hätte, wieder hergestellt worden. Man vergaß dabei zu sagen, daß schon vor der münsterischen Zeit der alte Haupthof um die spätere Stadt Friesoythe sich so entwickelt hatte, daß die Tecklenburger Grafen dort einen Amtssitz einrichteten.

Die aus den karolingischen Amtsgrafen hervorgegangenen Landesherrn teilten bewußt die aus altsächsischer Zeit überlieferten Goe. Wie die Goe selbst, so wurden auch die Goe als Gerichtsbezirke zersplittert. Die



Gerichte mußten in anderer gegenseitiger Abgrenzung den Gebieten der neuen Landesherrschaften angepaßt werden. Wo früher im weiten Raum ein Go-Gericht zuständig war, finden wir in der zweiten Hälfte des Mittelalters mehrere, z. B. in Lastrup, in Essen, auf dem Desum, in Bakum, in Lohne, in Damme. Diese Gerichte haben sich bis in die napoleonische Zeit gehalten. Erst die oldenburgische Gesetzgebung im 19. Jahrhundert brach endgültig mit den mittelalterlichen Einrichtungen auf dem Gebiet der Rechtspflege. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß die alten Immunitäten aus der karolingischen Zeit eine eigene Gerichtsbarkeit durch die Jahrhunderte durchgehalten haben, so z. B. das Gericht des Meierhofes in Löningen, ursprünglich dem Kloster Corvey zugehörig, und das Immunitätsgericht des Alexander-Stiftes in Wildeshausen. Ein großes Ansehen genoß das Gogericht auf dem Desum (Gemeinde Emstek), das sich lange als Berufungsgericht für die kleineren Gogerichte hielt.

Daneben bestand noch eine Sondergerichtsbarkeit des Adels, die im Burgmannskollegium in Vechta ihren besonderen Ausdruck fand.

Zwei Drostent regierten die beiden münsterischen Ämter. Den Drostent standen fachlich geschulte Amtsrentmeister zur Seite. Der eine Amtssitz war Cloppenburg, der andere Vechta. Der heutigen Generation ist es kaum noch bewußt, daß bis zum Jahre 1803 die heutigen Gemeinden Emstek und Cappeln nicht zum Amt Cloppenburg, sondern zum Amt Vechta gehörten. Die schon erwähnte große Organisationsverordnung vom Jahre 1814 schuf im oldenburgischen Münsterland folgende Ämter: Friesoythe, Cloppenburg, Löningen, Vechta, Dinklage-Steinfeld, Damme und Wildeshausen. Das Amt Löningen wurde 1879 wieder aufgehoben, ebenso Steinfeld und Damme. 1933 wurde durch die Verwaltungsreform das Amt Friesoythe mit dem Amt Cloppenburg vereinigt, das Amt Wildeshausen ging in einem neu geschaffenen Amt Oldenburg auf. Das Bestreben der oldenburgischen Gesetzgebung ging dahin, den Verwaltungsbezirken die Gerichtsbezirke anzugliedern, nachdem sich der Gedanke der Trennung von Justiz und Verwaltung auch in den deutschen kleinen Staaten allmählich durchzusetzen begann. Jedes Amt sollte sein Amtsgericht haben. Die Ämter wurden zu Kreisen für den Gebrauch der Rechtspflege zusammengefaßt, um über den kleinen Amtsgerichten

ein Obergericht zu haben. Wir sehen im 19. Jahrhundert einen sehr schnellen Wechsel in der Organisation gerade der Gerichtsbehörden, bis dann schließlich im Anschluß an die Reichsjustizgesetzgebung in den 70er Jahren die heutige Form gefunden wurde.

Wer die Tätigkeit der kleinen oldenburgischen Ämter richtig würdigen will, muß bedenken, daß es Sonderbehörden, wie z. B. Finanzämter, Arbeitsämter und viele andere mehr nicht gab. Es mußte also bei den damaligen Verwaltungsbehörden alles erledigt werden, wofür heute viele Spezialbehörden tätig sind.

Dem auswärtigen Besucher fällt immer die Größe unserer Landgemeinden auf. Wir haben die Erklärung dafür kennengelernt. Die Gemeinden sind aus den alten, weiträumigen Kirchspielverbänden hervorgegangen. Die oldenburgische Verwaltungsreform des Jahres 1933 tat dann noch ein Übriges, indem sie den Gedanken einer ländlichen Großgemeinde überspitzte. Deshalb wurden die übergroßen Gemeinden des Jahres 1933 wieder so zerlegt, wie sie vor der Verwaltungsreform bestanden haben. Nur die Gemeinde Krapendorf wurde nicht wieder eingerichtet. Die Amtsgerichte wurden weder 1879 noch 1933 durch die Aufhebung der Verwaltungsämter betroffen. In Löningen, Friesoythe, Damme und Wildeshausen bestehen die Amtsgerichte nach wie vor. Der Kreis Cloppenburg hat heute also drei Amtsgerichte, daneben zwei Katasterbezirke, den einen für das alte Amt Friesoythe einschl. Garrel, den anderen für die beiden Amtsgerichtsbezirke Cloppenburg und Löningen. Der Finanzamtsbezirk deckt sich mit dem des Kreises, ebenso der des Staatlichen Gesundheitsamtes. Das Wasserwirtschaftsamts, das ebenfalls in Cloppenburg sitzt, hat entsprechend seinen Aufgaben einen Wirkungskreis, der über den größten Teil der oldenburgischen Geest, also weit über die Kreisgrenze, hinausgeht. Das Staatliche Forstamt in Cloppenburg betreut z. Zt. beide Münsterländer Kreise. Das Arbeitsamt Vechta ist für beide Kreise zuständig; es unterhält im Kreise Cloppenburg zwei Nebenstellen, in Cloppenburg und Friesoythe. Der Kreis Vechta hat zwei Amtsgerichte, eines in Vechta, das andere in Damme. Das Finanzamt Vechta greift über den Kreis Vechta im Norden hinaus in den Kreis Oldenburg-Land hinein. Die bäuerliche Selbstverwaltung unter staatlicher Aufsicht findet ihren hauptsächlichsten Ausdruck in den seit 1922 bestehenden großen Wasser- und Bodenver-



bänden; eingeteilt nach Niederschlagsgebieten sind diese: Friesoyther, Radde-, Hase-, Vechtaer und Neuenkirchener Wasseracht. Huntewasseracht und Ammerländer Wasseracht reichen beide ins Münsterland hinein. Entsprechend der immer stärker fortschreitenden Spezialisierung unseres Wirtschafts-

lebens sind noch viele außerhalb des Münsterlandes errichtete Sonderbehörden in den beiden münsterländischen Kreisen tätig, die aufzuzählen zu weit führen würde; es sei nur an das Staatliche Straßenbauamt, das Staatliche Hochbauamt, das Eichamt u. a. erinnert.

Kurt Hartong.

Analphabet wird Millionär

Im Jahre 1838 wurde Joseph Kriegel in Emstek geboren. Er war kleiner Leute Sohn, die durchaus nicht mit Glücksgütern gesegnet waren. J. Kriegel war aber nicht nur arm an materiellen Gütern, er war auch keineswegs mit reichen geistigen Gaben ausgestattet. Im Gegenteil! Wie der spätere Offizial Grobmeyer, ein Landsmann und Jugendfreund von J. Kriegel, erzählte, habe sein Schulkamerad es nie fertiggebracht, sich die Kunst des Lesens und Schreibens anzueignen, obwohl man ihn einige Jahre länger, als vorgeschrieben, in der Volksschule zurückbehalten habe. Nur im Kopfrechnen habe er einige Fähigkeit bewiesen.

Diese, wenn auch nur geringe, Befähigung war es wohl, die ihn zu seinem zukünftigen Beruf führte. Kaum war er aus der Schule entlassen, da verlegte er sich auf den Handel. Mit einer Kiepe auf dem Rücken ging er von Haus zu Haus, sammelte Eier ein und verkaufte den Landfrauen dafür Kaffeebohnen und andere Handelswaren.

Bald hatte er es zu einem Hundegespann gebracht und brauchte nun seine Handelsware nicht mehr selber zu tragen. Und als nun bald darauf ein Pferdchen an die Stelle des Hundegefährts trat, konnte Kriegel schon als kleiner Handelsherr gelten.

Zwei Grundsätze habe er sich, wie er seinem Jugendfreunde Grobmeyer später erzählte, von vornherein zu eigen gemacht: Niemals einen Groschen unnütz auszugeben und, um 50 Pfennige verdienen zu können, auch einen weiten Weg nicht zu scheuen.

Bald wurde ihm Emstek als Betätigungsfeld zu eng. Er verzog um die Mitte der 50er Jahre nach Vechta und verlegte sich hier zugleich auf den Getreidehandel. Der Krimkrieg (1854—1856) hatte die Handelstätigkeit in Westeuropa kräftig angeregt, ein Umstand, den auch Kriegel sich zunutze zu machen verstand. Er kaufte Roggen und

anderes Getreide in großen Mengen an, ließ es auf Lastwagen nach Gütersloh (eine damals für unsere Gegend nächstgelegene Eisenbahnstation) schaffen, und verschickte sie in alle Welt. Dabei wurde Kriegel ein wohlhabender Mann.

Im Jahre 1863 heiratete er die Gertrud Elisabeth Kirchner aus Vechta. Die Familie Kirchner, früher in Bremen ansässig, war wohlhabend, angesehen und gebildet, und seine junge Frau war imstande, Buchführung und Korrespondenz zu übernehmen, wozu ihr Mann ja nicht fähig war.

Der Umstand, daß die Familie seiner Frau aus Bremen stammte, war wohl mit die Veranlassung, daß J. Kriegel mit seiner Frau alsbald nach dort übersiedelte. Hier verlegte er sich an erster Stelle auf den Exporthandel nach England. Eier und Getreide waren die Haupthandelsartikel. Auf eigenen Schiffen führte er die Waren aus, und sein Vermögen mehrte sich zusehends.

Gelegentlich verschmähte Kriegel auch gewisse Handelskniffe nicht; wenn z. B. die Eierpreise nach seiner Meinung zu hoch stiegen, überschwemmte er plötzlich die Inlandsmärkte mit seinen Eiern und bewirkte dadurch einen raschen Preissturz.

Bald war Kriegel einer der bedeutendsten Exporteure in ganz Nordwestdeutschland und galt als einer der reichsten Männer Bremens. Das bestätigt auch folgende Tatsache, die Offizial Grobmeyer zu berichten wußte: Als er, Grobmeyer, einmal seinen Jugendfreund in seiner Bremer Villa besuchte, fand er ihn in einiger Sorge. Kriegel hatte eines seiner Schiffe wieder auf Fahrt nach England geschickt, nun aber war ein schwerer Sturm ausgebrochen, und eine Katastrophe war nicht ausgeschlossen. Als Offizial Grobmeyer kurz hernach den Pfarrer der katholischen Gemeinde Bremen besuchte und diesem von der Befürchtung seines



Jugendfreundes erzählte, bemerkte dieser lächelnd: Abgesehen von der Gefahr für die Besatzung, scheine ihm die Sorge übertrieben zu sein; denn als vorsichtiger Geschäftsmann werde Kriegel ohne Zweifel Schiff und Ladung genügend hoch versichert haben, und wenn das nicht der Fall sein sollte, werde ein derartiger Unfall den mehrfachen Millio-

när Kriegel auch keineswegs allzu hart treffen. —

Wir haben hier also ein treffendes Beispiel dafür, daß Energie und Tüchtigkeit, Fleiß und Sparsamkeit selbst einen bedürftigen und beschränkten Landbuben zu hohem Wohlstande führen können.

Georg Reinke

Die Muttergottes von Bethen

Das seit Jahrhunderten viel verehrte Gnadenbild in Bethen unweit Cloppenburg ist ein holzgeschnittenes Bildwerk der Schmerzhafte Muttergottes, ein sogenanntes Vesperbild, wohl aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Man wird es nicht zu den ganz großen Meisterwerken zählen, in denen das deutsche Mittelalter uns dieses ergreifende Thema der Mutter Christi mit dem Leichnam ihres Sohnes auf den Knien überliefert hat. Aber in seiner anspruchslosen Formgebung liegt doch eine besondere Tiefe des Ausdrucks, und gerade in der stillen Gebärde dieses Ausdrucks mag der Grund für die starke Wirkung zu suchen sein, die dieses Bethener Gnadenbild durch die Jahrhunderte hindurch auf die frommen Wallfahrer aus nah und fern ausübte und es zum Mittelpunkt der Marienverehrung im Oldenburger Münsterlande machte ¹⁾.

Das Bildwerk ist aus Eichenholz geschnitten und 1.13 m hoch. Leider hat es wie die weitaus meisten Werke mittelalterlicher Holzplastik durch eine moderne Übermalung viel verloren. Dazu kommt, daß der untere Teil des Gewandes der Mutter von den Knien abwärts von nicht fachkundlicher Hand überarbeitet wurde. Man kann annehmen, daß dieser Eingriff durch irgendeine Beschädigung, vielleicht durch Kerzenbrand, verursacht wurde.

Es bleibt aber, sieht man von diesen späteren Zutaten ab, noch genug von Gestalt und Wesen des alten Vesperbildes, das eine kurze Betrachtung lohnend macht. Fassen wir zunächst die Komposition dieser Gruppe ins Auge: Die Schmerzensmutter sitzt frontal auf einer Holzbank. Ihr Ober-

körper ist steil aufgerichtet, in den Schultern aber ein wenig gedreht, so daß sich ihr jugendliches Antlitz in fast unmerklicher Neigung dem geliebten Toten zuwenden kann. Der Leichnam Christi liegt in leichter Schräglage auf ihrem Schoße. Die schwere Last des Oberkörpers ruht auf der stützenden rechten Hand der Mutter. Sein Haupt ist nach hinten abgelenkt und das totenstarre Antlitz in waagerechter Lage so gestellt, daß es von der Mutter betrachtet werden kann. Seine Brust ist über dem stützenden Arm Mariens emporgewölbt; so entsteht im Hinabfließen der Linien bis zu den Knien eine sanfte Bogenkrümmung. Die Hauptlast des Leichnams ruht auf dem linken Knie der Mutter, wenn auch die herabhängenden Beine bis zum Boden reichen. Sie haben nicht mehr die Kraft, der Mutter die Schwere der Last zu erleichtern. Der sanften Krümmung von Brust und Haupt folgt der gebogene linke Arm Christi, auf den sich nun liebevoll die ein wenig ungeschlachte linke Hand der Mutter legt: eine ergreifende Begegnung von Leben und Tod. Zu diesen fließenden Formbewegungen aber steht die starre Schräge des rechten Armes Christi in einem wirkungsvollen Gegensatz. Mit unerbittlicher Strenge führt er das Auge des Betrachters über das eckige Schultergelenk zu dem Leidenshaupte mit der schweren Dornenkrone und dem geöffneten Klagemunde.

So etwa glauben wir die kompositionelle Anordnung dieser Vesperbildgruppe ablesen zu dürfen. Was aber ist nun ihr Bildgewordener Inhalt? Ihre lebendige Wirkung beruht nicht zuletzt auf der Spannung des Gegensätzlichen. Die Senkrechte in der Gestalt Mariens wird von der Waagerechten des Leichnams durchschnitten, dem aufrechten Sitzen antwortet das lastende Liegen, der lebendigen Mutter der tote Sohn.

¹⁾ Über die Geschichte des Wallfahrtsortes und die Schicksale des Gnadenbildes vgl. H. Ottenjann, Eine alte Münsterländische Gnadenstätte. „Heimblätter“, Ztschr. des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland. 13. Jg. Nr. 11, S. 163 ff.





Die Muttergottes von Bethen

Photo: Rud. Engels, Cloppenburg

Hier offenbart sich das Geheimnis dieses das Tiefste im Menschen ansprechenden Bildthemas, das, als es im frühen 14. Jahrhundert, in der Zeit der Mystik, durch eine deutsche Neuschöpfung einmal geboren war, sich in das Herz der gläubigen Menschen eingrub und zum verbreitetsten Andachtsbilde des Mittelalters wurde. Die Mutter klagt um ihren toten Sohn auf ihrem Schoße. Der Leichnam Christi ist ihr nach der Kreuzabnahme wie zu einem letzten Abschied in den Schoß gelegt, und nun betrachtet sie mit trauerndem Blick den todesstarrten, zermarterten Körper. Ihre Trauer aber findet in ihm keine Antwort. Am ergreifendsten wohl hat der große Mystiker Heinrich Seuse diesen tragischen Augenblick der Begegnung von Liebe und Tod in Worte gefaßt. In seinem „Büchlein von der ewigen Weisheit“ läßt er nach der Kreuzabnahme die Mutter folgendermaßen sprechen:

„. . . und do er mir her abe wart, wie gruntlieblich ich in mit minen armen umbvieng. Ich nam min zartes kint uf min choze und sah in an — do was er tot; ich lught in aber und aber an.“

Es ist die Zeit, da die ersten plastischen Vesperbilder in Deutschland entstanden, und es ist, als habe der Dichter unter ihrem Eindruck diese ergreifenden Worte gefunden. „Marienklage“ nennt man neben den zahlreichen dichterischen Marienklagen auch dieses plastische Bild der Schmerzhafte Mutter, und sicher nicht zu Unrecht, wenn man auf seine menschlich tiefe Aussage, seinen Gehalt an seelischem Ausdruck zielt. (Da im Mittelalter bei der Verteilung der Passion auf die einzelnen Tagesstunden die Betrachtung der Beweinung Christi, der Schmerzhafte Mutter also inmitten der trauernden Frauen und Jünger, auf die späten Nachmittagsstunden, die Zeit der Vesper, fiel, hat man es seiner historischen Sinnggebung nach Vesperbild genannt.) —

Eine tiefe Leidensaussage liegt auch im Bethener Vesperbild verborgen. Den frühen Werken des 14. Jahrhunderts mit ihren allzu krassen Ausdrucksformen gegenüber aber ist sie hier in einem hohen Grade gemildert. Zwar wird die Todesmarter Christi am Kreuze eindringlich genug dargestellt: in den blutigen Wundmalen, dem erstarrten Arm, vor allem im weit herübergebogenen Haupte mit der schweren Dornenkrone. Aber das meisterhaft geschnittene Antlitz ist nicht von harten Leidensfurchen durchgraben, sondern vermag in würdevoller Weise den gedämpften Klang der Ergebung in Leid und Tod zum Ausdruck zu bringen. Nicht anders ist das Antlitz der jungen Mutter auf einen milden Ton verhaltener Trauer gestimmt. Ihr Kopf ist plastisch wohlgeformt, in einem schönen Oval entfalten sich die jugendlichen Züge ihres Gesichtes, Kopfschleier und Manteltuch rahmen es ein und verstärken durch ihre gefällig drapierten, fließenden Faltenformen den lyrisch-zarten Leidensausdruck dieser Marienklage.

Heute steht das Gnadenbild in der weiträumigen, zu Anfang unseres Jahrhunderts in barocker Manier errichteten Wallfahrtskirche zu Bethen hoch über einem Seitenaltar. Vordem lud es in einer bescheidenen Kapelle, die der münsterische Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen errichten ließ, und die heute noch nebenan unter hohen Bäumen steht, den frommen Betrachter zum stillen Verweilen ein. Es ist mit einiger Sicherheit aber für die Zeit seiner Entstehung in Bethen nachzuweisen. Die hohe Bedeutung dieser Schmerzhafte Muttergottes für die Geschichte der Frömmigkeit im Oldenburger Münsterland liegt darin, daß sie zu einem viel verehrten Gnadenbilde wurde, das selbst böse Kriegszeitläufte überdauerte²⁾. Hans Eickel

²⁾ Vgl. H. Ottenjann, a. a. O., und „Das Marienbild“ Schulze'sche Verlagsbuchhandlung, Oldenburg 1949.

FÜR UNS!

In Bethen unter dem Hochaltar,
Da betteten wir die Heldenschar,
Die Toten der Heimatgaue,
Zu Füßen der Lieben Fraue.

So ruh'n sie in der Mutter Gewand,
Behütet von ihrer segnenden Hand;
Sie haben ihr Letztes gegeben,
Sie starben, damit wir leben.

In Heimaterde zum Schlaf gesenkt,
Sind sie uns allen wiedergeschenkt,
Daß ihr Tod lebendig bleibe,
Wohin Gottes Flut uns auch treibe.

Hermann Thole





Antlitz der Muttergottes von Bethen

Photo: Prof. Grün, Oldenburg

Das Telgter Gnadenbild in der Volkskunst

Die Passion des Herrn hat zu allen Zeiten die Christenheit aufs tiefste ergriffen. Aus dieser Ergriffenheit heraus sind im Laufe der Jahrhunderte in aller Welt unzählige Kunstwerke von bleibendem Wert entstanden. Das deutsche Volk ist an diesem Kunstbesitz in hervorragendem Maße beteiligt. Unter den Passionsdarstellungen des Mittelalters war das urdeutsche Motiv des Vesperbildes (ital. Pieta), heute „Marienklage“ genannt, besonders volkstümlich. Das Vesperbild schildert das Geschehen am Karfreitagabend (vesper = Der Abend), als die Schmerzensmutter nach einer frommen Legende den Leichnam ihres göttlichen Sohnes zum letzten Abschied auf ihren Schoß nahm. Die bedeutendste und zugleich eine der ältesten vollplastischen Darstellungen der Marienklage ist das berühmte Telgter Gnadenbild. Es gibt kein zweites ähnliches Kunstwerk in Norddeutschland, das bezüglich der Größe des Bildes und der Eigenart des Ausdrucks ihm gleichkommt. Ein mystischer Schleier voller Geheimnisse und Legenden ist um dieses seit 500 Jahren vom Volk verehrte Heiligtum ausgebreitet. Über den Ursprung des Bildes, das kunstgeschichtlich um das Jahr 1350 angesetzt wird, ist Näheres nicht bekannt. Das Volk erzählt, daß das Bild aus der 700 Jahre alten Marienlinde am Münsterter zu Telgte erwachsen sei. In der Tat ist es in Lebensgröße der Figuren aus Lindenholz gehauen. Der unbekannte Meister schuf ein überaus volkstümliches Kunstwerk, das als eine der ergreifendsten Schilderungen des deutschen Motivs der Marienklage bezeichnet wird. Viele Millionen Pilger sind im Laufe der Jahrhunderte zu der Gnadenstätte nach Telgte gewallfahrtet und haben dort Trost und Hilfe in ihren vielfachen Nöten gefunden. So ist es aus dem religiösen Brauch der Wallfahrt und aus der tiefen Gläubigkeit des Volkes heraus zu verstehen, daß auch die Volkskunst unserer Heimat sich immer und immer wieder mit dem Motiv des Telgter Gnadenbildes auseinandersetzte und in freier Nachbildung neue Werke in vielfachen Abwandlungen schuf.

In den Werkstätten der ländlichen Bildhauer, besonders am Wallfahrtsort Telgte selbst, entstand im 17. und 18. Jahrhundert eine Fülle von volkstüm-

lichen Wegebildern mit dem Motiv des Telgter Gnadenbildes. Die Bildstöcke fanden Aufstellung an den alten Wallfahrtswegen nach Telgte, an Wegekreuzen, auf Bauernhöfen und in ländlichen Kapellen; sie geben dem Münsterland eine ganz eigene, landschaftsgebundene Note. Im Umkreis von etwa 100 km von Telgte sind bis auf den heutigen Tag noch über 70 derartige Wegebilder erhalten. Leider hat der Dreißigjährige Krieg fast alle älteren Bildstöcke vor 1618 vernichtet. Es bleibt das Verdienst des kraftvollen und glaubenstarken Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen (1650—1678), des Erbauers und Stifters der Telgter Wallfahrts-Kapelle, das katholische Glaubensleben im Münsterland erhalten und weitgehend wieder aufgebaut zu haben. Als wesentliches Mittel hierzu betrachtete er die Förderung der Wallfahrten; er ist der eigentliche Begründer der Telgter Wallfahrt geworden. Unter seiner Regierung und auf seine Anregung entstanden viele Bildstöcke mit dem Motiv des Telgter Gnadenbildes. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ist bei der figürlichen Gestaltung eine feierlich strenge Bildkomposition der gekrönten Telgter Schmerzensmutter vorherr-



Photo: Bildarchiv Münsterland
Ölbild mit dem Motiv des Telgter Gnadenbildes
Privatbesitz



Photo: Bildarchiv Münsterland
 Ölbild mit dem Motiv des Telgter Gnadenbildes
 von einer Fahne des Telgter Handwerksamtes
 (1821)

schend. Bei den Bildstöcken handelt es sich durchweg um Reliefdarstellungen, die für die gesamte Gruppe der volkstümlichen Münsterländer Wegebilder typisch sind. Dem ländlichen Bildhauer kommt es nicht auf eine möglichst genaue Wiedergabe des Originalbildes an, vielmehr will er in freier Gestaltung nur das aus der religiösen Schau Gesehene in der Auffassung des Volkes wiedergeben. Überall spürt man das Bestreben, die Funktion der einzelnen Gestalt und ihrer Glieder, fern aller Effekthascherei, als Verkörperung eines geistigen Inhalts sichtbar zu machen. Der älteste erhaltene Doppelbildstock mit der Darstellung des Telgter Gnadenbildes befindet sich am Wallfahrtsweg vom Kloster Vinnenberg (Kreis Warendorf) nach Telgte; er wurde, wie die Inschrift besagt, im Jahre 1683 „erneuert“, woraus man den Schluß ziehen darf, daß das Bildwerk schon mindestens einige Jahrzehnte älter ist.

Die vom ländlichen Schnit-
 zergestalteten sonstigen Nach-
 bildungen des Telgter Gnadenbildes
 sind, ähnlich wie die der Bildstöcke, meist

nur reliefartig behandelt. Nirgendwo findet sich bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts eine vollplastische Figur. Hier zeigt sich das landschaftlich Besondere der Münsterländer Volkskunst, die gern alle Werke der Plastik in der Fläche gliedert.

Aus dem 18. und 19. Jahrhundert ist eine stattliche Anzahl bäuerlicher Ölbilder mit dem Motiv des Telgter Gnadenbildes erhalten, die sich überwiegend in bäuerlichem Besitz befinden. Fast alle Ölbilder zeigen beim Vergleich untereinander große Ähnlichkeit; sie zeigen geometrische Formgebung, haben eine lebhaftige Farbigkeit und eine fast plakartartige Wirkung. Die Schmerzensmutter wird durchweg in der volkstümlichen Auffassung als Königin mit Krone und festlichem, rotem oder blauem Mantel im Schmuck vieler silberner Votivgaben dargestellt. Besondere Sorgfalt verwendete der bäuerliche Maler auf die möglichst naturgetreue Darstellung des unteren Teiles des weiten Mantels der Gottesmutter. Das Original des aus rotem Sammet bestehenden Mantelumhanges ist eine Weihegabe des Fürstbischofs Clemens August von Bayern, der zugleich Bischof von Münster war, aus dem Jahre 1754 und ist mit vielen Juwelen und Smaragden reich besetzt.

Die ältesten Kupferstiche und Steinzeichnungen vom Telgter Gnadenbild bringen ebenfalls durchweg die Darstellung der gekrönten Gottesmutter in strenger Gesamtkomposition. Auch hier handelt es sich um völlig freie Neuschöpfungen. Von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß der älteste erhaltene Kupferstich sich in einem Gebetbuch von Telgte befindet, das bereits im Jahre 1660 gedruckt wurde. Besonders wertvolle und ausgezeichnete Kupferstiche wurden in den Jahren 1699 und 1754 hergestellt und fanden im Volk weite Verbreitung.

Auch der Gold- und Silberschmied hat im Auftrage ländlicher Gemeinden und privater Auftraggeber manch wertvolles Stück zur Volkskunst des Telgter Gnadenbildes beigetragen. In der Technik der Treiarbeit werden in reliefartiger Weise die figürlichen Gestalten des Originals umgewertet. Unter den vielen silbernen Weihegaben, die noch heute in der Telgter Wallfahrtskapelle aufbewahrt werden, finden sich einige besonders wertvolle Silberschmiedarbeiten, die lebhaft an die Darstellungen der Münsterländer Bildstöcke erinnern.

Ein einzigartiges Kunstwerk aus dem Gebiet der religiösen textilen Volkskunst ist das berühmte Telgter Hungertuch aus dem Jahre 1623, das sich heute im Heimathaus Münsterland in Telgte befindet. Eins der 33 Bildfelder zeigt in der Flächentechnik der Filetstopfarbeit eine Nachbildung des Telgter Gnadenbildes. Da eine innere Modellierung der Figuren nur andeutungsweise durch offene Stellen in der Stopfarbeit möglich ist, führt diese textile Arbeit von selbst zur stärksten Stilisierung unter fast ausschließlicher Betonung der Flächenumrisse. Die Darstellung erhält dadurch zwar äußerlich etwas Primitives, zugleich aber auch etwas Großzügiges und Feierliches, alles Merkmale, die gerade diese Arbeit zu einem wertvollen Zeugnis echter Volkskunst stempeln.

Im 19. Jahrhundert waren im Münsterland volkstümliche Wallfahrtsandenken besonders beliebt. Der Blaudrucker schuf einen Druckstock (Modell) mit der Darstellung des Telgter Gnadenbildes. Die auf handgewebtem Leinen gedruckten und indigoblau gefärbten Wallfahrtstüchlein dienten den Pilgern als würdiger Wandschmuck. Nach der Wiederbelebung der alten, bodenständigen Volkskunst des Blaudruckers werden auch heute mit dem alten, noch vorhandenen Druckstock mit dem Motiv des Telgter Gnadenbildes im alten Verfahren neue Wallfahrtstüchlein „Maria Telgte“ hergestellt, die als gute Wallfahrtsandenken sich großer Beliebtheit erfreuen.

Paul Engelmeier.

Heimkehr

Du meiner Kindheit Wunderwelt!
Mein Dörflein, stillverträumt:
Das Kirchlein, Dächern fromm gesellt
Mit Treppenturm und Sternenzelt,
Von Linden licht umsäumt.

Mein Vaterhaus am Dorfesrand,
Das Blumengärtchen klein,
Die Mühle und das helle Band
Des Baches im geliebten Land
Weit in die Welt hinein.

Der Schusterkugel goldnes Licht
Im Nachbarhause links.
Der Pfriem, der hurtig Leder sticht,
Der Hammer, der die Pinnen picht,
Geruch von Juchten rings.

Du Holzschuhkünstler rechts beiän,
Du froher Märchenmund,
Kraus dein Gemüt, kraus wie dein Span,
Doch allen Wundern aufgetan
Im frommen Herzensgrund.

Und abends auf der Birkenbank:
Gesang von nah und fern,
Burschen und Mädchen, blond und schlank,
Herzen so rein, Augen so blank
Wie hoch der Abendstern! — — —

O Heimwehtracht, wie drückst du schwer,
Und doch so wundersam!
Es treibt mich immer stärker her
Zu dir in ewiger Wiederkehr,
Dorthin, woher ich kam.

Und ist zu Ende einst mein Tun,
Mein Lebenswerk vollbracht,
Möcht' ich auf müden Wanderschuh'n
Zum Vater gehn und bei ihm ruhn
Die letzte lange Nacht.

Dann berg' ich tief im Heimatgrund
Mein Haupt ihm still zur Seit'.
Gespräche fließen Stund' um Stund'
Von Herz zu Herz, von Mund zu Mund
Durch unsre Ewigkeit.

Friedrich Castelle





Vesperbild Molbergen

Photo: Rud. Engels, Cloppenburg

Das Molberger Vesperbild

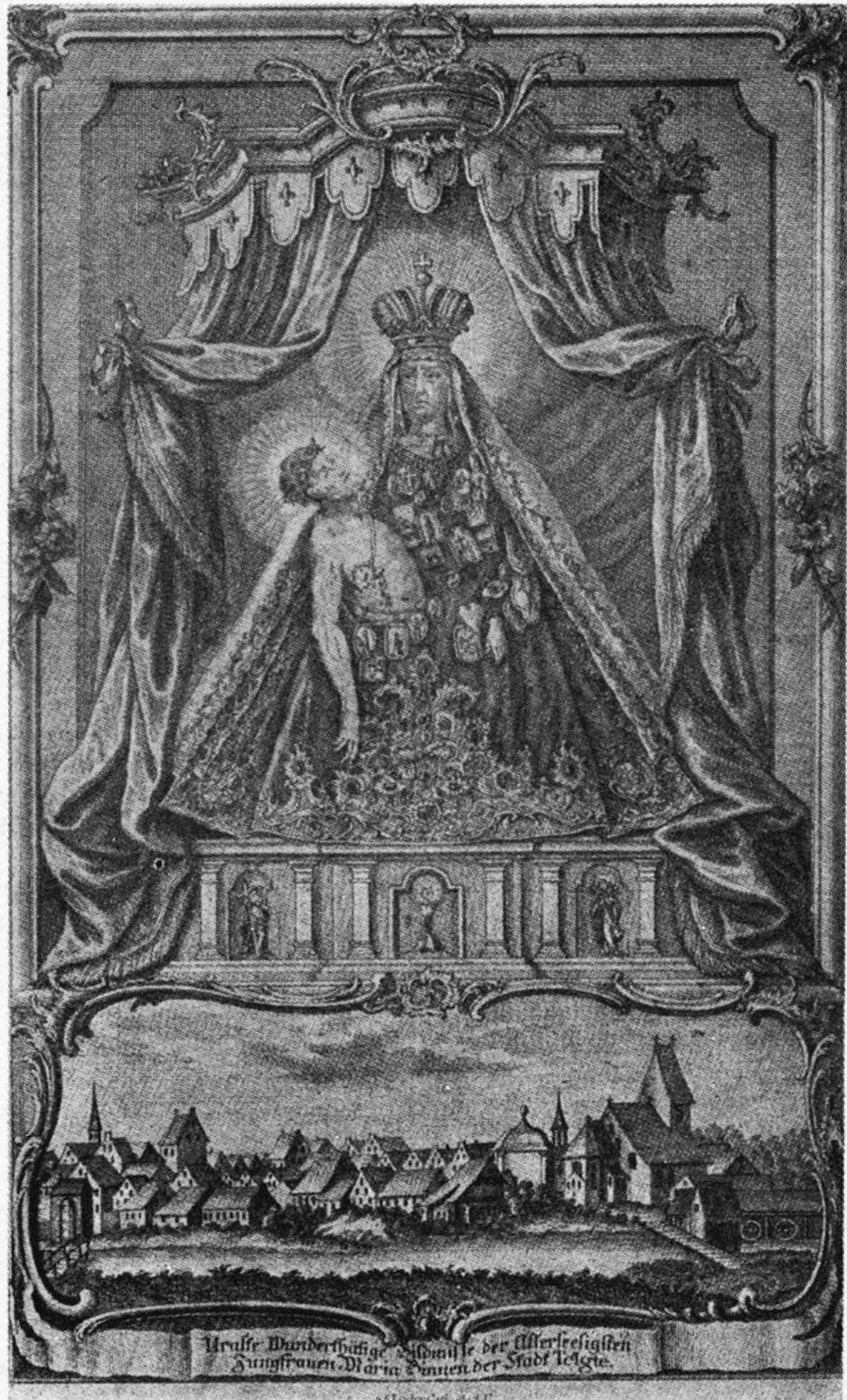
In dem Aufsatz „Das Telgter Gnadenbild in der Volkskunst!“ weist Paul Engelmeier hin auf zwei Ölbilder, die Nachbildungen des genannten Gnadenbildes darstellen. Von diesen stammt das eine von einer Fahne des Vereinigten Handwerksamtes zu Telgte und ist datiert 1821. Das andere befindet sich im Besitze des Bauern Scharp in Alverskirchen. Diese beiden Ölbilder gehen ohne Frage zurück auf den Kupferstich von Klauber, der 1754 hergestellt wurde, und, wie die beiden Ölbilder, hier abgebildet ist. Eine viel genauere, plastische Nachbildung — und zwar in Eichenholz — des Klauberschen Kupferstiches befindet sich, was bislang gänzlich unbekannt war, in der Kirche in Molbergen. Daß sich der Bildhauer, der das letztgenannte Werk herstellte, viel genauer an den Klauberschen Kupferstich hielt, geht aus vielen Einzelheiten hervor. Man vergleiche daraufhin nur die vielen Votivgaben, die dem Molberger Vesperbild umgehängt sind, mit denen auf dem Kupferstich von Klauber. Was auf dem Molberger Vesperbild sich sehr störend auswirkt, ist die Bemalung, vor allem der unteren Gewandpartie. Wie die Bemalung hätte sein müssen, zeigen der Kupferstich sowohl wie die beiden Ölbilder. Wie Engelmeier schreibt, haben sich nämlich die Urheber der beiden Ölbilder, offenbar aber auch der Künstler, der den Kupferstich herstellte, sichtlich alle erdenkliche Mühe gegeben, den vom Fürstbischof Clemens August von Bayern, der zugleich Bischof von Münster war, im Jahre 1754 gestifteten Mantelumhang — „der Mantel war von rotem Sammet, mit Silber und Juwelen besetzt“ und wurde angeblich „aus dem Brautschmuck“ der Mutter des Bischofs, „einer Tochter des Polenkönigs Johann Sobieski, hergestellt“ (so steht zu lesen im „Bistum Münster“ S. 96) — genauestens nachzubilden. Als sehr störend erweist sich bei dem Molberger Vesperbild auch die neugotische Umrahmung; wie eine wirksame Umrahmung des Vesperbildes gestaltet sein müßte, zeigt der Kupferstich von 1754. Aus

allen Nachbildungen des Telgter Gnadenbildes aber geht einwandfrei hervor, daß das Telgter Gnadenbild heute nicht mehr ganz die ursprüngliche Gestalt zeigt. Theodor Riewerts schreibt darüber in dem 1938 von Paul Engelmeier herausgegebenen „Heimatsbuch Telgte“ auf Seite 178: „Bis zum Jahre 1854 hing der rechte Arm des Schmerzensmannes senkrecht nach unten, wie es die Gesamtkomposition zwangsläufig vorschreibt; zu der 200-Jahrfeier der Wallfahrtskapelle (1854) wurde dieser schadhafte gewordene Arm vom Bildhauer Ewertz-Münster erneuert und erhielt eine ganz neue Haltung. Unterarm und rechte Hand wurden in den Schoß Christi gelegt.“ Riewerts fügt daran noch die Bemerkung: „Der Gesamteindruck des monumentalen Bildwerks würde sicherlich bedeutend gewinnen, wenn der alte Zustand wieder hergestellt werden könnte.“

Hans Eickel, der Verfasser des Aufsatzes über die Muttergottes von Bethen, urteilt über das Molberger Vesperbild in einem Schreiben vom 22. 8. 1951 folgendermaßen: „Ich halte es für eine tüchtige Bildhauerarbeit aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und zwar eine ins große Format übertragene“ — das Bildwerk ist 1,42 m hoch — „wörtliche Nachahmung eines Kupferstiches von Klauber aus dem Jahre 1754 mit der Darstellung des Telgter Gnadenbildes.“ Sollte dieses Vesperbild tatsächlich erst so spät entstanden sein? — Das erscheint mir doch sehr fraglich. Im Pfarrarchiv der Kirche in Molbergen findet sich darüber leider keine Notiz. Daß das Vesperbild in der Kirche in Molbergen nicht vor 1754 entstanden sein kann, liegt klar auf der Hand. Daß es aber auch nicht nach 1854 gearbeitet sein kann, dürfte mit einiger Wahrscheinlichkeit schon daraus zu erschließen sein, daß in diesem Jahre nach der Mitteilung von Riewerts das Telgter Gnadenbild bereits die erwähnte Umgestaltung erfuhr.

Heinrich Ottenjann





Das Telgter Gnadenbild nach einem Kupferstich von Klauber, 1754
Aus dem Heimatbuch Telgte von Engelheim, (6. Jg.) 1938



Das Telgter Gnadenbild, entstanden um 1350

· Aus dem Heimatbuch Telgte von Engelheim

Bernd Erkenböllincks Brautfahrt

Im Gestüt auf Haus Langen war große Zeit: die dritte Leistungsschau und das Reit-, Spring- und Fahrturnier der ländlichen Reitervereine sollten zeigen, daß die deutsche Pferdezucht und Reiterei wieder im internationalen Wettbewerb bestehen konnte. 427 Pferde waren gemeldet, und ihre Kämpfe gaben ein herrliches Bild von der zähen Arbeit, die in jedem Stall und auf allen Bauernhöfen geleistet worden war.

Bernd Schulte Erkenböllinck hatte fünf Pferde gemeldet: seine vier braunen Rappen und seinen Fuchswallach Harras. Mit dem Viererzug hatte er, als er 1947 aus Sibirien heimgekehrt war, Vater und Mutter zu den österlichen Vierhochzeiten ins Amt gefahren. Die vier Rappen hatten auch den grünen Leiterwagen gezogen, auf dem Bernd, das Leitpferd des alten Bauern am Kopfügel, die beiden gemeinsam gestorbenen Bauersleute zur Erbgruft fuhr.

Auf Harras ritt Bernd täglich das dreihundert Morgen große Erbe Stück für Stück ab. Harras war der Freund seiner Jugend. Seine Schwester Gesine hatte das Jungfohlen mit der Milchflasche aufgezogen, als die Mutterstute bei der Geburt des edlen Tieres eingegangen war. Als der siebzehnjährige Bernd in den Krieg mußte, war Harras ihm bis zum Hecktor gefolgt und hatte traurig wiehernd Abschied genommen. Und als Bernd heimkehrte, war Harras wieder der erste, der ihn auf dem Hofe begrüßte . . .

In den Boxen auf Haus Langen stand Harras neben der braunen Stute Helga. Über die Brüstung weg beschnupperten die beiden Nachbarn sich mit behaglichem Schnaufen. Als Bernd seinem Wallach liebkosend einen Klaps auf die blanke Flanke hieb und Harras sich dafür dankbar zu ihm hinwendete, da bog auch die braune Stute nebenan den Hals ein wenig zur Seite: auch sie wollte von der starken Männerhand liebkoset werden.

Die Stute gehörte einer jungen Bäuerin. Paula Feldbrügge hörte Bernd sie von Reiterkameraden nennen und als kühne Reiterin rühmen; sie war das Gespräch des Tages und Turniers.

Als Bernd Schulte Erkenböllinck mit seinem Viererzug zur Eignungsprüfung in die Kampfbahn einbog, ging eine freudige

Bewegung durch das weite Zuschauerrund: vier braune Wallache, ganz gleich in Farbe, die gleichen weißen Stulpen an den Fesseln. Wuchtig saß Bernd auf dem grünen Jagdwagen und lenkte mit Zaum und Zügel die vier edlen Rassetiere, die in Schritt und Trab und Handgalopp die gleiche sichere Form zeigten. Als der Sieger unter dem rauschenden Beifall der vieltausendköpfigen Menge die Kampfbahn verließ, da folgten ihm aus der Loge der Teilnehmer zwei braune Frauenaugen mit zärtlicher Neugier.

Die große Dressurprüfung hatte begonnen. Bernd lehnte lässig an der Brüstung der Tribüne. Das buntbewegte Bild der wie ungeordnet und doch in wundervoller Ordnung um- und durcheinander voltierenden Tiere war ihm köstliche Augenweide.

Langsam formierten sich die Gruppen und zeigten einzeln ihr Können. Bernds Blick fiel auf eine braune Stute, — das war ja die Nachbarin seines Harras in den Boxen! Und das war ihre Reiterin? War Paula Feldbrügge? Wie die im Sattel saß; unbeweglich; kaum daß im Trab ihr schwarzes, rundes Reiterhütchen im Gewirr der männlichen Reiterkappen und Zylinder auf- und abschaufelte. Als die Reiterin bei der Preisverteilung ihrer Stute die goldene Schleife ans Kopfzeug heftete und dann unter tosendem Beifall die Ehrenrunde ritt — ohne einen Blick auf die erregte Menge — da nahm Bernd doch neugierig die Meldeliste zur Hand: Paula Feldbrügge auf Helga, stellte er fest. Er blätterte weiter: wirklich, das kleine Frauenzimmerchen hatte auch im Jagdspringen gemeldet. „Also Harras und Helga!“ flötete Bernd durch die Zähne und ließ seine Reitgerte durch die Luft pfeifen.

Das große Springen begann. Bernd pendelte unbeteiligt in der Anreitebahn. Draußen in der Springbahn die ersten Nummern: die üblichen Versager vor den Hindernissen, Ungehorsam von Pferden, Abwinken, Aufgeben, harmlose Stürze. Erst als ein englischer Colonel auf seinem vierzehnjährigen Wallach Pontius Pilatus alle Hindernisse im Sturmritt nahm, in der schnellen Zeit von 57 Sekunden, kam Leben in die Menge. Und es steigerte sich zur Erregung, als jetzt die zierliche Reiterin auf der zierlichen Stute Helga zum Jagdspringen einkam. Unruhig tänzelte die Stute hin und her, als könne



sie das Zeichen zum Anritt nicht abwarten. Die Startflagge senkt sich, und nun folgen alle Augen dem wundervollen Spiel, wie die kleine Reiterin die Bahnstrecke zwischen den Hindernissen mißt, ihre Stute fast behutsam hochhebt und mit leisem Schnalzen über die Hürden führt.

Atemlose Stille. Bernd ist an die Brüstung der Reitbahn getreten und folgt mit brennenden Augen dem herrlichen Spiel, das Roß und Reiterin der Menge bieten. Endlich das letzte Hindernis; auch dieses wird sicher genommen, ein orkanartiger Jubel braust durch das weitgeschwungene Rund der Turnierhalle. Und weiter geht die prächtige Schau im Wettbewerb der Kräfte. Aber sie bietet keine neuen Überraschungen im Glück auf dem Rücken der Pferde.

Als letzter Bernd Schulte Erkenböllinck. Man hat den stolzen Viererzug nicht vergessen und wartet nun auf neue größere Augenschau. Der Fuchswallach steht unter seinem Reiter ruhig in der Bahn; es ist, als sei das Standbild des Colleoni in Venedig lebendig geworden: Roß und Reiter fest verwachsen, wie aus Bronze gegossen. Aber nun kommt Leben in die wuchtige Ruhe. Wie ein Sturm fegt der Wallach über die Bahn, über die Hindernisse, trotzig, ungebärdig, schnaubend vor Übermut und doch voll sicherer Überlegenheit. Zehntausend Augen folgen dem bezaubernden Spiel, fünftausend Herzen klopfen bei jedem Sprunge lauter und lauter. Auf der Schiedsrichtertribüne ist im weißen Staubmantel eine zierliche Frau erschienen. Ihre Blicke hängen an dem großen, breitschultrigen Mann, wie er mit bäuerlicher Urkraft den Wallach über die Hürden jagt. Nun der letzte große Sprung, auch er gelingt, und wieder jubeln die Tausende stürmisch auf. Die kleine Hand der kleinen Frau preßt die Reitgerte — der Lautsprecher kündigt das Ergebnis: Stechen zwischen Paula Feldbrügge und Bernd Schulte Erkenböllinck. Eine Welle der Erregung brandet durch die Turnierhalle: Wer wird Sieger?

In der Reitbahn werden die Hindernisse gerichtet: 140 Zentimeter, — spielend gehen Helga und Harras darüber hin. 150, 160 Zentimeter, — die Zuschauermenge wird erregter. 170 Zentimeter! Mit stolzem Blick mißt Paula Feldbrügge, als sie wieder anreitet, ihren gefährlichen Nebenbuhler. Der fängt den Blick auf und hält ihn übermütig fest. Die Reiterin spürt eine leise Unruhe am Herzen: des Mannes kühnes Auge ver-

wirrt sie. Die Unruhe zittert von ihr zu ihrer Stute hinüber. Doch dann wieder das lockende Schnalzen. Ein Hindernis nach dem andern wird genommen. Da — beim Grabensprung ein Poltern, ein bedauerndes Oh! der Enttäuschung, das Hindernis ist gefallen, vier Fehler.

„Bernd Schulte Erkenböllinck!“ geht es durch die Reihen Bank an Bank. Der hebt eben die zierliche Reiterin vom Pferde und drückt ihr herzlich die bebende Hand. Ein langer Blick sucht in seinem Gesicht: Ist es Triumph? Ist es Teilnahme? Weder eins noch das andere, nur die stolze, sichere Zuversicht: ich werde unsere Ehre retten! Gelassen steigt er in den Bügel und reitet an. Als er salutiert, grüßen ihn vieltausend Hände. Aber dann lautlose Stille: ein Sprung nach dem andern, das letzte Hindernis ist genommen, und nun braust ein Sturm auf, daß der weite Hallenbau erdröhnt.

Schleifenverteilung. Und dann galoppieren die Sieger zur Ehrenrunde durch die Bahn: Harras mit goldener, Helga mit silberner und des englischen Colonel Pontius Pilatus mit weißer Schleife. Draußen aber fängt Bernd Schulte Erkenböllinck die kleine Frau auf, als sie absteigt. Einen Augenblick ruht sie veratmend an seiner Brust. Der englische Colonel tritt hinzu, heftet seine weiße Schleife an Helgas Zaumzeug und reicht dem Paar stolz und ritterlich die Hand. . . .

Es ist nach der Erntezeit. Ein strahlender Herbsttag funkelt über dem Gold der Wälder. Vom Schultenhof Erkenböllinck setzt sich ein Reiterzug in Bewegung: drei Reitervereine mit Standarten und in ihrer Mitte der grüne Jagdwagen, mit vier braunen Rappen bespannt. Bernd Schulte Erkenböllinck fährt Paula Feldbrügge ins Lebensglück!

Friedrich Castelle.

AUTOPANNE

A.: „Wat hest du denn mit din Opel anstellt? De süht jo mächtig verschrammt ut.“

B.: „Och, dat köm so: Wi nehmen so rech sneidig 'n Kurve, un dor was gaor kiene.“
Franz Morthorst.



Essener Erntebräuche in alter Zeit

Die Erntezeit stellte von alters her die größten Anforderungen an die Kräfte des Landmannes, und der Ertrag der Ernte bildete die Krönung seiner harten Jahresarbeit. Es hat daher schon bei unsern heidnischen Vorfahren feierliche Sitten und Gebräuche gegeben, wodurch sie der Freude über den Segen der Felder und dem Dank an eine höhere Gewalt, vornehmlich an ihren Gott Wodan, sinnfälligen Ausdruck verleihen wollten. Die Glaubensboten schafften das Brauchtum der Heiden nicht ab, gaben ihm aber eine christliche Deutung.

Die Erntebräuche sind überall verschieden, haben jedoch in unserm Oldenburger Münsterlande manches gemein. Im nachfolgenden möge über die Sitten und Gebräuche in der Gemeinde Essen im Zusammenhang mit der Heu- und Roggenernte die Rede sein.

Die Heuernte

begann wie heute, so auch früher Ende Juni oder Anfang Juli, je nach der Witterung. Ein monotoner Klang, das Dengeln oder „Horen“ der Sensenschneide mit dem „Hornaomer“ auf dem „Horspitt“, ging dem Grasmähen voraus und wiederholte sich täglich in den Arbeitspausen auf der Wiese und allabendlich daheim auf dem „Folt“, solange das Schneiden andauerte. Je schärfer die Sense, je leichter das Mähen. Seit Einführung der Mähmaschine ist das Dengeln hier fast verstummt und hat nur noch in Kleinbetrieben Geltung.

Oft fehlte es an Erntearbeitern, namentlich zur Zeit der Auswanderung nach Amerika vor einem Jahrhundert, der Hollandgängerei und der Kriege 1866 und 70/71. Auch der Kirchen-, Eisenbahn- und Straßenbau jener Jahre nahm viele Arbeiter aus Essen und Umgegend gegen hohen Lohn für sich in Anspruch. Deshalb ließen sich größere Bauern der Gemeinde Erntearbeiter aus Gehlenberg bei Friesoythe und dem Kreise Bersenbrück kommen. Bauer gr. Macke, Uptloh, holte mit seinem Fuhrwerk die Gehlenberger Schnitter und Schnitterinnen auf halbem Wege ab. Singend zogen sie ins Dorf ein, und singend zogen sie später wieder ab. Manche Gehlenberger blieben noch nach der Ernte hier und machten acht Tage lang in verschiedenen Familien Holzschuhe auf Vorrat für klein und groß.

Gegen Sonnenaufgang, etwa um 3 Uhr, zogen die Grasmäher einst mit „Seißen“ und

„Seißenstrick“, mit „Horspitt“ und „Hornaomer“ auf der Schulter und mit dem „Wedelstein“ zum Wetzen der Sense in der Tasche die betaute Hasewiese hinaus und mähten, in Reih' und Glied stehend, unter Anführung des Bauern oder Bauschulten ein „Matt“ nach dem andern nieder. Große Bauern traten mit 10 bis 14 (Crone-Münzebrock, gr. Beilage, Richthof Garrell), kleinere mit 4 bis 6 Grasmähern an. Die feierliche Stille in der kaum erwachten Gottesnatur und das mannigfaltige Gezwitz der gefiederten Sänger weckten das „Sursum corda“ in der Brust der tiefgläubigen Arbeiter.

Um 6 Uhr traten alle zum Morgenimbiß zusammen und ließen sich den fingerdicken „Pannkauken“ mit vier Stücken Speck, die mit Butter oder Schmalz beschmierte Schnitte Schwarzbrot und den Zichorienkaffee gut schmecken. Dann wurde die Arbeit fortgesetzt, bis die Glut der höhersteigenden Sonne das Gras trocknete und das Mähen erschwerte.

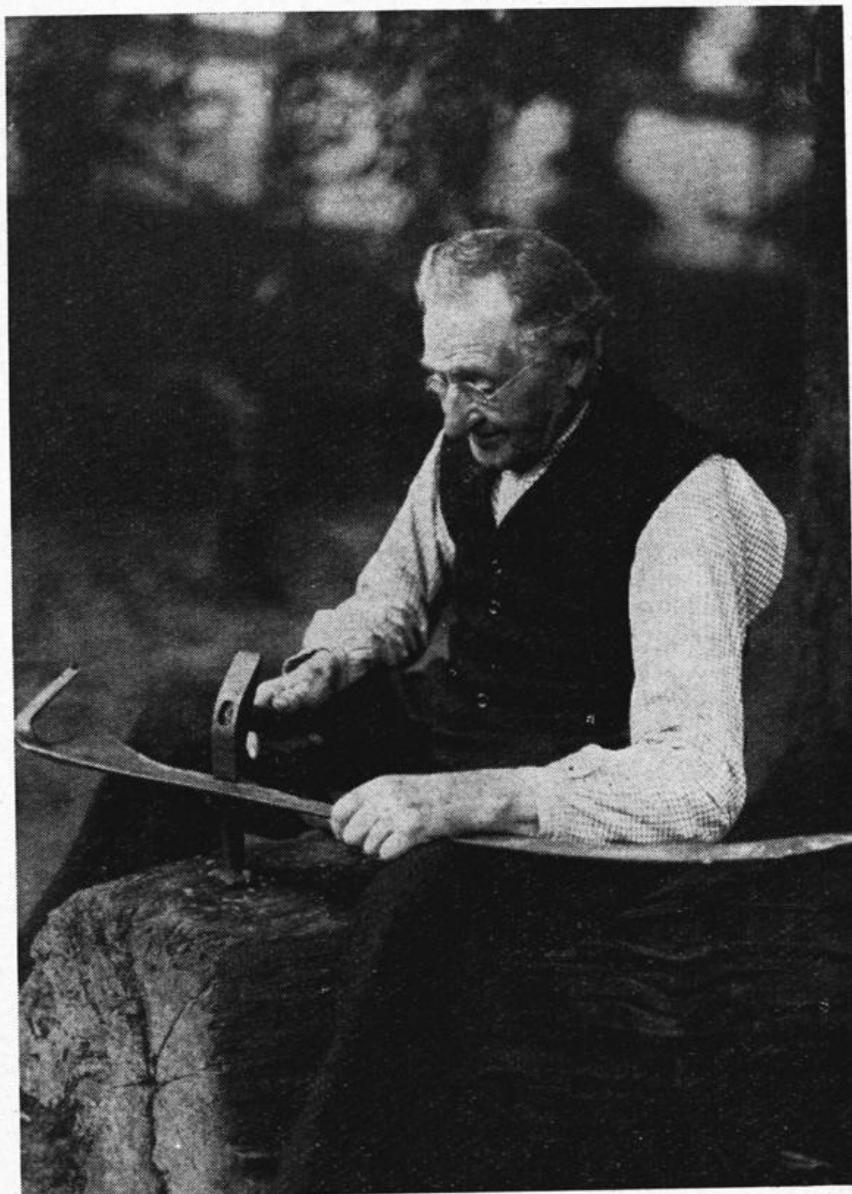
„Die Sonne sticht, die Lerche schweigt,
Aus blauer Luft der Bussard schreit.
Und rund umher und weit und breit
Die Grille ihren Singsang geigt.“

Der Rest vom Morgenbrot wurde verzehrt. Es mochte gegen 10½ Uhr sein. Der Bauer holte die Schnapsflasche aus dem kühlen Wasser an der Hase oder aus einem Loch im Graben und verabreichte seinen Leuten ein paar sogenannte „Klaoren“. Dann ging das Heuen auf den Wiesen an, die tags zuvor schon gemäht waren. Um Zeit und Kräfte zu sparen, wurden das Mittagessen (Eintopf) und das Vesperbrot den Mähern in die oft weit entfernte Wiese nachgeschickt. Bis zwei Uhr legten sich alle todmüde zum Schlafen nieder, oder sie schärften ihre Sensen. Dann wurde das Heuen und gegen Abend das Grasmähen fortgesetzt. Vorher gab es wieder zwei Schnäpse. (Für den ganzen Tag stand jedem Mäher ein Orth Schnaps zu.)

Die Alten steckten sich ein „Preumken“ achter de „Kusen“, und die Jungen taten schnell ein paar Züge aus der „kotten Piepen“. Zigaretten kannte man früher nicht. Wieder standen alle in Reih' und Glied, und wieder fiel eine Mahd nach der andern. Dichter Nebel hüllte sie ein. Stiller wurde es um sie her. Der aufsteigende Mond hieß sie Feierabend machen, sich daheim am

aufgewärmten Gemüse und an „Bottermelk“ oder „Roggenbrei“ stärken und zur Ruhe gehen, denn der folgende Tag verlangte wieder angespannte Kräfte. Das Mähen in Großbetrieben nahm viel Zeit in Anspruch, und wenn die Roggenernte drängte, blieb

dem Kopfe, so standen die Mädchen jugendfrisch und lebensfroh hoch oben auf dem „Heiwaogen“ und verpackten das duftende Heu, das ihnen der Bauer selbst, ein Knecht oder ein Heuermann mit der langen „Heiforke“ anreichte. Ähnlich ist es noch heute.



Der Sensendengler

Photo: Rud. Engels, Cloppenburg

sogar manche Wiese bis nach derselben stehen. Und heute? Was noch vor einigen Jahrzehnten fleißige Hände in tagelanger Arbeit mähen konnten, das legt heute die Maschine in wenigen Stunden an den Boden.

Das „Heifaoten“ besorgten in der Regel die Haustöchter, Mägde oder Heuerfrauen. Im weiten Kattunrock und enganschließendem, kurzärmeligen „Knäp“ aus selbstgewebtem, buntem Linnen, den Klapphut auf

Mancher Grundbesitzer holt über 40 Fuder Heu heim.

Vor Einführung des Kunstdüngers waren die Hasewiesen weniger ergiebig, und die Hochflut trieb in manchen Jahren das wertvolle Heu fort, zuletzt sogar noch im Jahre 1948. Den vielen Begradigungen der Hase und Meliorationen der letzten Jahrzehnte ist es zu danken, daß die Überflutungen nachgelassen haben. J o h a n n a K r ö g e r

Landschaftsbild im Wandel der Zeiten

Als das Südoldenburger Münsterland im Jahre 1803 an das Großherzogtum Oldenburg kam, blühte weit und breit im Lande der Honigborn, das heißt die Heide, und in staubigen Wolken zogen die Schnuckenherden mit ihren Schäfern über die sandigen Triften. Denn es war ein karges Land. So war es aber nicht immer gewesen. In alten Zeiten herrschte der Wald, freilich nicht wie wir ihn uns heute vorstellen, sondern in lichten Beständen wuchs die Eiche, kurzschäftig mit mächtiger Krone, von zahlreichen Birken durchstellt und in den frischen Senken von Hainbuchen-Unterholz gedeckt. In Zeiten der Besiedlung war der Wald des Menschen Feind, denn der damals lebende Bauer brauchte Weideland für sein Rindvieh und Acker für sein Brot. So fraßen sich die Rodungen in den Wald hinein, der allmählich auf immer größeren Flächen verschwand. Das Vieh ließ bei der Waldweide keinen Jungwuchs mehr aufkommen, und das alte Holz verfiel nach und nach der Axt auf viel größeren Flächen, als sie der Bauer unter den Pflug nehmen konnte, und so kam die Heide. Es ging, wie es gehen mußte. Mit der wachsenden Menschenzahl kam die Armut, und mit der schwindenden Waldweide schwand auch das Großvieh; es folgte das Schaf, das auf der Heide noch seine kümmerliche Nahrung findet. Der Bauer hieb im Schweiß seines Angesichts Plaggen und streute damit seine Ställe ein, damit er den Dung für seine mageren Äcker gewann. So ging es durch Jahrhunderte, und von den Wäldern blieben nur die Eichen um die einzelnen Gehöfte, und das Holz wurde rar im Lande, denn unabsehbar dehnte sich die Heide.

In jenen Jahren, als das Münsterland zu Oldenburg kam, bahnte sich ein Wandel an, der alles veränderte. Um jene Zeit arbeiteten schon Justus von Liebig und Albrecht von Thaer an der Verwirklichung ihrer großen Erkenntnisse, und die Zeit der modernen Landwirtschaft brach an, mit Fruchtwechselwirtschaft, Kunstdüngung und Gründunganbau.

Da schwand die Heide schneller, als sie gekommen war, und das bisher menschenarme Land bot Nahrung und Wohlstand für die wachsende Menschenzahl.

Die Jahrbücher des Oldenburger Staates sprechen mit ihren nüchternen Zahlen eine beredete Sprache und zaubern dem, der sie zu lesen versteht, ein buntes Bild vom Wandel der Heimat.

Es ist im vergangenen und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vieles besser geworden gegenüber der „guten alten Zeit“, aber es kann noch vielerlei besser werden.

Wir haben schon gesagt, daß das Holz rar war im Lande, und durch Jahrhunderte waren der sogenannte Urwald des Baumweges bei Ahlhorn und das Herrenholz bei Visbek und Goldenstedt fast die einzigen Wälder weit und breit. Das Holz ist aber dem Menschen bald so nötig wie das Brot; das haben die Bauern des Landes bitter erkennen müssen, als ihre Gehöfte im Unglücksjahre 1945 unter Bomben und Granaten in Flammen und Rauch aufgingen. Da wirkte es sich zum Segen aus, daß vor 60—70 Jahren die Regierung des Großherzogtums bei der Markenteilung ein Drittel des Landes an sich brachte und auf mehreren Tausend Hektar aufforstete. Es war eine große Tat und ein Beispiel. Wo die Schnucken geweidet hatten, dehnten sich nun die großen Flächen der Forstämter Ahlhorn und Cloppenburg, und langsam folgte der Bauer hier und da dem Beispiel des Staates.

Das Land wandelte sein Gesicht. Erst im vorigen Jahre ist ein ehrwürdiger, alter Bauer zur ewigen Ruhe gegangen, der es noch wußte, wie er in jungen Jahren über baumlose Heiden von Visbek nach Oldenburg gewandert war, und es leben noch so manche, die sich daran erinnern, wie der Dampfpflug der Forstverwaltung über die Heiden ging und den Ortstein brach, den der Bauer im Lande „Ur“ nennt. Es war aber keine Rückkehr zu dem Gesicht des Landes, wie es im frühen Mittelalter gewesen war, denn an die Stelle des Naturwaldes traten der Nadelholzforst und der Wirtschaftswald. Es ist kein Zufall, daß die alte bäuerliche Wohnkultur in Möbeln und Hausrat das Eichenholz bevorzugte. Es gab damals keine Kiefer und Fichte im Lande, denn die langsam wachsende Eiche war der Nutzbaum der Wälder und gab das Holz für Fachwerk und Brett, für Truhe und Gerät.



Schön, gediegen und dauerhaft waren die Stücke, die die Bäuerin in die Ehe brachte, aber auch teuer und schwer. Darum hielt sich diese schöne, alte Kultur auch nicht, als im vorigen Jahrhundert die Industrie und die Eisenbahn den Konfektionsplunder bis in die letzten Winkel brachten, und auch das Eichenfachwerk wird immer mehr verdrängt von der häßlichen Betonputzfassade. Wandel der Zeiten, wachsender Wohlstand und Verarmung an wirklicher Kultur. —

Ist nun auch der jetzige Zustand ein Übergang? Wir glauben, daß es so ist.

Schauen wir eine kurze Strecke zurück! Wo der Fowlersche Dampfpflug die Schnuckenheide brach, zeigte sich folgendes Bild: Unter der Wurzelzone der Heide warf er den Bleichsand auf, jene bleigraue Sandschicht, die den Geistboden in den Verfall der Armut brachte. Darunter stand fußtief die schwarze Zone der Orterde, des Ur, an, meist unerreichbar tief für die Schar des Ackerpfluges und oft undurchdringlich für die Wurzel der Ackerpflanzen. Der Bleichsand war der ausgelaugte Rest des Bodens, ausgelaugt von den Humussäuren der Heide, und seine pflanzennährenden Mineralstoffe verkitteten nun den Untergrund als Ortstein. Erst als die Landwirtschaft lernte, aus dem Handelsdüngersack dem Oberboden künstlich das wiederzugeben, was ihm die Verheidung entzogen hat, verlor der Geistboden etwas von dem Verruf, den er durch Jahrhunderte gehabt hatte: ein armseliges Land zu sein. Aber es kostet Geld, und auf großen Flächen liegt der natürliche Reichtum des Landes ungenutzt. Denn auf weiten Gebieten liegt unter dem Ur der Lehm, unerreichbar für die Wurzeln der Ackergewächse, aber wohl zu nutzen für die tiefgehende Bewurzelung des Waldes.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß unter dem reinen Kiefern-Fichtenwalde der Vorgang der Bodenversäuerung und Auswaschung wieder anhebt, und darum sagten wir, daß auch wir im Wandel des Landschaftsbildes der Heimat in einem Übergang stehen. Die Kiefer war der Pionier des von Menschenhand begründeten Waldes mit seinen Vorzügen und Mängeln, aber ähnlich wie in der Landwirtschaft ist die forstliche Wissenschaft seit 100 Jahren fortgeschritten, und wir hoffen, daß in der nächsten Generation des Waldes sein Gesicht anders aussieht.

Eins aber muß ausgesprochen werden: Der Bauer weiß zu wenig vom Walde, und doch geht er ihn so viel an. Zögernd zu-

erst, dann schneller folgte der Bauer dem großen Beispiel des Staates, und es mag manchen überraschen zu erfahren, daß das Land Oldenburg 17 000 ha Staatswald, aber 23 000 Hektar Bauernwald hat. Im Ertrag aber überragt der Staatswald den Bauernwald weitaus, sowohl in der Massenerzeugung, wie aber besonders in der Qualität, denn es sei noch einmal und ganz ohne böse Absicht wiederholt: Der Bauer weiß im allgemeinen zu wenig vom Walde! Wir sehen auch immer wieder mit Verwunderung, daß bei der landwirtschaftlichen Ausbildung und in den Winterschulen, besonders auch in den Prüfungen, die Waldwirtschaft eine ganz untergeordnete Rolle spielt, und Jahr um Jahr warten endlose Flächen als Unland schweigend auf den Prinzen, der sie aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt. Es sollte doch zu denken geben, daß unser enges Land Niedersachsen noch rund 300 000 Hektar bäuerliches Unland hat, das aufforstungsfähig ist. Der Anfang ist gemacht, aber der Fortschritt ist langsam, zu langsam, denn mit jedem verlorenen Jahre verschiebt sich die Ernte vom Sohn auf den Enkel oder gar den Urenkel, und wer weiß, ob nicht inzwischen der Wald zum Retter des Hofes in Krisenzeiten hätte werden können.

Schon hat sich das Bild der Heimat gewandelt; das Land ist bunter geworden und reicher. Die ungehobenen Schätze sind groß. Die Kunst des Waldbaues und der Waldpflege schreitet fort, und schon dringen mit der Douglasfichte, der japanischen Lärche und der Roteiche neue Baumarten siegreich vor. Aber Kunst kommt von Können, und den Willen zum Lernen zu wecken sind diese Zeilen geschrieben, denn

all' unser Wirken und Tun,
die Enkel werden es richten,
tun wir das Unsre mit Fleiß,
daß sie uns loben dereinst.

Walter Hulverscheidt.

De verdrehte Scheper

„Segg eis, Scheper, woväle Schaope sünd dat eegentlich?“

„Een Oogenblick! Dat sünd 257 Stück.“

„Wo kanns du dat so flink tellen?“

„Ick maok dat eenfach. Ick tell de Beene, un dann deile ick dör veer.“

Franz Morthorst



Bodenschätze im tiefen Untergrund des Oldenburger Münsterlandes

Bodenschätze im Oldenburger Münsterland? — Noch vor wenigen Jahren hätte man darunter wohl nur die Tonvorkommen verstanden, die, entlang dem Höhenzuge der Dammer Berge bei Vechta beginnend, über Nordlohne, Südlohne und Steinfeld bis nahe Neuenkirchen eine Linie von Ziegeleibetrieben ins Leben gerufen haben.

Bei Bodenschätzen denkt man an Bergbau! Wo aber soll wohl in unseren, von lockeren Sanden, Kiesen und allenfalls Tonablagerungen zusammengesetzten Gebieten eine Grundlage für wirklichen Bergbau gegeben sein? Gehört doch das Oldenburger Münsterland noch ganz zum norddeutschen Tiefland, in dem die großen Inlandeisgletscher der Eiszeit in gewaltiger Mächtigkeit ihre lockeren Abschmelzschuttmassen hinterließen, das feste Gebirge des Untergrundes verschütteten und so dem spürenden Auge des Bergmannes entzogen. Ja, mit den Dammer und Fürstenauer Bergen hat das vorstoßende Inlandeis als Stauchmoränenwall dem Südoldenburger und Bersenbrücker Gebiet noch eine besondere, kräftige Schuttmasse aufgesetzt, denn diese Höhen bestehen allein aus lockerem Moränenschutt ohne Kern eines festen Gesteins. Erst hinter dem Dümmer zeigen sich als erste Vorposten des Mittelgebirges die Stemmer oder Lemförder Berge als Aufragungen festen Gesteins der Oberen Kreideformation, das man in den Steinbrüchen bei Haldem z. B. mit seinen Versteinerungen von Meerestieren erleben kann. Und doch haben Forschung und Technik es verstanden, den Bau des festen, tiefen Untergrundes auch in unseren eiszeitlich verschütteten Gebieten durch das „Deckgebirge“ hindurch aufzuklären und zu erschließen. Dabei geht es um einen der wichtigsten Bodenschätze: das Erdöl, und als schönes Zufallsergebnis ist dabei schon durch Bohrungen der Jahre 1910 bis 1912 die Entdeckung eines zweiten bedeutsamen Bodenschatzes abgefallen: Eisen erz.

Mancher wird es vielleicht garnicht wissen, daß wir auf Grund dieser Bodenschätze in Südoldenburg sogar ein richtiges Bergwerk besitzen, das einzige des Oldenburger Landes überhaupt, und das nordwestlichste Deutschlands. Es steht noch im Bereich der Dammer Berge, von denen als besonderer Schuttaufhäufung der Eiszeit

eben die Rede war. Fahren wir von Holdorf nach Damme hin, sehen wir es links von uns liegen, das Eisenerzbergwerk Gewerkschaft Damme. In 260 m Tiefe erschließen sein Schacht das feste Gestein des Untergrundes und die Förder- und Abbaustrecken das Erz. Geboren ist es freilich aus der Rohstofflage des letzten Krieges, welche Eisenerze in Abbau nehmen ließ, die sich sonst gegen das ausländische Erz, insbesondere das schwedische, auch bei unseren Hüttenwerken kaum behaupten würden. 1942 wurde der Schacht „abgeteuft“, jetzt steht das Bergwerk, seine Einrichtungen sind da, sogar auf eine weit größere Förderung zugeschnitten, als sie heute erfolgt, und gibt zirka 250 Bergleuten Arbeit und Brot.

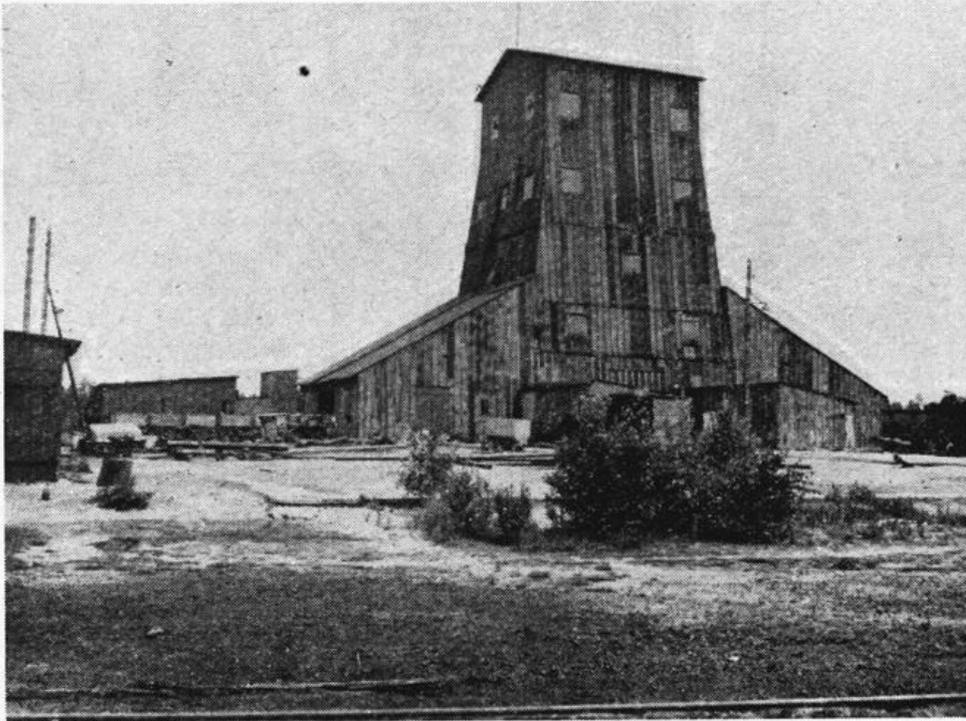
Wahrzeichen und Zentrum der Anlage ist der breite, wuchtige Holzturm, in dem das Fördergerüst über dem Schacht steht. Wir vermischen das elegante, durchsichtige Fördergerüst mit den Seilscheiben darauf, das wir von anderen Bergwerken etwa des Ruhrgebiets kennen. Das liegt daran: Es steht noch der „Abteufturm“, mit dessen Einrichtungen 1942 der Schacht in die Tiefe gebracht wurde. Dieses „Abteufen“ durch das lockere Deckgebirge des norddeutschen Tieflandes hindurch ist ein besonderes Unterfangen, da man durch die grundwassererfüllten Schichten hindurch muß. Dazu dient ein besonderes Verfahren, das „Gefrierschacht-Verfahren“, bei dem durch Kältelaugen in Bohrlöchern rings um die Stelle des Schachtes die wassererfüllten Ablagerungen bis hinunter zum festen Gebirge zum Gefrieren gebracht werden und man sich nun im erstarrten Frostboden ohne Gefahr des Wassereintruchs in die Tiefe arbeiten kann. Ist dann im Schacht die geschlossene, undurchlässige Säule der Tübbingrohre eingesetzt, kann man ohne Gefahr das Deckgebirge wieder auftauen lassen.

In diesem Schacht fahren nun täglich in zwei Schichten zirka 250 Bergleute ein. Unten am „Füllort“ der Abbausohle geht es wie in einem Verschiebebahnhoft zu; Diesellokomotiven bringen die Lorenzüge aus den Abbaustrecken heran, und mit Preßluft getrieben setzt die Aufschiebevorrichtung die einzelnen erzbeladenen Wagen auf den Förderkorb, der mit seiner Last nach oben ins Dunkel des Schachtes entrauscht.



„Über Tage“ fassen wir das Erz genauer ins Auge. Nichts etwa von einem metallisch glänzenden, kompakten Erz, wie man denken sollte, sondern statt dessen sehen wir verwundert ein grünliches, sandiges, mürbes Gestein, das aber über und über gespickt ist mit einer Fülle größerer und kleinerer, rundlich-glatte, glänzender, braun-schwarzer

eisenerz umgewandelt. Nun warf es die härteren Eisenerzbrocken zerkleinert und abgerollt als Küstengeröll wieder aus und häufte sie an seinem Strand. Der Meeresstrand dieser Zeit verlief in der Gegend von Damme und Dümmer, und das Trümmererz von Damme ist tatsächlich weiter nichts als das aus Brauneisenerzbrocken bestehende



Die Schachthanlage des Eisenerzbergwerks Gewerkschaft Damme mit dem großen hölzernen Abteufturm
Photo: Dr. Hartung

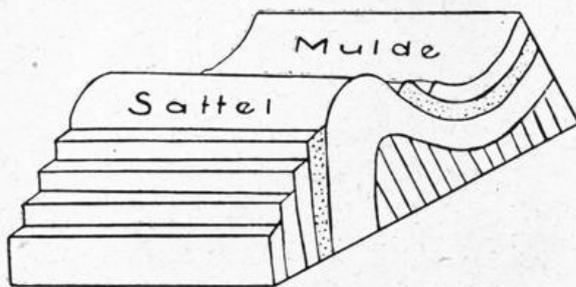
Gerölle und Bröckchen von etwa Kirschkern- bis Haselnußgröße. Diese braunschwarzen Einsprenglinge sind das eigentliche Erz: Brauneisenstein mit einem hohen Eisengehalt von 50 bis 54 Prozent. „Trümmererz“ nennt man diese eigenartige Ausbildung. Sie beruht auf der geologischen Geschichte des Erzes.

Zirka 90 Millionen Jahre müssen wir uns dazu in die Erdgeschichte zurückversetzen, in die Zeit der Oberkreide-Formation, wo die abenteuerlichen Gestalten der riesigen Saurier die Erde bevölkerten und das Geschlecht der Reptilien sich nicht nur Wasser und Land, sondern mit den merkwürdigen Flugsauriern auch den Luftraum erobert hatte. Vom Norden her war das Meer vorgedrungen. Es hatte an anderen Stellen schon früher abgelagerte, z. B. aus der Jurazeit stammende Eisenerze abgebaut und zerstört, seine Wogen haben die Gesteine zerschlagen, das Erz wurde in Braun-

Strandgeröll des urzeitlichen Meeres zur Oberen Kreidezeit. Damit erklärt sich auch der Sandgehalt des erzführenden Gesteins. Es ist der Strandsand des Kreidemeeres, der nun natürlich den Eisengehalt dieses „Trümmererzes“ von den zirka 50 Prozent des einzelnen reinen Erzbröckchens auf 20 bis 30 Prozent einschränkt. Was das Kreidemeer damit schlecht gemacht hat, muß der Mensch wieder gut zu machen suchen: In der Aufbereitungsanlage des Erzbergwerks wäscht er den grünlichen Strandsand des Kreidemeeres wieder heraus. Das Erz wird zerkleinert, durch Waschvorrichtungen geschickt und so das gewonnene „Konzentrat“ wieder auf 33 bis 40 Prozent Eisengehalt und darüber gebracht. Damit geht es in die Eisenhütten des Ruhrgebietes.

Das ganze Eisenerz von Damme, dieses Strandgeröll des vorzeitlichen Meeres, wäre uns aber nicht erhalten, wenn nicht ein weiterer glücklicher Umstand im Ablauf der

Erdgeschichte eingetreten wäre: Die Schichten des tiefen Untergrundes unter Südoldenburg sind durch Gebirgsbewegungen in Falten gelegt, und dabei ist just der Küstensaum mit dem Strandgeröll in eine Mulde im Auf und Ab der Faltenzüge geraten. Es ist die „Dammer Oberkreide-Mulde“, in der uns das Erz so bewahrt blieb; auf der Wölbung eines Sattels wäre es längst der Abtragung durch das Meer der Tertiärzeit verfallen (siehe dazu das Schemabild: „Sattel und Mulde“). Die Dammer Oberkreide-Mulde erstreckt sich in der Tiefe von östlich des Dümmer bis in



das Bersenbrücksche Gebiet in zirka 25 km Länge. Entlang ihres ganzen Nordteiles zieht sich das Erzvorkommen hin, ist daher von sehr beträchtlicher Ausdehnung mit einem Vorrat, der 150 Jahre lang je 1 Million Tonnen fördern lassen würde.

Der Sattel- und Muldenbau des tiefen Untergrundes Südoldenburgs schafft einen Übergang zum Bergland von Osnabrück und dem Wiehengebirge, wo die gefalteten Schichten dieser Formationen des Untergrundes zu Tage kommen. Dieser Faltenbau mit Sätteln und Mulden ist der Anlaß, die Möglichkeit des zweiten, noch wichtigeren Bodenschatzes, des Erdöls, zu bieten. Erdöl hat Auftrieb. Es will auf dem Wasser, das die durchlässigen Schichten des Gebirges erfüllt, immer obenauf schwimmen, und sammelt sich daher in den Aufwölbungen der Schichten, den Kuppen der Sättel. Noch bis vor einem Jahrzehnt waren die Aufwölbungen von Salzmassen im Untergrund mit den hochgepreßten und aufgewölbten Schichten ihrer Umgebung in Nordwestdeutschland allein die Punkte, an denen die Erdölsuche ansetzte. Solche „Salzstöcke“ durchsetzen in großer Zahl den Untergrund Norddeutschlands — z. B. steht in ihnen der Kalisalzbergbau in Niedersachsen. Über 200 Salzstöcke kennen wir jetzt und davon 20 mit Ölführung. Auch im Untergrund Nordoldenburgs sind Salz-

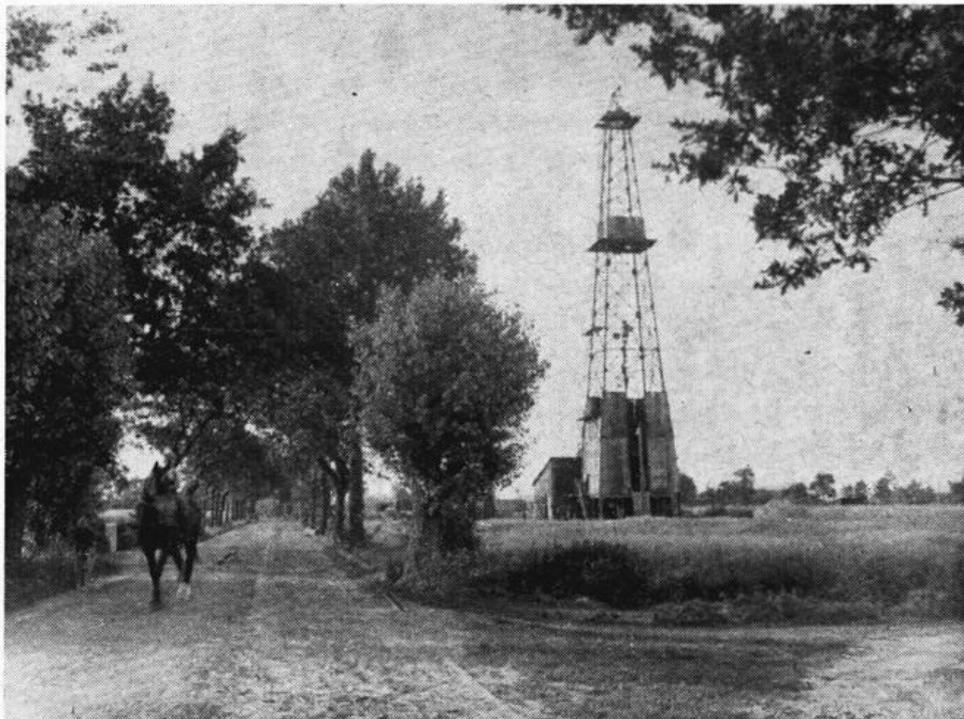
stöcke vorhanden (Jever, Jaderberg, Oldenburg, Zwischenahn, Hengstlage u. a.), aber nicht in Südoldenburg. Die Ablagerungen der Salzmassen aus dem eindunstenden Meer der Zechsteinzeit, die den Anlaß zu den Salzstöcken gaben, reichen nicht so weit südwärts. Nach ersten Erfahrungen in Amerika und nach den überraschenden Entdeckungen der großen Emsland-Olfelder seit dem „Fündig-Werden“ der ersten Bohrung in Lingen-Dalum 1942 wissen wir aber, daß vielleicht unsere größeren Olvorkommen garnicht an Salzstöcke, sondern an Sattelzüge des gefalteten Untergrundes gebunden sind. Dadurch wurde der südoldenburgische Untergrund erneut von Interesse. Zuerst 1932, dann 1936—37 durch künstliche Erdbebenwellen (seismische Methode), erkundete man den Bau des Gebietes südlich Cloppenburg und um Quakenbrück, wobei man den „Quakenbrücker“ und den „Hemmeler Sattel“ festlegte.

Es ist nicht ohne Dramatik, wie schließlich diese Entwicklung zur Entdeckung des „Olfeldes Quakenbrück“ der Deutschen Vacuum Oil AG. in Wehdel bei Badbergen führte. Nachdem 1939 vier Bohrungen in der Sattelzone von Quakenbrück außer Olspuren ohne Erfolg waren, wurde das ganze Südoldenburger Gebiet im Bereich von Dinklage und Holdorf mit sog. „Schürfbohrungen“ bis in den festen Untergrund (zirka 270 m) abgetastet. Überraschend kam dabei eine neue Schichtenaufwölbung bei Badbergen zur Kenntnis der bearbeitenden Geologen, und am 4. Juli 1949 erfolgte aus der Bohrung CF 13 bei Dinklage unter dem ungeheuren Druck ihrer Spannung der Ausbruch einer Gasquelle — sicherstes Anzeichen, daß hier etwas zu erhoffen war. Und doch schien auch die neue Tiefbohrung „Quakenbrück Nr. 5“ in Wehdel, die daraufhin angesetzt war, eine Enttäuschung zu werden. In 1580 m Tiefe brach das Gestänge, ohne daß man außer eigenartigen Olspuren Erfolg hatte. Dem Nachdruck des bearbeitenden Geologen aber ist es zu danken, daß das Bohrloch offen blieb und immer wieder behandelt wurde. Da erfolgte vier Wochen später, am 26. Januar 1950, der Ausbruch quellenden Erdöls: Das Feld Quakenbrück war entdeckt.

In vieler Hinsicht hat uns das Olfeld Quakenbrück neue Überraschungen und Erkenntnisse beschert, nicht zuletzt durch die Eigenart seines Erdöls. Durch einen hohen Paraffingehalt wird dieses Öl bei normaler Außentemperatur (unter 19°) nämlich fest.

Dieser Umstand hat es mit sich gebracht, daß das Öl zunächst überbohrt worden ist. Bis über 1500 m tief hatte man gebohrt, und in 480 bis 530 m Tiefe kam das Öl dann zum Fließen, aber durch seine Erstarrung erst dann, als sich längere Zeit

Formation niedergebracht worden war, ist inzwischen eine zweite entstanden, die auch ein noch dickeres, starrereres Öl erbracht hat, aber in zu geringer Menge, um eine Förderung zu erzielen. Jetzt sind weiter westlich von Hemmelte neue Untersuchungen im Gange.



Ein neuer Zug im Antlitz oldenburgischer Landschaft: Der Bohrturm

Photo: Dr. Hartung

nach Abschluß der Bohrung die natürlichen Verhältnisse der Erdwärme wieder eingestellt hatten. Jetzt werden im fördernden Feld die Ölquellen und Ölleitungen künstlich geheizt. Acht Bohrungen sind inzwischen fündig geworden. Mit 13 000 Tonnen Förderung stand das Ölfeld Quakenbrück 1950 an 9. Stelle unter den niedersächsischen Vorkommen, an 15. unter den deutschen. So viel man jetzt sieht, werden sich nicht alle Hoffnungen, die man in seine Entdeckung gesetzt hat, erfüllen, aber wir wissen, was jeder Tropfen Öl im eigenen Land für unsere deutsche, devisenarme Wirtschaft bedeutet. Unablässig arbeiten Forschung und Technik in Südoldenburg weiter. Auf dem Hemmelter Sattel-Gebiet, wo 1941—42 schon eine Bohrung bis 1504 m in die Obere Jura-

Die Bodenschätze im oldenburgischen Münsterland werden nicht einen übergroßen Bergbau in unserer Heimat zur Folge haben. Der Naturfreund braucht in dieser Hinsicht nicht um die heimische Landschaft besorgt zu sein. Aber Bodenschätze sind da. Sie zu kennen, ist ein neues, wichtiges Kapitel der Heimatkunde. Auch sie tragen ihr Scherflein bei zu unserer ringenden Wirtschaft und geben Arbeit und Brot. Daran wollen wir denken, wenn wir von fern den Bohrturm zwischen grünenden Wiesen, Wäldern und Feldern erblicken, und dankbar dafür sein, daß deutsche Forschung und Wissenschaft in einer großartigen Zusammenarbeit mit der ausführenden Technik auch hier diese Schätze der Tiefe erschließt.

Dr. habil. Wolfgang Hartung

Über die Auflockerung der Ortslage bei Verkoppelungen

Wenn wir einen Vergleich ziehen zwischen den verschiedenen Siedlungstypen in unserer Heimat, so können wir feststellen, daß die wirtschaftlich günstigsten Verhältnisse in der Marsch, bei den Einzelhöfen auf der Geest und in den neueren Hochmoorsiedlungen vorliegen. Hier ist die vollkommene Lage eines Hofes erreicht, bei der tierische und menschliche Arbeitskräfte sowie Maschinen voll ausgenutzt, und unproduktive Wege auf ein Mindestmaß beschränkt werden.

Es ist eine alte volkswirtschaftliche Erkenntnis, daß die Wirtschaftskosten mit der Entfernung der Ländereien vom Hofe ansteigen, und daß der Reinertrag um so geringer ausfallen muß, je weiter die einzelnen Trennstücke vom Hofe entfernt liegen.

Zwar sind viele Haufendörfer auf der Geest mit ihren unwirtschaftlich geformten Flurstücken auf dem Esch bereits verkoppelt und damit die Hauptschäden der Grundstückszersplitterung gemildert. Immerhin wird noch nach dem heutigen Arbeitsstand ein Menschenalter erforderlich sein, um die restlichen Dörfer auf die heutigen Erfordernisse umzustellen.

Das Ziel jeder Verkoppelung oder Umliegung geht dahin, die Grundlagen der Wirtschaftsbetriebe zu verbessern, so daß der Arbeitsaufwand vermindert und die Bewirtschaftung erleichtert wird. Dabei ist die Feldmark neu einzuteilen, zersplitterter Grundbesitz zusammenzulegen, Wege, Gräben, Vorflut, Be- und Entwässerungsanlagen sind zu schaffen, und Bodenverbesserungen vorzunehmen.

Daß dieses Ziel am besten durch eine Auflockerung der Ortslage erreicht werden kann, ist keineswegs eine Erkenntnis der Neuzeit. Aus alten Akten geht hervor, daß bereits vor dem Erlaß des oldenburgischen Verkoppelungsgesetzes im Jahre 1858 derartige Forderungen gestellt wurden.

So wird z. B. in einem Bericht des Gemeinheitskommissars Niebour vom Jahre 1816 der Gesamteindruck des Dorfes Benstrup wie folgt geschildert:

„Die Bauerschaft Benstrup ist dermaßen eng ineinander gebaut, daß solche bei einer etwa entstehenden Feuersbrunst durchaus nicht zu retten sein scheint, und bei einem nur ganz mäßigen Winde ganz abzubrennen

Gefahr läuft, weil die Gebäude fast so dicht wie in einer Stadt aneinander stehen; auch befindet sich im ganzen Dorfe nicht ein einziger freier Platz, wodurch das Feuer aufgehalten werden könnte. Mehrere Einwohner haben weiter nichts als ein Haus im Dorfe, wobei weder Hofplatz noch Garten befindlich ist. Wie nachteilig dieses nun dem ökonomischen Gewerbe ist, wenn die Wohnungen in zu großer Entfernung von den zu kultivierenden Ländereien liegen, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. Deshalb hat man auch in anderen Ländern, namentlich im Herzogtum Lauenburg, den Ackerumsatz und die Ausbaue der Dörfer mit den Gemeinheitsteilungen in Verbindung gebracht, daß dadurch jeder Bauer in der Mitte seiner Ländereien zu wohnen kam.“ Niebour fährt in seinem Bericht fort, daß sich sieben Bauern, „welche vorzüglich eng, unbequem, feuergefährlich und sehr weit entfernt von ihren Ackerländereien wohnten, auf sein Zuraten freiwillig entschlossen haben, ihre im Dorf belegenen Wohn- und Wirtschaftsgebäude abzubauen und in einem der ihnen zugefallenen Abfindungspacken aufzubauen. Selbige haben dafür keine weitere Entschädigung erhalten, als daß man ihnen ihre Abfindung entweder ganz oder, wo solches nicht zu machen war, zum größten Teil in der Nähe ihrer übrigen Grundstücke zugeteilt hat, wogegen einige derselben sich auch noch anheischig gemacht haben, ihre vormaligen Hausplätze im Dorfe unbefriediget als öffentliche Plätze liegen zu lassen, wodurch das enggebaute Dorf, welches zum Teil mit so schmalen Straßen versehen ist, daß sich kaum zwei Wagen ausweichen können, gewiß in jeder Hinsicht gewonnen hat.“ Aus dieser Schilderung geht hervor, wie hoch der Wert einer Zusammenlegung damals bereits erkannt wurde.

Im Jahre 1874 wird in einer Verordnung des Staatsministeriums darauf hingewiesen, daß es bei den meisten bislang ausgeführten Teilungen infolge der „konzentrierten Lage vieler Ortschaften“ zu einer sehr „zersplitterten Lage der Besitzungen“ geführt hat. „Unvermeidlich sind damit lange Wirtschaftswege geschaffen, und davon ist die natürliche Folge, daß die ausgewiesenen Flächen lange Jahre unkultiviert liegen bleiben. Diesem Uebelstande ist nur durch

Ausbauen bestehender Stellen oder Ansiedlung neuer Anbauer abzuhelpen. Derartige Aussiedlungen werden am erfolgreichsten bei Gelegenheit von Verkoppelungen durch Ausbau kleinerer Stellen aus den Dörfern mit mäßiger Beihilfe auf zweckmäßige Art zu erreichen sein."

Eine Reihe von Beispielen in mehreren Teilen unserer Geest zeigt, daß Ausbauten mit sehr gutem Erfolg gelungen sind.

Durch die Auflockerung der Ortslage, den Hinausbau mangelhaft unterhaltener Gebäude in ihre Wirtschaftsplacken wird der Zusammenlegungserfolg wesentlich gesteigert; die wertvollen Hofräume können zur Vergrößerung der anliegenden Flächen Verwendung finden. Aus diesem Grunde wird die Auflockerung der Ortslage auch nach den neueren gesetzlichen Bestimmungen in jeder Hinsicht gefördert. Es liegt auf der Hand, daß unter den heutigen wirt-

schaftlichen Schwierigkeiten nur dann zu einer solchen Maßnahme geschritten wird, wenn das auszubauende Gebäude sich in einem schlechten baulichen Zustande befindet und die neue Hoflage eine wesentliche Entlastung und Verbesserung mit sich bringt. Das gilt insbesondere für hofnahe Weiden und genügend große Ackerflächen. Außerdem muß die Finanzierung durch Beihilfen und niedrig verzinsliche Kredite gesichert sein.

Es ist die Aufgabe der Umlegungsbehörde, diese Einzelfragen zu klären. — Jedenfalls hat die Praxis gezeigt, daß auch in der neueren Zeit trotz ungünstiger Verhältnisse die Auflockerung der Ortslage wesentlich dazu beigetragen hat, den Hauptzweck einer Umlegung zu erreichen, den Wirtschaftsbetrieb in jeder Form zu verbessern.

Fritz Diekmann.

Dei Wedde

Um dai Jaohrhundertwende haan dai Schosteinfägers dat nich so licht as vandaoge. Nu brukt sai kiene Leddern mehr mittauschläpen. Daomaols müssen sai up dai Leddern unnen in'n Schostein instiegen, un van unnen bis baoben den Schostein herup un herunner kladdern. So köm dat oft, dat dai baoverste End van'n Schostein van't Fägen nich alltauväl mitkreeg. För dai Frauen wass dat unangenähm, wenn dat Raut van baoben herunnerklaoterde un dai Pannkauken en schlechten Biegeschmack kreeg. H. Anton ha sick utdacht: Wenn dai Schosteinfäger nu wedder kump, saß du doch ais saihen, of du den Schostein nich ais up'n billige Aort un Wiese gründlick fäget kriggst. As dai L. Korl den Schostein wedder fägen wull, köm hai bi den Anton an, as hai jüst ant fräustücken wör. Ja, Korl, segg he, wullt du all wedder fägen? Dai Lue wass dat vandaoge uck laiwer, wenn dei Schosteinfägers ainmaol int Jaohr kömen as aale paor Monate. Jau Fägen, dat helpt nich vää; ji kaomt doch nich bit baoben henn. Mach ich, mach ich immer, segg Korl. Jao, ick will di ais wat seggen, segg Anton, wenn ick di vanmorgen baoben upp'n Schostein sitten saih, dann kriggst du van mie ain Daoler extrao. Dat wör aower wat förn Korl! Hai mügg den Kloten so gern, un van den Daoler wüß sien Lottchen ja nix van. Aower wi möt dat End aftäuwen. Dei Utsicht up den

Daoler müß woll bewirken, dat dai Korl sick düchtig Meite geef, ais gründlick tau fägen. Man kunn dat Knallen un Balsken van dat Fägen in dai Stube hören. Dai Anton bleef gemütlich in dai Stube ant fräustücken. Hai wüß woll, dai Tied arbeitede för üm. In dai Tuskentied wass dai Korl baoben anlangt, un seet besträen upp'n Schostein. As hai sick son bäten verhaolt ha, do fünk hai mit dei Aams an tau fuchteln un röp naoh unnen, ut vullen Halse: Anton, hier bin ich. Komm heraus, wenn du mich sehen willst. Aower daor leeg den Anton nix an. Hai dachte: Du saß dai Sittsamkeit daor baoben woll bold leedwörn, un kummst van sülwest wedder herunner. So köm dat dann uck. Dai Lue up dai Straoten haan ehr Plesair an den schwatten Mann. Use Korl steeg naohn halwet Stündken den Weg wedder trügge, den hai kaomen wör. Den Daoler van Anton wull hai aower hebben. Anton lachde üm düchtig wat ut. Hai segg tau üm: Heff ick di upp'n Schostein sitten saihn, hest du mi saihn? So ludde doch use Wedde. Drink di man'n paor Kloten. Du bruckst dine Lotte ja nich vertellen, wo di dat gaohn heff, un dat du för diene gae Arbeit noch'n paor Kloten extrao krägen hest. Dai Korl dai ha den Anton upp'n Strich krägen, hai löt sick taun twaiten Maol nich wedder van üm up'n Am nähmen.

Bernard Becker



Teilung der Ahausener, Essener und Brokstreeker Mark

Am 28. Juli 1826 — vor 125 Jahren also — waren in Verwolds Wirtshaus in Essen der Amtsauditor aus Löningen, der Gemeinheitskommissar Nieberding und der Landmesser Hofmann erschienen, um mit den versammelten Interessenten der gemeinschaftlichen Ahausener, Essener und Brokstreeker Mark einen Verteilungstermin abzuhalten.

Nur ein Drittel der Gesamtfläche des Kirchspiels Essen war Privateigentum

Heute gibt es in Oldenburg keine Marken mehr. Sie sind sämtlich geteilt. Die Marken und ihre Rechtsverhältnisse hatten ihren Ursprung in der siedlungsgeschichtlichen Entwicklung. In früheren Zeiten waren zunächst nur die Hofstellen und später das Eschland Privateigentum, dagegen war das unkultivierte Land gemeinschaftliches Eigentum, das auch gemeinschaftlich genutzt wurde. Für das Maß der Nutzung war die registerliche Qualität des Grundbesitzes entscheidend. Während zunächst jeder in der Mark angesessene Grundbesitzer auch als Markgenosse betrachtet wurde, waren später die Markgenossen bestrebt, sich immer mehr abzuschließen. Es gelang ihnen, die neueren Grundbesitzer in der Mark nicht nur von der Genossenschaft, sondern auch von der Nutzung der Mark auszuschließen. So kam es dahin, daß nicht nur die kleinen nichtmarkberechtigten Grundbesitzer in der Entwicklung ihres landwirtschaftlichen Betriebes gehindert waren, sondern daß auch geeigneten Nichtgrundbesitzern von dem vielen unkultivierten, aber kultivierbaren Boden ein angemessener Grundbesitz selten verschafft werden konnte.

Markenteilungen im alten Amt Löningen

Auch die gemeinschaftliche Mark der Bauerschaften Ahausen, Essen und Brokstreek stand im Gesamteigentum der Markgenossenschaft. Aber nur bestimmte alte Stellen gehörten zur Genossenschaft, und nur sie waren berechtigt, die Mark gemeinsam zu nutzen. Diese Nutzung bestand hauptsächlich in der Austrift von Vieh und in der Berechtigung zum Plaggenhieb und Sodenstich. Daß diese Art der Bewirtschaftung verhältnismäßig großer Flächen unwirtschaftlich und der durch Zunahme der Bevölke-

rung notwendig gewordenen Kultivierung von Neuland hinderlich war, liegt auf der Hand. Nur eine Teilung der Mark konnte Wandel schaffen. So wurde im alten Amt Löningen bereits frühzeitig mit den Markenteilungen begonnen. Als erste wurde 1817 die Benstruper Mark geteilt. Im gleichen Jahr wurde auch die Oldendorfer Markenteilung durchgeführt. Im nächsten Jahr folgte die Klein-Roscharder und 1822 die Groß-Roscharder und die Lastruper Markenteilung. Die Timmerlager, die Suhler und Schneltenner sowie die Hammeler Markenteilung kamen 1823 zum Abschluß. 1825 begann die Teilung der Ahausener, Essener und Brokstreeker Mark, die endgültige Einweisung geschah 1826.

Der Staat war Markenrichter

In denjenigen Marken, in welchen die Landesherrschaft nach dem allgemeinen münsterschen Markenrecht von jeher die markenrichterlichen Geschäfte ausübte, stand ihr ein Drittel der Mark (*tertia marcalis*) als Abfindung zu. Im allgemeinen benutzte der Staat dieses Markendrittel für die Errichtung von Anbauerstellen, zur Ausweisung an kleinere Grundbesitzer, die keine Markenrechte hatten, und zu Forstanlagen. Aber in vielen Marken verzichtete der Staat auf die ihm zustehende *tertia marcalis*. Auch bei der Teilung der Mark von Ahausen, Essen und Brokstreek wurde das Markendrittel vom Staat geschenkt, damit Nichtberechtigte berücksichtigt werden konnten.

Die Rechte der Markgenossen und ihre Abfindungen

Von dem zwischen Essen, Ahausen und Brokstreek belegenen Feld wurde nach Lage der Bauerschaften und den Berechtigungen ihrer Interessenten drei Abteilungen gebildet. Die Berechtigungen der einzelnen Bauernstellen wurden zu Beginn des Teilungsverfahrens festgestellt. Im allgemeinen war das Verhältnis der veranlagten Grundsteuern maßgebend, die von den Gütern, Vollerben, Halberben, Viertelern usw. zu entrichten waren. In der großen Mark mußten bei der Teilung 165 Interessenten abgefunden werden. Insgesamt



entsprachen ihre Berechtigungen $63\frac{1}{36}$ -Vollerben-Anteilen. Jeder Vollerbe erhielt 39 Jück und 21 Quadratruthen, das sind etwa 18 Hektar. Außerdem wurden diejenigen Interessenten berücksichtigt, die Gründe des ehemaligen Klosters Malgarten gekauft hatten. Sie erhielten zusammen eine Abfindung als $\frac{1}{6}$ -Erbe. Die Markgenossen bekamen ihre Anteile durch Einweisung mehrerer „Placken“ zugeteilt. So erhielten:

A. Geistlichkeit und Schule

1. Hauptschule zu Essen als $\frac{1}{2}$ -Erbe fünf Placken von zusammen etwa 9 ha,
2. Pfarre als $\frac{1}{3}$ -Erbe neun Placken von zusammen etwa 6 ha,
3. Kirche als $\frac{1}{3}$ -Erbe fünf Placken von zusammen etwa 6 ha,
4. Mädchenschule als $\frac{1}{4}$ -Erbe drei Placken von zusammen etwa 4,5 ha,
5. Kaplanei als $\frac{1}{12}$ -Erbe zwei Placken von zusammen etwa 1,5 ha,
6. Küsterei als $\frac{1}{12}$ -Erbe zwei Placken von zusammen etwa 1,5 ha.

B. Wiek-Essen

Der Richthof erhielt 2 Vollerben-Anteile, 13 Placken von zusammen etwa 36 ha. Ferner wurden in dieser Abteilung sechs Vollerben, sechs Halberben, ein $\frac{1}{3}$ -Erbe, zwei $\frac{1}{4}$ -Erben, fünf $\frac{5}{24}$ -Erben, zwei $\frac{1}{8}$ -Erben abgefunden. Die Zahl der $\frac{1}{6}$ -Erben betrug über 60. Zu jener Zeit hatte der Ort Wiek-Essen mit Augustmühle und Ostendorf etwa 700 Einwohner, die überwiegend der landwirtschaftlichen Bevölkerung angehörten.

C. Bauerschaft Ahausen

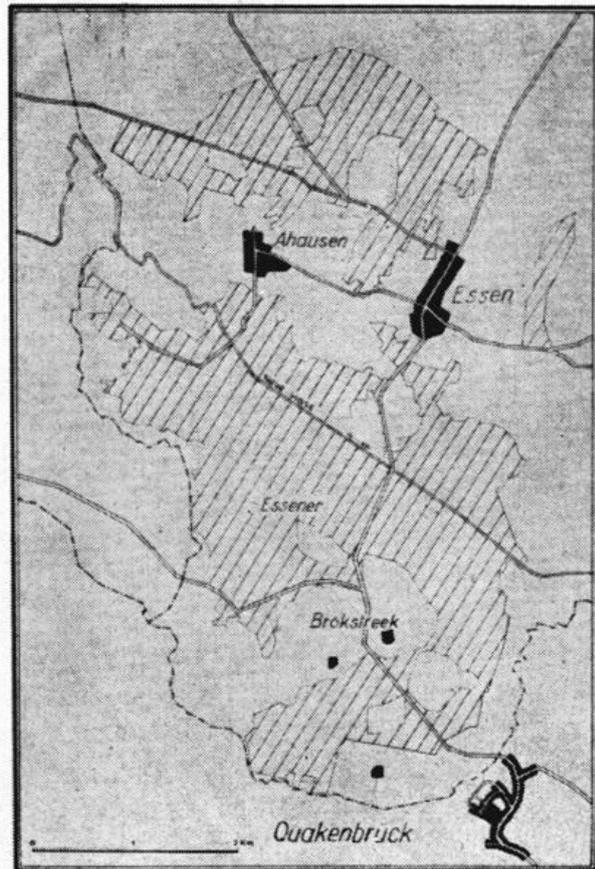
In dieser Bauerschaft wurden fünfzehn Vollerben, vier Halberben, ein $\frac{1}{3}$ -Erbe, ein $\frac{1}{6}$ -Erbe, ein $\frac{1}{9}$ -Erbe und drei $\frac{1}{12}$ -Erben abgefunden.

D. Bauerschaft Brokstreek

Die adligen Güter Groß-Arkenstedt, Klein-Arkenstedt und Vehr erhielten je einen doppelten Vollerben-Anteil, also je etwa 36 Hektar. Ferner wurden siebzehn Vollerben, drei $\frac{2}{3}$ -Erben, ein $\frac{1}{2}$ -Erbe und zwei $\frac{1}{4}$ -Erben in dieser Abteilung abgefunden.

E. Für öffentliche Zwecke

wurden insgesamt 115 Hektar ausgeschieden. Diese wurden in erster Linie für die Anlage von Wegen und Wasserzügen be-



Die gemeinschaftliche Mark von Ahausen, Essen und Brokstreek (schraffierte Fläche) wurde 1826 geteilt

nötigt. Daneben aber dienten sie zur Bildung von

- 3 sogenannten Auskündigerplacken, die den Bauervögten zur Verfügung gestellt wurden,
- 1 Placken zum Pferdemarktplatz bei Hengelage,
- 2 Placken zur Besoldung der Wegebetterer,
- 2 Lehmplacken,
- 1 Bleichplatz an der Hase,
- 1 Röttheplatz und
- 24 Wegerdeplacken.

Folgeeinrichtungen

Sämtliche Wege und Wasserzüge und die erforderlichen Brücken und Höhlen wurden auf gemeinschaftliche Kosten hergestellt. Die Einfriedigung hatte jeder Interessent an der Außengrenze seiner Placken selbst zu beschaffen, an den Zwischengrenzen war sie dagegen von den Besitzern der aneinander grenzenden Placken auf halber Länge nach Daumenrecht zu errichten. Nach Ablauf von 10 Freijahren wurden die eingewiesenen

Flächen zu den Ordinargefällen, der damaligen Grundsteuer, herangezogen.

Mit der Einweisung der Anteile an der gemeinsamen Mark zum Eigentum waren sämtliche Ansprüche der Markgenossen abgefunden. Die Aufhebung der gemeinschaftlichen Nutzung brachte für die markberechtigten Höfe eine betriebswirtschaftliche Umstellung mit sich. Der alte Besitz der Markgenossen wurde durch die Markenteilungen erheblich vergrößert. Dies regte zur Kultivierung des neuen Eigentums an. Die

Arbeitskräfte mußten vermehrt werden, neue Heuerstellen wurden notwendig. Die bisherige, wenig rationelle Nutzung durch Schaftrift ging zurück.

So hat sich die in damaliger Zeit von einsichtigen Markgenossen geforderte und vom Staat geförderte Markenteilung sowohl für die einzelnen Markgenossen als auch im Hinblick auf die allgemeine Landeskultur segensreich ausgewirkt.

Otto Harms

Selter Leid

1. Liude rakt 'et vull un Lounde,
Do op Goddes Wareld stounde,
Man wet gungt der wel ur Selter
Un 'ur't litje Selterlound?
2. Selter jeilde al as Broure,
Achtje, helpe en de oure,
Träf se sik ok in ne Framde,
Hat 'et fluks: wi sunt ja fründ.
3. Ene Spraoke un an Gloue
Un det trjoue Hart, do dwoe,
Det wi us am liosten seike
Selskup bi det aine Voulk.
4. Selterlound, det drug min Wäse,
Der woll ik bigreuen läse,
Wir ok al min Bab' un Bäsje
Sunt trug't Iddenliuend gehn.
5. Hus, wir spielden wi as Biddne
Det Verstopjen in ne Hiddne,
Ticken, Reiden, Pingelpangel,
Kud ik di verjete wel?
6. Selterlound, du leist ousleten,
Von de Wareld ganz verjeten,
Man din Fan häd us ok helden
Frei von Feinde, Krieg un Nod.
7. Selter, wi häbb't hier goud raket,
Dann us Lound häd sik ächt maked,
Häd 'et us dag rikelk läwerd
Fiur un Water un säd Brod.
8. Wi sund luter en Lounds Lontjer,
Scheddeler, Romelster un Utentjer,
Un wi tanke en un't selge,
Selterlound, det liuje hog!
1. Leute gibt es viel und Länder,
Die auf Gottes Erde stehn,
Doch was geht wohl über Sater,
Über's kleine Saterland?
2. Sater leben stets als Brüder,
Achten, helfen all' einander.
Treffen sie sich in der Fremde,
Heißt es gleich: „Wir sind verwandt.“
3. Gleiche Sprache, gleicher Glaube
Und ein treues Herz dazu.
Suchen wir am liebsten Freundschaft
Stets bei unserm eignen Volk.
4. Saterland, wo ich geboren,
Dort will ich begraben sein,
Wo auch schon der Väter Väter
Haben ihre Pflicht getan.
5. Haus, wo wir als Kinder spielten
Das Verstecken in der Scheune,
Fangen-, Rätsel-, Kinderspiele,
Könn't ich wohl dich je vergessen?
6. Saterland, liegst ausgeschlossen
Von der Welt, meist ganz vergessen,
Doch das Moor hat auch gehalten
Feinde, Krieg und Not von uns.
7. Sater, hier wir haben's gut,
Saterland ist treu gewesen,
Hat es stets uns doch geliefert
Feuer, Wasser, reichlich Brot!
8. Wir sind eines Landes Kinder,
Scharreler, Ramsloher und Utendjer,
Und wir denken stets das eine:
Saterland, du lebe hoch!

Wilhelm Schulte

Übersetzung von Frisius

Der Meierhof Gr. Beilage in Osteressen

UND SEINE GESCHICHTE

Nördlich von Quakenbrück stößt die Osnabrücker Hase auf den ihr quer vorgelagerten Wall der Bodenwelle der Cloppenburgener Geest und wird dadurch gezwungen, ihre bisherige Gefällsrichtung von Süden nach Norden aufzugeben, und die Flußrichtung der an dem Südrande dieser Bodenwelle von Osten nach Westen fließenden Lager Hase, ihres dort in sie einmündenden Nebenflusses, einzunehmen; es entsteht das bekannte Haseknie. Früher lag diese Einmündungsstelle östlich vom Kirchdorf Essen. Um nun den Stau des Hasewassers abzumildern und eine durch den Stau verursachte häufige Überflutung zu verhindern, hat man in den Jahren 1770 bis 1780 von einem Punkte etwa 1 Kilometer nördlich von Quakenbrück den alten Hasearm in nördlicher Richtung stillgelegt und der Hase ein neues Bett gegraben, das mehr die Richtung nach Nordwesten nimmt; infolgedessen liegt die Einmündungsstelle der Lager Hase in den Hauptfluß heute etwa zweieinhalb Kilometer westlich von Essen. Es ist gut, daß man damals den stillgelegten Hasearm nicht zugeschüttet, sondern erhalten hat, denn bei dem Hochwasser im Frühjahr 1946 durchbrachen die auflaufenden Wassermassen die von Menschenhand künstlich gesetzte Schranke und öffneten sich so vorübergehend wieder den Weg in das alte, von der Natur geschaffene Hasetal. In dem Winkel, der von dem Flußbett der alten Hase und der Lager Hase gebildet wird, liegt der Hof Gr. Beilage. Die Bodendecke der zirka 96 Hektar großen Stelle ist gebildet aus den Ablagerungen der teils sandigen, teils tonigen, von den genannten Flüssen verfrachteten Schlammassen (sogen. Flußalluvium). Der größere Teil, nämlich 70 Hektar, liegt in zusammenhängender Fläche in nächster Umgebung um das Wohnhaus; gut 20 Hektar liegen etwa 20 Minuten vom Wohnhause entfernt nach Südosten auch in zusammenhängender Fläche, im sogen. Schlochter, einem idealen, abseits gelegenen Gebiet für Jagd- und Naturfreunde; hier befand sich bis vor wenigen Jahren noch der sogenannte „Klepperstall“, in dem das Pferd stand, das der Reidemeier Gr. Beilage für den Landesherrn und dessen Beamten in Bereitschaft halten und auf Anfordern stellen mußte; ein drittes Teilstück der Stelle, ca. vier Hektar,

steht in Pachtnutzung von Heuerleuten. Bemerkenswert ist noch, daß etwa ein Fünftel der Stelle, also 20 Hektar, mit Wald, größtenteils Laubwald, bestanden ist. Die Acker- und Waldgrundstücke beim Wohnhause liegen in ihrer Höhenlage 24 Meter über NN, im Schlochter 25 Meter, in den Talsohlen der Flüsse 20 Meter über NN; der Niveauunterschied zwischen den Ackergrundstücken und den Flußniederungen beträgt demnach vier bis fünf Meter. — Das jetzige Wohnhaus — 43 Meter lang und 14 Meter breit — ist, wie die Inschrift über der großen Einfahrtstür zeigt, am 23. Juli 1823 gerichtet worden. Bauherr war damals der „Herzoglich Oldenburgische Reidemeier J. Th. gr. Beilage“, seine Gattin war „A. Katharina Meier zu Höne“. Drei Meister, H. Roberg, H. Schmitz, F. Budke, sollen nach mündlicher Überlieferung zwei Jahre an der Fertigstellung des Holzwerkes gearbeitet haben. Drei neue Anbauten des jetzigen Besitzers des Beilagenhofes, nämlich eine große Fruchtscheune, die sich an die Nordwestseite des Wohnhauses anlehnt — 31 Meter lang und 13 Meter breit — ein massiver Schweinestall an der Ostseite des Wohnhauses, daran anschließend nach Norden ein Jungviehstall, und dieser an der Nordseite verbunden mit der Fruchtscheune durch ein wuchtiges Hoftor, stellen in der Gesamtheit der baulichen Formen eine wirtschaftlich zweckdienliche wie architektonisch gut gelungene Einheitlichkeit dar; in der Gesamtordnung der einzelnen Gebäudeteile zeigt sich dem kundigen Beobachter auch hierin eine Einwirkung der Bauformen des Artlandes. In einer kleinen Entfernung vom Südgiebel des Wohnhauses steht das älteste Gebäude der Hofanlage, nämlich ein zweistöckiger Speicher, der, wie die Inschrift berichtet, 1790 errichtet wurde. Bis vor einigen Jahren stand in dessen Nähe auch noch ein altes Backhaus, das, als Melkscheune an anderer Stelle wieder aufgebaut, heute eine zweckmäßigere Verwendung gefunden hat; ferner noch eine etwas abseits von den übrigen Gebäulichkeiten 1836 errichtete Scheune, bemerkenswert wegen ihrer humorvollen, zweckkündenden Inschrift: „Hier gebe Gott Gras und Blumen ein, damit das Vieh möge besorget sein.“ Diese bedeutende Hofanlage im Hasetal — der heutige Hof Kleine Beilage hat ursprüng-





Der Meierhof Gr. Beilage in Osteressen

Photo: Rud. Engels, Quakenbrück

lich mit dem Hof Gr. Beilage eine Einheit gebildet — hat natürlich eine lange und wechselvolle Geschichte. Da es über ihre Anfänge keine schriftlichen Nachrichten gibt, müssen wir ihr Alter aus andern Umständen zu erschließen versuchen. Der Hof weist die typische Form des Einzelhofes auf, die auch sonst die vorherrschende in der Haseniederung ist. Im Gegensatz dazu finden wir auf dem nördlich davon befindlichen höheren Geestrücken die Siedlungsform des sogenannten „Eschdorfes“, eine Bezeichnung, die der frühere Landrat des Kreises Bersenbrück, Rothert, geprägt hat. Dies ist eine Gemeinschafts-siedlung zu mehreren, die sich entweder in geschlossener oder auch aufgelockerter Form um die gemeinsam genutzte Ackerflur, den Esch, gruppiert. Den Kern dieser Eschdorfsiedlungen bilden die Vollerben- und Halberbenhöfe, deren daran beteiligte Zahl zwischen vier bis sechs und zehn bis zwölf schwankt. Es ist kein Zweifel, daß diese Eschdorfsiedlungen die älteren sind und in ihrem Kern bis in die frühgermanische oder mindestens in die Zeit der sächsischen Einwanderung zwischen 400 und 600 n. Chr. zurückgehen. Rothert ist nun der Meinung,

daß die großen Einzelhöfe im Niederungsgebiet der Hase frühestens in die fränkische, zum Teil sogar erst in die spätmittelalterliche Zeit zu setzen sind. (Vergl. Die Besiedlung des Kreises Bersenbrück, Quakenbrück 1924, und Heimatbuch des Kreises Bersenbrück, 2. Auflage, 1949.) Aber neuere siedlungskundliche Forschungen, z. B. über die Delmenhorster Geest, ergeben mit Sicherheit, daß es dort neben den Eschdörfern auch schon in altsächsischer Zeit solche größeren „einstelligen“ Einzelhöfe gegeben hat. Ihre Ackerflur trägt nämlich in ihrem ältesten Kernstück auch die altsächsische Bezeichnung „Esch“, obwohl sie nur von einem einzelnen bewirtschaftet wird, wie das ja auch beim Beilagenhof zutrifft. Die Eigenart der Anlage eines Einzelhofes, bei dem sich die Ackerflächen meist halbkreisförmig um den Zentralpunkt, das Wohnhaus, gruppieren, ist, abgesehen von der zweckmäßigeren Form der Bewirtschaftung, vor allem auf die Besonderheit der Bodenverhältnisse, wie niedrige Lage mit hohem Grundwasserstand, Regelung der Abflußmöglichkeiten der Niederschlagsgewässer und Überflutungen, zurückzuführen, die ein ständiges und sofortiges Eingreifen aus nächster Nähe er-

forderlich machten. Die Einzelhofanlage ist sicherlich nicht eine Errungenschaft, die uns erst die erobernden Franken gebracht haben, sondern unsere altsächsischen Vorfahren haben sie gekannt und je nach Zweckmäßigkeitsgründen angewandt. Es ist bekannt, daß unsere Esche durch die seit tausend Jahren angewandte Plaggendüngung um etwa 60 bis 80 Zentimeter überhöht sind; mehrfache Grabungen im Gr.-Beilagen-Esch erwiesen, daß auch hier die aufgetragene Humusschicht die gleiche Stärke aufweist. Aber auch der Versuch einer Namensklärung des Hofes deutet auf seine Entstehung in altsächsischer Zeit. Auffällig ist, daß die Siedlungen auf -lage gerade in den Niederungen der Hase und ihrer Zuflüsse, aber auch in den daran angrenzenden höher gelegenen Gegenden, sowohl als Dorf- und Bauerschaftsname, wie auch als Hofesbezeichnung besonders zahlreich anzutreffen sind. Ein Versuch eines der Träger dieses Namens, sie mit den alten Chasuariern, den Bewohnern der Hasegegend in der Zeit der römischen Eroberungskriege, in Zusammenhang zu bringen, hat mit Recht keinen Anklang gefunden. Am einleuchtendsten ist noch die Erklärung Nieberdings, der „lage“ mit „lo“ = Holz in Verbindung bringt und es erklärt als „eine von Holz freigemachte Fläche“, also Lichtung in einem Waldgebiet. Was bedeutet nun die Vorsilbe Waldgebiet. Was bedeutet nun die Vorsilbe „bi“? In der Urkunde von 1291, worin dieser Hof mit Sicherheit genannt wird, heißt er „Bigelage“. Ich vermute, daß in dem „bige“ das bei uns im Niederdeutschen nicht mehr gebräuchliche, aber im Englischen noch häufig vorkommende Eigenschaftswort big = groß steckt; noch 1629 nennt sich der Besitzer tho Beiglage, während sonst die späteren Bezeichnungen tho Bylage, Byelage, zum großen Bielage, sind. Als man in unserer Volkssprache in späteren Jahrhunderten die Vorsilbe „Bige“ in ihrer Bedeutung nicht mehr gebrauchte und kannte, hat man nach der Abtrennung von Kl. Beilage die Bezeichnung „Große B.“ noch einmal hinzugefügt. Jedenfalls weist auch der Hofname auf seine Entstehung in altsächsischer Zeit hin. — Und nun zu den schriftlichen Nachrichten, die über den Hof vorliegen. Ich vermute, daß der Hof schon in der ältesten, auf Essen bezüglichen Urkunde zwischen 969 und 975, worin die edle Frau Aldburg zusammen mit ihren Söhnen Ludolf und Gottschalk aus ihrem dortigen Grundbesitz eine Kirche in Assini (Essen) stiftet, und sie mit Gütern, u. a. in Evinghem

und Laa, ausstattet, genannt wird, indem dieses Evinghem vielleicht mit einer Flurbezeichnung „Ebenkamp“ des Beilagenhofes in Zusammenhang zu bringen ist. Unbedingt sicher auf den Hof bezieht sich ein Rechtsvorgang, der 1291 eingeleitet wurde, dessen Erledigung sich aber mehrere Jahre hingezogen, und den Austausch von allein fünf Urkunden zur Folge gehabt hat. Der Ritter Konstantin Proyt, Burgmann zu Quakenbrück, schenkt darin dem 1252 von Menslage nach Börstel verlegten adeligen Damenstift den von ihm angekauften Zehnten des Hofes tho Bigelage im Kirchspiel Essen; in besonderen Urkunden bestätigen und befürworten Graf Hildebold von Oldenburg-Wildeshausen und der Bischof Konrad von Osnabrück diese Schenkung. Das Stift Börstel scheint aber nicht lange im Besitz dieses Zehnten geblieben zu sein, sondern ihn bald gegen andere Besitzstücke mit dem Domkapitel in Osnabrück ausgetauscht zu haben, an welches in späteren Jahrhunderten der gr.-Beilagenzehnte geliefert werden mußte. — Wahrscheinlich wird der Hof auch in einer Urkunde vom Jahre 1296 genannt. In diesem Jahre erwarb der damalige Landesherr von Essen und Cloppenburg, Graf Otto III. von Tecklenburg, vom Alexanderstift in Wildeshausen am Oberlauf der Soeste den Hof und die Mühle zu Hemmelsbühren, um darauf zur Sicherung seiner Herrschaft die Cloppenburg anzulegen; als Tauschobjekt trat er dafür zwei Höfe im Kirchspiel Essen an das genannte Stift ab, nämlich einen in Dorlo (Gr. Darrelmann), und einen andern, der als in der Nähe von Essen belegen bezeichnet wird, „dat Beygenhus“. In allen bisherigen Veröffentlichungen dieser wichtigen Urkunde wird dazu erwähnt, daß nicht festzustellen sei, welcher Hof mit diesem letzteren gemeint sei. Ich glaube, daß es kein anderer als der gr. Beilagenhof ist, denn in der Bezeichnung „Beygenhus“ kann ein Schreibfehler vorliegen oder auch, was wahrscheinlicher ist, eine Namensverstümmelung oder Verkürzung, die der Schreiber der Urkunde falsch wiedergegeben hat, vielleicht deshalb, weil ihm die Ortlichkeit nicht bekannt war; jedenfalls muß der Hof neben gr. Darrelmann ein Objekt von Bedeutung gewesen sein; beide Höfe scheinen jedoch bald wieder an die Tecklenburger Grafen zurückgefallen zu sein. — Bekanntlich befand sich in Essen bis zum Ausgang der münsterischen Zeit ein Gericht, das auf dem in der Wiek befindlichen Meierhof gehalten wurde und ursprünglich nur für den Ort allein, die Wiek,



später aber für die ganze Gemeinde zuständig war. Wo das Niedergericht für die ländliche Bevölkerung ursprünglich gehalten wurde, hat man bislang nicht feststellen können. Auf Grund einer späteren Notiz zu dem ältesten oldenburgischen Lehnregister aus dem Jahre 1566, wo von einer „gograve-scup to Scholdelage“, die an der Grenze des Bistums Osnabrück befindlich und mit dem Hof „bilage“ verbunden sei, die Rede ist, bringt Sello in seiner „Territorialen Entwicklung des Herzogtum Oldenburg“, Seite 214, dieses Gericht in Verbindung mit den Höfen Gr. und Kl. Beilage in Essen. — Im 14. Jahrhundert muß die Abtrennung der Kleinen Beilage von der Gr. Beilage erfolgt sein, denn nach einer Urkunde vom 28. 5. 1446 war sie zu diesem Zeitpunkt bereits erfolgt. In ihr verzichteten Prior und Konvent der Brüder vom gemeinsamen Leben im Kloster Marienvelde bei Frenswegen in der Grafschaft Bentheim zu Gunsten des Bischofs von Münster auf alle Rechte an den beiden Erbgütern „gehete Grote und Kl. Bylage“ und auf deren gesamtes Zubehör, soweit sie belegen sind im Kirchspiel Essen. Sicherlich war der Hof noch ungeteilt, als er in das Eigentum des genannten Klosters kam. Die Eigentumsübertragung an das Kloster Marienvelde war sicher noch unter der tecklenburgischen Landesherrschaft erfolgt, die im Amte Cloppenburg 1400 an den Bischof von Münster übergang. Seit 1446 bis zum Jahre 1803 ist der Hof stets im Eigentum dieses Landesherrn, des Bischofs von Münster, geblieben. — 1573 wird der Hof in einer Aufstellung des damaligen Drostens von Cloppenburg mit allen Grundstücken, Rechten und Pflichten genau beschrieben; er wird darin als landesherrlich eigenbehöriger Meierhof bezeichnet. Man vermutet mit Recht, daß diese großen landesherrlichen Meier- oder Schulthenhöfe ursprünglich freies Eigentum waren, daß ihre Besitzer sich aber in den unruhigen Zeiten des ausgehenden Mittelalters, wo eine Fehde der Ritterschaft und des hohen Adels die andere ablöste, freiwillig in das Eigentum eines mächtigen Herrn, und zwar meist des Landesherrn, begaben, weil ihnen dieses größeren Schutz und Sicherheit gewährleistete. Die jährlichen Abgaben, die vom Hofe dafür als Pacht an den landesherrlichen Rentmeister zu entrichten waren, waren verhältnismäßig gering: ein Eimer Butter, drei fette Schweine, zwei Hühner; sie sind auch später nicht erhöht worden. Die ungemessenen Leistungen wie Sterbefall, Gewinn und Auffahrt beim Erb-

wechsel wurden jeweils besonders festgesetzt und betragen im 18. Jahrhundert etwa 400 Rthlr., insgesamt also eine ziemlich erhebliche Abgabe. Daneben hatte der Reide-meier Gr. Beilage wie auch Münzebrock noch die Verpflichtung, dem Landesherrn ein jederzeit sattelfertiges Pferd zur Verfügung zu halten; dafür waren beide von den sonst herkömmlichen Hand- und Spanndiensten befreit. Diese Reide- oder auch Sattelmeyer, wie man sie nannte, standen in einem besonders engen Verhältnis zu der Landesherrschaft; sie bewirtschafteten im allgemeinen die größten und schönsten Höfe, genossen im Verhältnis zu den andern eigenbehörigen und auch freien Erben in ihren jährlichen Dienstleistungen eine bevorzugte Stellung und wurden von der Landesherrschaft zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, also auch in militärischer Hinsicht, mit herangezogen; sie führten, wenn in Notfällen bei Feuersbrunst oder Raubüberfall oder Verbrecherjagden durch Glockenschlag zur allgemeinen Hilfeleistung aufgefordert wurde, das bäuerliche Aufgebot und sorgten für dessen zweckmäßigen Einsatz. Zu diesem Zweck mußten sie immer „rede“, d. h. bereit sein; ihre diesbezügliche Ausrüstung wie Pferd, Stiefel und Sporen, vielleicht auch Harnisch und Schwert, das sogenannte Hergewette, ging ohne besondere Anrechnung beim Sterbefall auf den nachfolgenden Erben über. Der Volksmund sagte, der Reidemeier müsse notfalls in Erfüllung seiner Aufgaben ein Pferd zu Tode reiten. Diese stets in Bereitschaft zu haltenden Sattelpferde wurden im 18. Jahrhundert gelegentlich nach Münster zur Musterung beordert; 1738 wurden Gr. Beilage und Münzebrock mit 40 Rthlr. in Strafe genommen, weil sie dort für ihre Zweckbestimmung untaugliche Pferde vorgeführt hatten. Wahrscheinlich hatte Gr. Beilage auch noch die Verpflichtung, für den Landesherrn oder die anderen hohen Domherren, wenn sie vom Jagdschloß Clemenswerth aus ins Amt Cloppenburg dieserhalb einen Abstecher machten, die benötigten Hunde zur Verfügung zu stellen; die geschnitzten Hundeköpfe unten an den beiden Pfosten des großen Einfahrtstores am Wohnhause scheinen darauf hinzuweisen. Das älteste Glied der Familie Gr. Beilage, das namentlich erfaßt werden kann, ist Styne to Bylage, die 1473 mit sieben Personen auf dem Hofe schatzpflichtig ist; von da an lassen sich alle nachfolgenden Generationen, auch in weiblicher Hinsicht namensmäßig feststellen. 1881 heiratete Hinrich Staatsholte die Trineke



„Beylagsche“; es lag also damals eine Vererbung in weiblicher Folge vor. 1573 wird der Bestand der Stelle mit fünf Maltern zehn Scheffel Roggen und zwölf Maltern zehn Scheffel Hafersaat angegeben, dazu vier Scheffel Leinsaat; die Wiesengründe erbringen 21 Fuder Heu, außerdem hat er auf dem „Kovelde“ und „an der Haesen öwer“ Weidegrund für zwölf Kühe. Das Gehölz auf seinem Hofe bietet Mast für drei Schweine, die angrenzenden Waldungen nutzt er zusammen mit dem Landesherrn, dem Richter zu Essen und Kleine Beilage; Gr. Beilage darf dabei 20 Schweine eintreiben und mehr nach Gelegenheit der Mast. Markengerechtigkeit mit „plaggen u. Torf Meyen“ hat er in der Osteressener und Brokstreeker Mark; auch in den Quakenbrücker Wohld darf er „pferde, schweine und Bester“ eintreiben. An Hilfspersonal befinden sich 1538 auf dem Hofe ein Knecht, eine Magd und ein Gärtner, letzterer offenbar für den Anbau und die Pflege des Flachses — Das 16. Jahrhundert war für die hiesige Gegend eine Zeit hoher wirtschaftlicher Blüte; die Einführung des Spinnrades und der vermehrte Flächsanbau förderten die Herstellung des heimischen Leinengewebes, dessen Erzeugnisse größtenteils nach Holland gingen und von da nach der Neuen Welt und den Tropen gebracht wurden. Allerdings trat in den letzten Jahrzehnten dieses und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein katastrophaler Rückschlag ein durch die spanisch-niederländischen Wirren und den nachfolgenden 30jährigen Krieg; über 70 Jahre ist unsere Gegend von dem Kriegsgeschehen heimgesucht worden, und mindestens zwei Generationen hat es dann gedauert, bis dessen Folgen überwunden waren. Schon 1617 berichtet der damalige Wehrfester Johan Bielage in einer Eingabe an den Landesherrn, daß er wegen „vielfältiger kriegsüberzüge und unfruchtbarer Jahre in fast unüberwintliche schuldenlast gerathen sei und dermaßen mit schulden bedrückt, daß es mir fast unmöglich, die jährliche pfacht, Zinsen, Schatzung und sonstige Lasten davon zu entrichten“. So sah es schon vor dem großen Kriege aus. Welche Folgen dann dieser selbst mit den Durch- und Raubzügen mansfeldischer, tillyischer und dänischer Truppen allein im ersten Abschnitt für unsere Gegend hatte, davon legt ein Schriftstück Zeugnis ab aus dem Jahre 1630, in dem der Richter zu Essen die „Be-

swerden“, d. h. durch den Krieg bisher entstandenen Schulden, der landesherrlich eigenbehörigen Höhe in Essen aufzeichnet; auf Befragen machen die Beteiligten darüber folgende Angaben: Hinrich zu Bokel 300 Rthlr., Gerdt zu Bokel 700 Rthlr., Wittib Uptloh in Bevern 300 Rthlr., Die Stubbemansche in Bevern 400 Rthlr., Gr. Bielage 2200 Rthlr., Lütke Bielage 816 Rthlr., Münzebrock 1800 Rthlr., Wessel Uhlhorn 620 Rthlr., Dinkgreve zu Addrup 938 Rthlr. Nur große Beilage hat eine Bewilligung des landesherrlichen Rentmeisters auf 450 Rthlr. erhalten, alle anderen haben die Schulden ohne diese sonst erforderliche Genehmigung gemacht. Da an Gr. Beilage eine solche Bewilligung erteilt worden war, ist anzunehmen, daß er wohl einen Brandschaden bei den Kriegsüberfällen erlitten hatte, denn nur für solche Notfälle wurde die Aufnahme von Schulden im allgemeinen gestattet. Eine weitere Nachricht liegt darüber aus dem Jahre 1632 vor, wo die Schuldenlast noch größer geworden ist; über den Wehrfester aber wird vom Rentmeister erklärt, daß er „sunst fleißig sei“. Wie mag es da erst am Ende der Schwedenzeit ausgesehen haben? In einem Schatzregister von 1677, also 30 Jahre nach dem Kriege, bezahlen Münzebrock und Bielage die für sie angesetzte Steuer von 4 Rthlrn. Beim Halberbe Meese aber ist vermerkt: „Kein Körnlein mehr vorhanden zu dreschen, die einzige Kuh stehet auf dem pfandstall“. Vollerbe Heidtmann in Osteressen wird 1677 und 1680 als „wüst“ bezeichnet mit der Notiz: „liegt ein Heurmann in Theill dess alten Hauses, umbselbiges in esse zu halten“. Erst vom Beginn des 18. Jahrhunderts ab läuft die Entwicklung der Verhältnisse auf Gr. Beilagen Hof wieder normal. Bei dem 1732 und 1771 eingetretenen Erbwechsel werden Sterbefall und Gewinn zu je 200 Rthlrn. angesetzt, also jedesmal im ganzen 400 Rthlr. Das beweist, daß der Hof wieder geldlich und wirtschaftlich in Ordnung war. 1771 erklärt allerdings die Abstand nehmende Witwe des alten Wehrfesters, daß sie „bey vorgewesenem Krieg und darauf erfolgten Mißgewachs ein vieles gelitten habe“ und bittet darum, die Sterbefallsabgabe „bey diesen geldlosen und betrübten Zeiten gnädigst zu moderieren“. Wie schon erwähnt, wurden 1771 Sterbefall und Gewinn wieder zu je 200 Rthlrn. angesetzt.

Otto Terheyden.





Burg Dinklage

Photo: Dr. Burwinkel

Borg Dinklage

An dei Borg denk ich so faoken,
 Dei ut Waoter hoch sick reekt,
 Dei vertelt van ole Saoken,
 Dei in mi dat Heimweh weckt.

In den Schatten van dei Linden,
 Dei den Ingang höüen dout,
 Müg ick wedder Ruhe finden
 In dei Sommersünnenglout.

Liggen unner Toug un Twigen,
 So as ick as Junge daon,
 Van dei steinen Treppen stiegen
 In den schworen, isen Kaohn.

Wor twei Schwäön 't Nest vergeten
 In dei sommerhellen Nacht,
 Un sick langsaom drieiben leten
 Dör dei Waoterrousenpracht.

Wor dei Näbel as Gespenster
 Ut dei warmen Gräfte braut,
 Un as Dröme vör dat Fenster
 Dör dei Nachtluft danzen dout.

Hubert Burwinkel

Kindervesper in Cloppenburg

Mein allererster Gang zur Kirche, dessen ich mich noch deutlich erinnere, war mein Besuch der Kindervesper in Cloppenburg. Kindervesper! Wie schön! Dieses Wort weckt in mir eine Vorstellung von himmelblau, schneeweiß und gold. Vier Jahre war ich, meine gute Mutter war tot. Ich verbrachte manchen Tag in ihrem Elternhause, bei den Großeltern, bei Onkel Theodor und der immer um mich besorgten Tante Emma. Das Haus Leiber stand an der Ecke Lange-Mühlenstraße. Ein Haus weiter wohnte in der Mühlenstraße meine liebe Gespielin Agnes Bley, und gegenüber, an der anderen Seite der Langenstraße, wohnte die allererste Freundin meines Daseins, meine liebe Angela Wewer. Wir drei kleinen, blonden Mädchen trieben uns meist im schönen Leiberschen Garten umher. Der zog sich eine gute Strecke an der Langenstraße hin und war durch eine hohe, steinerne Mauer gegen diese Straße abgeschlossen. In diesem unserm Frühjahrs-Sommerparadies befanden wir uns auch eines Frühlachmittags, als wir gerufen wurden. Wir mußten schnell angezogen werden, es ging gleich los zur Kindervesper.

Meine Gespielinnen hüpfen jubelnd nach Hause, und ich stellte mich meiner Tante, die mich sofort anzog und mit Wasser und Seife bearbeitete. „Kind, wie siehst du wieder aus“, wird sie, wie gewöhnlich bei solchem Anlasse, auch dieses Mal gesagt haben. Schon beim Ankleiden kam ich in Festtagsstimmung. Zuerst das weiße Höschen, dessen breite Spitzen nachher so eine kleine Handbreit unter dem Kleid weg-guckten. Dann der weiße, von Stärke raschelnde Spitzenunterrock, die blendend weißen Strümpfe, die hohen Schuhe mit Lackspitzen und breiten Lackrändern, seitlich mit metallenen Haken zuzuknöpfen, und vorm Bein oben am Rand die neckisch baumelnde Quaste. Und dann das Kleid, das neue, großkarierte, wunderbunte Kleid! Die obere Hälfte sehr eng mit Schleifchen auf der Schulter, die untere Hälfte voll Falten, und darüber der geraffte Überwurf. Hinten fiel er in einer Spitze nieder. Unter ihm saß eine richtige kleine Tournüre, der letzte Cri de Paris. Unglaublich, wie verwandelt ich mir vorkam. Ich war nicht mehr die Elli mit den dicken, von Großmutter gestrickten Strümpfen, den derben Schuhen für den Dreck

zwischen Hemmelsbühren und Cloppenburg und mit der großen Schürze, die ich haßte, weil ich wegen ihrer Schmutzigkeit oft gescholten wurde. Nein, nun war ich eine, die sich „was meinen konnte“.

Aus der Ladentür, wo oben die „Pingel“ schwankte, entlassen, stand ich alsbald bei meinen Gespielinnen. Wir kannten uns kaum wieder, auch meine liebe Agnes und meine liebe Angela hatten sich sehr zu ihrem Vorteil verändert. Schon kamen einige kleine Mädchen aus der Nachbarschaft vorüber. Wir wurden zusammengetan, und Tante Emma bestimmte, daß ihre Fina uns alle zur Kindervesper begleiten solle. Wir drei Freundinnen faßten uns bei den Patschhändchen, die andern auch, und so setzte Fina uns in Marsch.

Es ging die Mühlenstraße hinunter. Das war eine Gegend, in die wir eigentlich nie sonst kamen, weil sie zu gefährlich war. Gleich nach Willners Haus kam ja schon die breite Gräfte. Sie war am Ufer mit dicken Bäumen geschmückt bis zur Mühlenbrücke, wo der Mühlenteich begann. Das Wasser war ganz moorig finster, und wenn kleine Mädchen hinter den Bäumen herschlüpfen, kam ein großer Wauwau aus dem Wasser und zog sie in die Tiefe. Gruselig war das. Gegenüber von diesem unheimlichen Ort war eine pechschwarze Höhle mit einem großen Feuer darin. Davor stand ein großer, schwarzer Mann mit einer harten Schürze vor und einem mächtigen Hammer. Mit dem Hammer schlug er meistens „pinke pank“ auf einen Bock, daß die Funken furchtbar spritzten. Das war Onkel Kollhof, der den Kindern die Zähne auszog. Nur schnell, schnell vorbei! Erst hinter der Mühlenbrücke, am rauschenden Mühlennrad vorbei, waren die Mädchen von ihrer Not befreit.

Nun hatten sie nur noch eine kurze Strecke zu tippeln, dann war das Ziel erreicht. Dieses Ziel war die kleine Kirche zu St. Joseph und Marien vor der Burg. Auf ihrem roten Ziegeldache hockte ein gebauchter Dachreiter mit dickem, goldenem „Pienappel“ drauf, und darüber drehte sich ein kurzbeiniger Hahn. Im Dachreitergehäuse regte sich ein Glöcklein, immer hin, immer her, und rief die Leute zusammen. Die kleine Kirche war ein wahres Unicum von Kirche, zweistöckig, in jedem Stock Fensterchen mit kleinen Scheiben. Unten ein Gottes-



haus mit täglichem Gottesdienst, oben im Oberstock Rathaus. So war es gewesen seit 1668, da die Kirche und das Rathaus vom Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen eingeweiht worden waren. Der Hauptpatron des Kirchleins war wohl der hl. Joseph. Drum entfaltete es auf St. Josephstag all seine Pracht. Am Tage zuvor war nachmittags die Kindervesper. Der Eingang zum Kirchlein war vorne, wenn man von der Burg kam. Im Eingang sah man zunächst noch nicht viel, denn dort war ein sehr niedriger Orgelboden. Erst nach ein paar Schritten taten sich alle Herrlichkeiten des hl. Ortes auf. Gegenüber der Kirchtür prangte der weißgoldene Barockaltar, festlich von Güirlanden umkränzt. Zwischen den blankgeputzten Messingleuchtern, darauf schon brennende Kerzen knisterten, standen bunte Blumenbuketts in himmelblauen Vasen, und auch die ewige Lampe oben erstrahlte im Hochglanz. An beiden weißgekälkten Seiten mit den kleinen bleiverglasten Fenstern und den bunten Heiligenstatuen waren die Leuchterarme ebenfalls blank wie Gold. Auch dort brannten Kerzen, und außerdem hingen auf diesen Leuchtern Kränze mit bunten Papierrosen. Am allerprächtigsten aber war die weiße Muttergottes geschmückt, die neben dem Altare ihren Thron einnahm. Es war eine Pieta, die Mutter der Schmerzen, mit ihrem gemarterten Sohn, unserm lieben Herrn Jesus, auf dem Schoße. Über das leidgefurchte Antlitz der Mutter war ein seidener, weißer Tüllschleier gebreitet, mit Myrten war er besteckt. Er bedeckte im Herabwölken das Haupt und die Schulter des Leichnams ihres göttlichen Sohnes. Silberne Herzen und silberne Kreuzchen erzählten von vertrauensvollen Betern, deren Anliegen die erbarmungsvolle Mutter erhört hatte. Sie hingen an dünnen Kettchen um den Hals der Gottesmutter. Auf dem breiten Throne standen auch blanke Leuchter mit brennenden Kerzen, dazwischen blaue Vasen mit Blumen, aus farbiger, gestreifter Gaze gefertigt, die eine täuschende Vorstellung gaben von Gottes lieben Rosen und Nelken. Der Kirchenhimmel war flach, himmelblau, mit goldenen Sternlein übersät. Mitten darin gähnte bei feierlichen Gottesdiensten ein Loch. Dort war die Klappe, die die Ratsleute öffneten, um von oben dem feierlichen Geschehen beizuwohnen. Die Kirche war nur klein, die gute Stadt hatte sich seit zweihundert Jahren langsam mit Bewohnern gefüllt, Oben saß man gut und unbedrängt,

Alles, was Kind hieß in Cloppenburg, was allein gehen oder auf Armen getragen werden konnte, machte dem hl. Joseph am Vortage seines Festes seine Aufwartung. Die Schulkinder kamen sämtlich in Reih und Glied von der Crapendorfer Schule herüber. Da gab es dann ein arges Gedränge. Wir Kleinen wurden behutsam von Fina durch den Eingang geschoben. Fast wäre ich gefallen, denn der schön geschrubhte und gerötete Backsteinfußboden war ganz ausgetreten und holperig.

Wir wurden mir nichts, dir nichts in eine Bank gestopft, ich glaube, in drei Reihen hintereinander. Ich stellte mich mit meinen strammen Beinen flink auf die Kniebank, und so blieb ich stehen während der ganzen Vesper. Ich hatte ziemlich freie Sicht gewonnen, und die nutzte ich aus. Tante Emma hatte uns sehr eingeschärft, daß wir ganz still und artig sein müßten. In der Kirche wohne der liebe Heiland. Ich sah still und staunend nach allen Seiten. Den lieben Heiland sah ich nicht; darum fand ich mein Umherschauen auch nicht unartig. Fina stand im Gang und blickte vor sich mit gefalteten Händen. Ich betrachtete die Heiligen zu beiden Seiten der Kirche. Weil ich grad ein neues Kleid anhatte, zog ich Vergleiche und wunderte mich, daß die alle so ganz anderes Zeug trugen. „Wer ist das?“ fragte ich Fina, die nahe bei mir stand, und zeigte auf den hl. Joseph. Der stand da im langen Kleid, hatte ein Kind auf dem Arm, und in der einen Hand eine weiße Blume. „Pst, nicht sprechen — das ist der hl. Joseph mit dem Jesuskind“, flüsterte sie mit dem Finger am Mund. Der hl. Joseph? Tante Emma hatte uns doch erzählt, er sei ein Zimmermann, und nun stand er da mit dem Kind auf dem Arm und tat nichts. Ich dachte an die Zimmerleute, die oft auf unserm Hof sägten und klopfen, und konnte den hl. Joseph nicht verstehen. Auch nach oben schaute ich, empor zum Himmel mit dem Loch. Das war wie das Balkenloch auf unserer Diele, durch das man so leicht herunterfallen konnte. Ich sah auch da oben Leute und freute mich, daß sie mir nicht auf den Kopf fallen konnten, weil ich nicht just darunter stand. Schließlich drehte ich mich ganz um, und sah auf dem Orgelboden einen Mann vor einem Ding sitzen. So eins hatte ich noch nie gesehen. — In diesem Augenblick hörte das Glöcklein im Dachreiter auf zu bimmeln, und nun fing der Mann vor dem Ding an, Musik zu machen, bald ganz laut, bald etwas leiser. Und plötzlich mußte ich nach vorn schauen,



Dort kam der Onkel Vikar Wittig aus einer Tür herein, und hinter ihm Jungens, die ich nie gesehen. Alle hatten ganz schönes Zeug an mit Spitzen. Onkel Vikar stellte ein so schönes Ding auf den Altar, das blitzte schöner als alle andern Sachen. „Da ist der liebe Heiland“, flüsterte Fina, „nun dürft ihr nicht mehr umgucken.“ Ich schaute und sah keinen lieben Heiland. Aber wenn Fina das sagte — Ich fühlte mich nun ganz beim lieben Heiland. Ich faltete die Hände und blickte unverwandt zum Altar.

Onkel Vikar sang nun etwas, das ich nicht verstand. Plötzlich schrien die Jungens aus den vorderen Bänken hinter ihm her, alle auf einmal. Ich verstand nichts davon. Aber ab und zu war es dasselbe. „Sicut erat in principio, et nunc et semper“ — „Säben Per“. Ja, das konnte ich verstehen. Aber was wollten die Jungens mit säben Per?

Das Singen ging eine ganze Weile weiter. Ab und zu stimmte ein Kleines seinen eigenen Gesang an, aber dann wurde es schnell „gesüüsket“, oder man gab ihm die Flasche.

Schließlich drehte Onkel Vikar sich vor dem Altar um, er zeigte uns das schöne,

goldene Ding, und die bunten Knaben schellten vor Gewalt. Alle Leute knieten oder versuchten in dem Gedränge, zu knien. Das wollte ich denn auch nachmachen, traf dabei aber meiner lieben Angela vor das Knie, daß sie „au“ jammerte.

Auf dem Heimweg sprangen wir vergnügt umher. Es war so schön gewesen. Es war aber auch schön, daß wir uns wieder frei rühren konnten. Mich überkam eine Welle von Übermut. Ich dachte immer an den Gesang. Ich stimmte an, ohne mehr an die Gefahren der Mühlenstraße zu denken. Nun sangen wir drei, was das Zeug halten sollte, unsere kleinen Lieder. Fina folgte mit anderen Großen, die sich alle eifrig erzählten, was dieses Kind in der Kirche getan, und jenes gesagt.

Zu Hause standen wir alle vor Tante Emma, die alle unsere Berichte mit freundlicher Geduld entgegennahm. Fina erzählte: „Vikarges“ Wittig heff de Vesper sungen.“ Da rief ich begeistert: „Kaisers Wittig heft sungen: Bumsvallera, die Welt ist wunder schön!“ —

Elisabeth Reinke

Dai Spaorsaomkeit, dai sit daor inne, as'n Zapp int Holt

Jann was dai öllste Junge van'n groten Hoff. Hai was intüsken 18 Jaohr aolt woor'n. Dai Olle freide sick, dat hai naoh dai spaorsaome Kante wör, aower dat aorde allmählik in Giez ut, un dat passde üm nich. Dai Junge künn immer noch nich tanzen, günck naoh kiene Kamiß, kümmerde sick nich üm dai Wichter, un geef för Schluck un Baier kin Grosken ut. Dat wud Harfst un Kraomermarkt köm in Sicht. Dai Olle segg tau sinen Jungen: Dat kann mit di nich so wiedergaohn. Du moß doch allmählik tüschken dai Lüe un di wat Pläsaier maoken. Kraomermarkt dat fank morgen an. Daor giff ain groten Rummel un vull tau saihn. Daor kummst du ais up annere Gedanken. Ick gäwe di 100 Mark mit, un vör Sönnitag kummst du mi nich wedder naoh Hus. Dat du mi aower kien Geld wedder mitbringst. Dai Junge versprök alles Gaue un steeg den annern Dag up't Rad, üm naoh

Ollenborg tau fäuern. Naoh 8 Daoge köm dai Junge ganz vergnügt naoh Hus. Dai Olle freide sick un segg tau üm: Na, dat was doch ais wat anners, nich? Un bist' dien Geld aal gaut loswooren? Do mök dai Junge 'n ganz benaut Gesicht, un segg tau sienen Ollen: Dat is wat anners kaomen, as wi dachten. Ick köm dör Huntlosen un drümk mi in dai Wirtschaft ain Glas Baier. Bie dai Gelegenheit hörde ick, dat ehr Kägeljunge krank worden wör. Nu han sei dor jüst ain grotet Prieskägeln, wat 8 Daoge dürde. Ick ha immer all hört, dat dat Kägelupsetten gaut wat inbröchte, un sah tau den Wirt, dat ick den Posten woll för aine Wäke aovernähmen wull. Un dat heff sick wükklich gaut lohnt! ck heff noch 100 Mark tau mitbracht! Ja, Ja, segg dai Olle: Ick saiht woll in, — an di is nix tau ännern! Du moß all so verschläten weern, as du bist.

Bernard Becker



Heimatkundliches Zahlenrätsel

| | | | | | | | | | | | | |
|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 |
| 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 | 25 | 26 |
| 27 | 28 | 29 | 30 | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | 37 | 38 | 39 |
| 40 | 41 | 42 | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 | 49 | 50 | 51 | 52 |
| 53 | 54 | 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 | 61 | 62 | 63 | 64 | 65 |
| 66 | 67 | 68 | 69 | 70 | 71 | 72 | 73 | 74 | 75 | 76 | 77 | 78 |
| 79 | 80 | 81 | 82 | 83 | 84 | 85 | 86 | 87 | 88 | 89 | 90 | 91 |
| 92 | 93 | 94 | 95 | 96 | 97 | 98 | 99 | 100 | 101 | 102 | 103 | 104 |
| 105 | 106 | 107 | 108 | 109 | 110 | 111 | 112 | 113 | 114 | 115 | 116 | 117 |
| 118 | 119 | 120 | 121 | 122 | 123 | 124 | 125 | 126 | 127 | 128 | 129 | 130 |
| 131 | 132 | 133 | 134 | 135 | 136 | 137 | 138 | 139 | 140 | 141 | 142 | 143 |
| 144 | 145 | 146 | 147 | 148 | 149 | 150 | 151 | 152 | 153 | 154 | 155 | 156 |
| 157 | 158 | 159 | 160 | 161 | 162 | 163 | 164 | 165 | 166 | 167 | | |

Es sind 36 Wörter oder Bezeichnungen zu suchen, die alle das Oldenburger Münsterland betreffen. Ihre Bedeutung ist unten angegeben. Jede der dahinter stehenden Zahlen entspricht einem Buchstaben. Die meisten Zahlen kommen mehrfach vor und sind dadurch eine wichtige Hilfe für das Finden der anderen Wörter. Die anhand der Wörter ermittelten Buchstaben sind in die oben stehende Figur einzutragen und zwar jeweils in das Kästchen, das durch die entsprechende Zahl gekennzeichnet ist. Bei richtiger Lösung ergeben die in die Figur eingetragenen Buchstaben, fortlaufend von 1 bis 167 gelesen, einen Spruch, der sich am Giebel eines Gebäudes im Museumsdorf Cloppenburg befindet. (ü = ue).

- | | |
|--|---|
| 1. Ort in den Dammer Bergen | 91 21 109 72 61 53 14 |
| 2. Sagenumwobenes Waldgebiet | 158 39 41 28 133 34 82 48 57 29 |
| 3. Wasserlauf im Norden | 8 24 103 5 112 53 36 149 128 |
| 4. Ort, bekannt durch Obstbau | 122 83 100 3 88 130 163 28 146 126 9 |
| 5. Territorium in alter Zeit | 146 36 92 59 55 17 24 70 |
| 6. Grenzgewässer | 20 75 34 50 126 |
| 7. Ort im Saterland | 165 4 56 131 90 69 |
| 8. Reizvolle Waldlandschaft | 37 15 139 134 60 12 160 |
| 9. Mittelalterliches Herrschergeschlecht | 106 166 19 78 159 12 69 37 143 41 64 166 53 |

| | |
|---|---|
| 10. Kleines Bauwerk im Museumsdorf | 125 63 12 80 19 115 82 153 133 94 66 42 |
| 11. Alter Verkehrsweg, vom Osten nach Westen verlaufend | 92 76 70 6 87 28 23 58 86 |
| 12. Schiffahrtsweg | 78 33 7 97 49 107 167 78 123 69 147 63 |
| 13. Ältere Bezeichnung für den am höchsten gelegenen Teil der Cloppenburger Geest | 73 147 92 105 145 163 28 67 58 1 141 39 |
| 14. Altertümliche Schlafstelle | 21 132 78 157 129 107 22 |
| 15. Reizvolle Seelandschaft | 72 116 42 98 11 76 92 |
| 16. Frühgeschichtliche Burganlage in Schnelten bei Lastrup | 125 57 161 27 35 84 41 47 |
| 17. Fruchtbare, durch Wind abgelagerte Bodenart, charakteristisch für die Gegend westlich von Goldenstedt | 88 159 104 5 117 59 10 71 54 |
| 18. Von weit hergekommener seltener Stein, ausgestellt im Museumsdorf | 108 144 93 45 102 111 87 43 65 4 53 18 46 |
| 19. Bekannter Pastor, 1892 gestorben | 95 150 74 14 |
| 20. Ort am Südostabhang d. Dammer Berge | 141 96 79 136 140 121 91 15 124 152 161 113 |
| 21. Bezeichnung für das älteste Ackerland | 65 135 81 62 |
| 22. Früher für Moorgegenden mit Brandkultur typische Anbaufrucht | 37 89 77 40 156 93 101 29 133 16 |
| 23. Frühgeschichtliche Burganlage im Kreise Vechta | 162 7 41 25 68 37 30 28 103 |
| 24. Geschirrstück auf alten Anrichten | 29 164 138 13 31 58 122 74 166 92 |
| 25. Aussterbende Mühlenart | 51 119 137 162 26 38 90 32 131 7 |
| 26. Wasserlauf zur Embs | 148 48 76 85 120 126 |
| 27. Ausflugsziel i. d. Nähe v. Cloppenburg | 35 75 93 165 92 112 137 163 53 144 110 71 102 87 2 |
| 28. Gerichtsplatz in alter Zeit | 68 153 14 141 36 26 72 12 151 38 134 |
| 29. Gemeinde a. d. Grenze zum Hümmling | 132 136 154 54 93 41 109 |
| 30. Großes Bauwerk im Museumsdorf | 115 130 88 14 98 55 140 167 128 67 104 88 |
| 31. Ortschaft und Kloster | 155 19 158 23 45 77 20 114 56 42 53 |
| 32. Maßnahme zur Erhaltung der landschaftlichen Eigenart | 2 99 114 143 41 151 77 145 30 105 29 |
| 33. Geschichtsschreiber, Hauptwerk 1889/91 erschienen | 127 52 39 142 110 154 22 |
| 34. Reizvoll bewegte Landschaft | 54 10 118 44 161 28 37 65 41 121 42 |
| 35. Kloster und adeliges Gut bei Vechta | 14 139 7 77 145 94 107 79 |
| 36. Alte Klostersiedlung und Mittelpunkt der Christianisierung | 129 119 108 125 39 78 |

Die Auflösung des Rätsels wird im Heimatkalender 1953 zu finden sein.

Die Bäuerin

| | |
|---|---------------------------------------|
| Vom ersten Licht bis zum letzten Schein | Meine Füße gehen über eigenes Land, |
| Trag' ich des Tages Leben; | Meine Hand bricht eigenes Brot; |
| In meine Hut ist Werden und Sein, | Und keiner, den das Blut an uns band, |
| Ist Nähren und Hegen gegeben. | An Sippe und Stamm, ist in Not. |

Ich habe Arbeit, hab' Sorgen und Müh',
Hab' gesunde Mädchen und Knaben.
Herr, an ihren Seelen behüte die,
Die's nicht so gesegnet haben!

E. Graffe



Vechta als Münzstätte

Aus dem Oldenburger Münsterland sind in den letzten 150 Jahren mehrere Funde bekannt geworden, die uns erkennen lassen, daß diese Landschaft schon seit der Zeit um Christi Geburt Münzen als Zahlungsmittel kannte. Viele Jahrhunderte hindurch kamen diese Münzen von weit her. Bis etwa 400 n. Chr. waren hier römische Münzen im Umlauf. Für die Zeit um 1000 berichten uns die beiden Funde von Kl. Roscharden, daß im Lande Silberpfennige von Köln, Dortmund, Goslar und Ostfriesland neben Prägungen von England und gar Arabien bekannt waren.

Erst im 13. Jahrhundert hat man jedoch im Oldenburger Münsterland begonnen, selbst Münzen zu prägen. Zu dieser Zeit wurden in zahlreichen kleinen Orten Nordwestdeutschlands Münzstätten in Betrieb genommen, die mit ihren Erzeugnissen den Geldbedarf der Märkte und des übrigen Handels befriedigen sollten. Neben Wildeshausen, wo ein Vogt des Erzbischofs von Bremen und ein Propst das Münzrecht ausübten, trat damals auch Vechta als Münzstätte in Erscheinung. Eine undatierte Urkunde, die in der Zeit um 1216/1220 ausgestellt sein dürfte, berichtet schon davon, daß Bischof Adolf von Osnabrück den Grafen von Ravensberg in seinem Recht an Zoll und Münze zu Vechta und Haselünne beeinträchtigt habe. 1224 wird dieses Recht über Zoll und Münze zu Vechta und vier anderen Orten noch einmal der Edelfrau Sophie von Ravensberg von König Heinrich (VII.) ausdrücklich bestätigt.

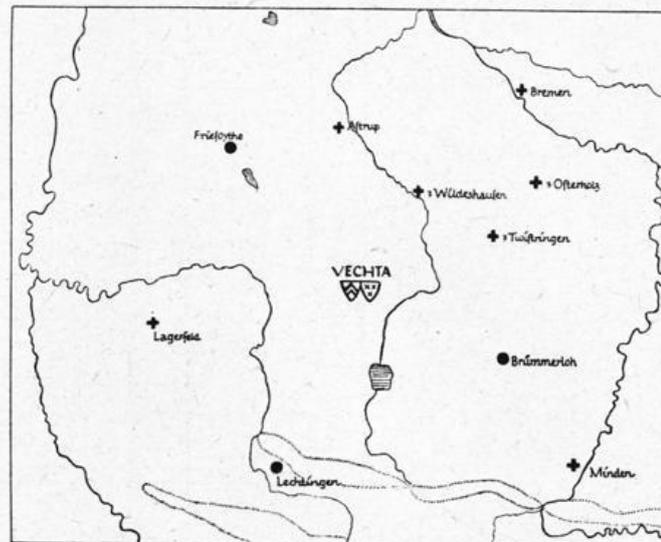
Die Münzfunde von Brümmerloh (1842), Lechtingen (1923) und Friesoythe (1935), die in der Zeit um 1230/1240 vergraben worden sind, haben gezeigt, wie diese Vechtaer

Münzen aussehen. Es handelt sich um zweiseitig geprägte Silberpfennige mit einem Durchmesser von 18—19 mm und einem Gewicht von rund 1,20 g; zur Zeit ihrer Prägung wurden 12 dieser Pfennige auf einen Schilling gerechnet, 12 Schillinge machten wiederum eine Mark aus.

Das Münzbild der Vechtaer Pfennige der Zeit um 1230/1240 berichtet uns sehr eindringlich von den Verkehrs- und Handelsbeziehungen jener Zeit, die sich von Vechta besonders nach Münster richteten. Als typischer Vertreter dieser Epoche folgte Vechta nämlich der Unsitte der kleinen Münzstätten, die Münzbilder bedeutender und wirtschaftsstarker Münzstätten täuschend ähnlich nachzuahmen. Um 1230/1240 wurde in Nordwestfalen, wohl als Folge enger Handelsbeziehungen zu den britischen Inseln, in allen großen

Münzstätten wie Dortmund, Münster und Osnabrück das Bild einer englischen Silbermünze, des Sterlings, aufgegriffen. Diese Münze weist als typisches Kennzeichen ein Kreuz aus doppelten Linien, ein Doppelfadenkreuz, auf. In Münster findet sich dieses Münzbild viele Jahre hindurch mit der Umschrift MONASTERIUM; die Vorderseite zeigt anfangs in Anlehnung an den Kopf des englischen Königs auf den Original-Sterlingen das bärtige Haupt des Apostels Paulus mit der Umschrift SANCTE PAULU, später den thronenden Bischof Ludolf v. Holte (1226—1247) mit der Umschrift LUDOLF EPC (Ludolfus episcopus).

Graf Otto II. von Ravensberg († 1244) scheute sich nun nicht, die in Vechta wohl bekannten Sterlinge von Münster in seiner Münzstätte zu Vechta täuschend ähnlich nachahmen zu lassen. Die Nachahmung erstreckt

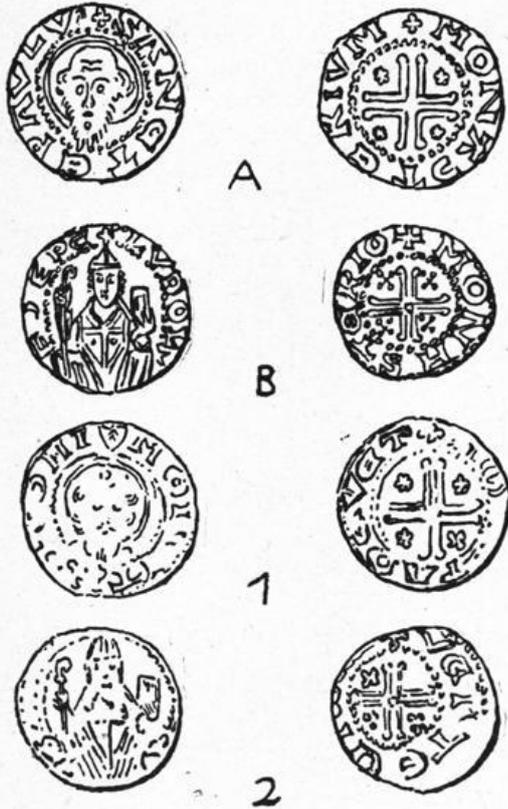


Fundvorkommen

● um 1230/40
+ um 1380/1400

Vechtaer Münzen

sich zuweilen bis auf die Legenden, die den Ortsnamen von Münster MONASTERIUM beibehalten. Auf allen bisher bekannten Stücken findet sich aber doch über dem Haupt des Apostels Paulus oder über dem thronenden Bischof als Wahrzeichen ein Schild mit zwei Sparren, das Wappen der Grafen von Ravensberg. Zuweilen nennen die Umschriften aber auch den Namen des Münzherren Otto oder die Münzstätte (MONETA DE VETE = Münze von Vechta). Sehr umfang-



A u. B Münster, Bischof Ludolf (1226-47), Sterling. 1 u. 2 Vechta, Graf Otto II. v. Ravensberg-Vechta (+ 1244), Nachahmungen zu den Sterlingen von Münster

reich wird die Vechtaer Münzprägung von 1230/40 kaum gewesen sein, wenn auch von beiden Typen mehrere Abarten bekannt sind. Die Funde von Brümmerloh, Friesoythe und Lechtingen lassen erkennen, daß Vechtaer Sterlinge nur in der engeren Heimat umliefen. In den Sterlingsfunden von Hesseln (Kr. Halle/Westf.) und Coesfeld kamen sie nicht vor.

So plötzlich, wie Vechta als Münzstätte in unser Blickfeld eintritt, so überraschend tritt es auch wieder ab. Ab 1240 wurde der englische Sterling in den großen westfälischen Münzstätten als Vorbild verlassen; man ging wieder zu eigenen Münzbildern über. Von

diesem Zeitpunkt an ruhte der Münzhammer in Vechta für 140 Jahre. Vielleicht hängt dieser Vorgang mit der historischen Entwicklung zusammen. 1244 starb Graf Otto II. von Ravensberg-Vechta; seine Tochter heiratete in erster Ehe einen Grafen von Tecklenburg und nach dessen Tod 1251 den Edelherrn Walram von Montjoie aus der Eifel. Die Erhaltung der Herrschaft Vechta mag dem rheinischen Herren von seinem entlegenen Stammland aus zu umständlich gewesen sein. Man entschloß sich zum Verkauf der Herrschaft und schloß den Kaufvertrag mit Bischof Otto von Münster am 18. Juni 1252. Bis 1803 ist Vechta dann im Besitz des Bischofs von Münster geblieben.

Die Arbeit in der Vechtaer Münzstätte wurde unseres Wissens erst gegen 1380 wieder vorübergehend aufgenommen. Am 5. April 1377 erhielt Ritter Friedrich von Schagen das Recht, in Wildeshausen Münzen prägen zu lassen. Seine Münzen sind den Vechtaer Prägungen sehr ähnlich; es ist sehr gut möglich, daß die neue Prägung in Vechta ebenfalls i. J. 1377 eingesetzt hat. Auch diesmal wurde in Vechta das Münzbild von Münster nachgeahmt; die wirtschaftlichen Beziehungen von 1380 wiesen also in die gleiche Richtung wie 1230/40. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts liefen münsterische Pfennige in großen Mengen im Gebiet zwischen Weser und Ems um, wie viele Funde ausweisen. Man nannte sie schwere, „sware“ Pfennige im Gegensatz zu den leichten niedersächsischen Pfennigen *). Die Münsterischen Swaren wurden in vielen Münzstätten an Weser und Hunte nachgeahmt, besonders in Bremen, aber auch in Diepholz, Mariendrebber, Bassum, Nienburg, Oldenburg, Wehnen und Jever. Entsprechend dem Pfennig des Bischofs Florenz von Münster (1364—1379) weisen die Vechtaer Swaren auf der Vorderseite den thronenden Bischof mit der Rechten segnend, in der Linken den Krummstab haltend, auf. Die Rückseite zeigt das Haupt des Apostels Paulus mit dem Schwert. Der Bischof auf dem münsterischen Originalpfennig trägt auf der Brust das Familienwappen des Bischofs Florenz aus dem Geschlecht Wewelinghofen, einen Schild mit zwei Querbalken. Der Bischof der Vechtaer Swaren trägt statt dessen einen Schild mit drei Schrägkreuzen. Dieser Schild mit den drei Andreaskreuzen ist das Wappen der Burgmannen von Vechta und

*) Auf diese Bezeichnung gehen die „Schwaren“ zurück, die in Oldenburg und Bremen noch im 19. Jahrhundert geprägt wurden.

findet sich in den Wappen der Geschlechter Dincklage, Sütholte und Spryck wieder, die im Mittelalter unter den Vechtaer Burgmannen vertreten waren. Wir dürfen daher mit einiger Sicherheit annehmen, daß die Vechtaer Prägungen der Zeit um 1380 im Auftrage der Burgmannen entstanden sind. Die Umschriften der Vechtaer Swaren nennen die Burgmannen freilich nicht, sondern nur den Apostel Paulus (SANCTUS PAULUS) und bezeichnen die Herkunft (MONETA VECHTA oder MONETA DE VECHTA). Der Fund von Lagerfeld (entdeckt 1947) hat uns kürzlich auch einen Vechtaer Viertelswaren, einen Vierling, beschert. Sein Bild entspricht in verkleinertem Maßstab dem des Swaren; Umschriften weist der Vierling nicht auf.



C



3



4

C. Münster, Bischof Florenz (1364—79), Pfennig (Swaren). 3. Vechta, Swaren (Nachahmung des Pfennigs von Münster) um 1380. 4. Vechta, Vierling (Viertelswaren) um 1380.

Auch die Prägung um 1380 wird in Vechta nicht sehr ergiebig gewesen sein, denn diese Münzen finden sich nur in Funden der näheren Umgebung. Etwa 80 Stück waren unter 2700 Münzen, durchweg Swaren, des Fundes von Astrup (1874) vertreten, 33 Exemplare fanden sich unter rund 1300 Münzen im Fund von Bremen (1887), und 6 Vechtaer Sware unter 1100 anderen Swaren enthielt ein 1899 in der Gegend der Niederweser entdeckter Fund. In den Funden von Minden (1875) und Lagerfeld (1947) kamen nur 1, bzw. 13 Vechtaer Swaren vor. Eine Vechtaer Münze dieser Zeit hat sich freilich

auch in den großen Schatz verirrt, der 1899 in der Matthiaskirche in Trier entdeckt wurde. Wahrscheinlich ist Vechta endlich auch in den Münzfunden von Wildeshausen (1859), Twistringem (1869) und Osterholz (1878) vertreten gewesen.

Mit der Swarenprägung der Zeit um 1380 endet die Tätigkeit der Münzstätte Vechta. Jedenfalls sind Vechtaer Münzen anderer Zeiten bisher nicht bekannt geworden. Neue Münzfunde könnten unsere Kenntnis von den Münzen, die in der Heimat geprägt wurden oder dort umliefen, freilich erheblich vermehren. Im Interesse unserer heimatlichen Geschichtsforschung ergeht deshalb die herzliche Bitte, derartige Funde dem Museumsdorf in Cloppenburg mitzuteilen und auch die Scherben des Gefäßes aufzubewahren. Die genannte Stelle ist gern zu Rat und Hilfe bereit und weist darauf hin, daß die Finder und Grundeigentümer in ihrem Eigentumsrecht an Münzfunden jederzeit geschützt werden. Der historische Wert alter im Lande gefundener Münzen liegt ja erheblich über dem Metallwert.

Literatur über die Münzstätte Vechta

- E. Bahrfeldt, Swaren aus der Niederwesergegend. Berliner Münzblätter 1915, S. 218 ff.
- H. Buchenau, Ravensbergische und münstersche Dickpfennige aus der Münze zu Vechta. Blätter für Münzfreunde 1901, S. 215 ff.
- E. Stange, Geld- und Münzgeschichte der Grafschaft Ravensberg, Münster 1951.

Peter Berghaus

Dat Verküllen

Dai Pastor ha sick ganz gewaltig verküllt. Hai ha Angst, dat hai ann Sönnitag siene Prädigt nich hollen künn. Dai Doktor raohde üm: Drinken Sai man düchtig Grock, dai gaut häit wäsen mott, dann giff sick dat flink wedder. Dai Pastor aower wull dat väle Grockdrinken för dai Hushöllerske nich wäten. Den Grock wull hai sick sülwest taurechte maoken. Darümm schlöt hai sick in sien Kamer in un dai Hushöllerske müß üm öfter haitet Waoter bringen. As dai Dokter an'n annern Dag dai Hushöllerske dröp, frög hai er: Wo gaiht et jaun Hern? Do segg sai ganz bedrückt: Mit usen Hern is dat nich richtig. Hai rasiert sick den ganzen Dag, immermantau. Ick heff üm gistern fiefmaol haitet Waoter henbringen müßt. Bernard Becker

Ein Rosenkranz

AUS DEM MUSEUMSDORF CLOPPENBURG

Als im Jahre 1470 der bretonische Dominikaner-Mönch Alanus de Rupe in der nordfranzösischen Stadt Douai die erste Rosenkranzbruderschaft errichtete, und vor allem als ihm fünf Jahre später sein Freund und Ordensbruder Jakob Sprenger mit der großartigen Gründung der Kölner Bruderschaft folgte, die in wenigen Jahren (1481) bereits über 100 000 Mitglieder im ganzen Deutschen Reiche zählte, da hatte eine jahrhundertlange Entwicklung einen gewissen Höhepunkt gefunden. Denn von nun an verschwindet langsam aber sicher die Vielfalt und Uneinheitlichkeit des Rosenkranzgebetes früherer Zeiten, und eine ganz bestimmte Gebetsform, die bisher nur an einigen Orten, gleichsam im Verborgenen, gelebt hatte, wird verbindlich für Hunderttausende von Betern, für weite Landschaften voll von Gläubigen. Und diese neue Form wird die unmittelbare Grundlage sein für jene geringfügigen Weiterbildungen, die 100 Jahre später, am Ausgang des 16. Jahrhunderts beendet, den Rosenkranz ergeben, den auch wir noch heute beten. Wir dürfen uns nämlich keineswegs vorstellen, daß der Rosenkranz als Gebetsform von Anfang an als ein fertiges und festumrissenes Gebilde dastünde. Wie bereits angedeutet, handelt es sich da um eine uralte Erscheinung, die nur langsam, im Verlauf von Jahrhunderten, sichere Gestalt gewinnt.

Ein Aneinanderreihen desselben Gebetes als eine Vertiefung der Kraft desselben und als eine Erhöhung der der Gottheit gezollten Verehrung gibt es wohl schon vor dem Auftreten des Christentums und findet sich auch heute noch in außerchristlichen Religionen. Wir wissen aber auch, daß bereits die christlichen Einsiedler des 4. und 5. Jahrhunderts in der nordafrikanischen Wüste ihr Gebet oft zu mehreren hundert Malen zu wiederholen pflegten, wobei sie zum Abzählen kleine Steine benutzten, die sie in ihren Gewändern mit sich trugen. Es dürfte wohl ziemlich sicher sein, daß sich seit jener Zeit eine feste Tradition einer solchen Gebetsgewohnheit in der Christenheit gebildet hat, die das frühe Christentum mit der Zeit des hohen Mittelalters verbindet, wo wir dann diese Sitte, aber nun

mit einem völlig andersartigen Sinngehalt erfüllt, wiederfinden werden. Jetzt, vor allem im 12. Jahrhundert, wird nämlich das Abbeten von 50, von 100 oder 150 Vaterunsern zu einer Art von Laienbrevier. Die Laienbrüder der Orden, die Angehörigen von halbgeistlichen Genossenschaften, wie die Beghinen, oder ganz besonders auch die Mitglieder der großen Ritterorden der Zeit, denen das Lateinische, die Sprache der Kirche, nicht geläufig war, sie alle haben anstelle der Psalmen, die die kanonischen Tageszeiten bilden, jene vorgeschriebene feste Anzahl von Vaterunsern, die in bestimmtem Verhältnis zum Psalter steht, zu verrichten. Um sich nun in der Zahl nicht zu irren, bedienten sie sich, wie uns aus zeitgenössischen Berichten und anderen Quellen bekannt ist, der Paternoster-Schnüre, die oft ganz einfach aus Holz- oder Beinperlen oder manchmal auch aus Kugeln von kostbarem Material — Bernstein oder Halbedelsteinen — bestanden. Man nannte sie „Paternoster“, weil ja damals, da das Gegrüßteist-du-Maria noch nicht existierte, als Volksgebet nur das Vaterunser in Frage kam. Und wir wissen, daß die kirchlichen Behörden recht froh waren, wenn die einfachen Leute dieses und vielleicht noch das Credo dazu kannten. Das Ave Maria kam erst seit dem 13. Jahrhundert auf, langsam aus vier verschiedenen Teilen zusammenwachsend. Sein Entstehen verbindet sich also eng mit jener Welle der innigen Marienverehrung, die das ausgehende Hochmittelalter erfaßte, und es ist nur natürlich, daß man alsbald auch begann, das Ave Maria anstelle des Vaterunsers in die gewohnte Andachtsform einzufügen. Hier beginnt also in einem gewissen, sehr weiten Sinn, bereits der Rosenkranz. Aber noch fehlen ihm zwei entscheidende Kennzeichen, die ihn erst zu dem machen, was er bis heute ist: die Unterteilung durch das Vaterunser und die Verbindung mit der Betrachtung. Beide Neuerungen erscheinen in der Zeit um 1400 und entstammen dem Karthäuser-Orden. So schob man jetzt nach jedem 10. Gegrüßteist-du-Maria ein Vaterunser ein, und zu jedem einzelnen der 150 Ave fügte man ein sogenanntes „Geheimnis“, die dann in ihrer





Lichtbildstelle: Bayer. Landesamt für Denkmalpflege
Zehner-Rosenkranz aus dem Museumsdorf Cloppenburg

Gesamtheit das ganze Leben und Leiden Christi und seiner Mutter umfaßten. Die Bilder des frühen 15. Jahrhunderts, besonders die der niederdeutschen und der westfälischen Schule, wo diese reiche Form des Gebetes besonders beliebt gewesen sein muß, zeigen uns deutlich die Rosenkränze, an denen die Leute damals ihren Psalter — so nannte man die volle Zahl von 150 Ave — abbeteten: sehr lange Schnüre mit 150 ganz kleinen Perlehen, die sehr locker aufgezogen waren, und die allenfalls ein kleines, eingehängtes Kreuzchen aufwiesen oder einen kleinen Reliquienbeutel.

Von dieser Form geht nun Alanus de Rupe aus. Er vereinfacht sie, indem er die 150 Geheimnisse auf 15 Hauptpunkte, den heutigen ungefähr entsprechend, reduziert, und macht das Gebet dadurch dem Volke zugänglicher, so daß es nun, aus einer Andachtsübung Weniger, vor allem der Klöster, zu einem kennzeichnenden Ausdruck spätmittelalterlicher Volksfrömmigkeit, ja vielleicht können wir sagen, zu dem Gebet des Volkes am Ende des 15. Jahrhunderts wurde. Die Rosenkranzsnüre dieser Epoche entsprechen diesem Bilde, mit ihren Zehner-

gesetzen, die durch Vaterunser-Perlen von einander geschieden werden. Als Abschluß tragen sie eine große Plakette oder ein Kreuz oder auch eine reiche Quaste, und immer häufiger begegnen wir nun kostbaren Stücken, aus wertvollstem Material, aus Gold und Edelsteinen und Email, die ihren Besitzern ein kleines Vermögen gekostet haben mögen.

Die zweite Blütezeit des Rosenkranzgebetes, die Gegenreformation, wieder eine Epoche großer Marienverehrung, nimmt an dieser Gebetsweise nun die letzte Veränderung vor; sie fügt den Glaube-Hoffnung-Liebe-Absatz hinzu, was sich in der äußeren Form in jenem gesondert anhängenden kleinen Teil mit dem Kreuzabschluß ausprägte. Die Entwicklung des Rosenkranzes, des Gebetes wie der Zählchnur, kann damit als abgeschlossen gelten.

Nachdem wir uns so in großen Zügen einen kurzen Überblick über die Geschichte des Rosenkranzes verschafft haben, wollen wir nun den genannten Cloppenburg Rosenkranz ansehen und versuchen, ihm in dieser Entwicklungsabfolge seinen Platz anzuweisen.

Wir sehen da (s. Abb.) eine offene Kette von 10 Korallenstücken, die unregelmäßig, walzenförmig geschliffen sind, und deren Größe in eigentümlicher Weise von oben nach unten merklich abnimmt, den Aveperlen. Die Reihe wird an beiden Seiten eingefaßt von je einer ziemlich viel größeren, glatten Silberkugel, den Paternosterperlen. Das obere Ende bildet ein einfacher, zierloser, dünner Silberring; nach unten schließt ein schlichtes Silberkreuz mit Dreipaß-Enden ab.

Es ist also ein recht seltsames Stück, das uns hier vor Augen steht. Schon allein die äußere Form fällt sofort auf. Es handelt sich hier ja nicht um eine geschlossene Kette. Das Moment des Kranzes, das bereits im Namen „Rosenkranz“ in so bedeutsamer Weise in Erscheinung tritt, fehlt hier völlig. Bei dieser Gelegenheit wollen wir uns rasch einmal darüber klar werden, wieso eigentlich Gebet und Zählchnur zu diesem Namen gelangten. Bezeichnung und Sinngehalt entstammen der Zeit des hohen Mittelalters, jener großartigen Blütezeit des Rittertums in ganz Europa. Damals kam in Paris die Mode auf (schon damals nahmen die Moden in Kleidung und Sitte meist ihren Ausgang von Paris), Kränze als Kopfschmuck bei allen Gelegenheiten zu tragen, und zwar gleicherweise für Männer und Frauen. Diese Kränze

waren manchmal aus kostbaren Juwelen gebildet, die wie Blüten geformt waren, aber meistens bestanden sie aus frischen, lebenden Blumen, am liebsten aus Rosen, die auf Reifen geflochten oder sogar zu ganzen Hüten verarbeitet wurden. Von dem Ausmaß dieser Mode können wir uns auf Grund der Tatsache ein Bild machen, daß in Paris im 13. und 14., ja bis in das 15. Jahrhundert hinein eine eigene, selbständige Zunft der Blumenkranzmacher bestand, die noch dazu mit außergewöhnlichen Vorrechten ausgestattet waren. Als deren wichtigstes hat wohl die Erlaubnis zu gelten, auch am Sonntag arbeiten zu dürfen. Daneben waren sie von gewissen Zöllen wie auch von der Pflicht der städtischen Scharwache befreit. Wie uns die verhältnismäßig zahlreichen Nachrichten aus den verschiedensten Quellen zeigen, artete jedoch diese Sitte in Übertreibungen aus, so daß man sich immer wieder, besonders von der Kanzel, oft sehr scharf, dagegen wandte. Der Weg nun, den dieser zunächst also völlig profane Brauch bis zu seiner Verschmelzung mit den geistlichen Vorstellungen der Zeit zu durchlaufen hatte, läßt sich an Hand von Legenden und ähnlichen Berichten einigermaßen verfolgen. Zunächst bezeugte man der Muttergottes wohl seine Verehrung, indem man ihr Bild nach der Sitte der Zeit mit einem Kranze zierte. Einmal aber gedachte man, diesen welkbaren Schmuck durch den unvergänglichen des Gebetes zu ersetzen, und was lag da wohl näher, als sich des Psalters, dieser ganz besonders marianischen Andacht, zu bedienen, deren einzelne Gebete sich wie die Blumen eines Kranzes nebeneinander reihen lassen. Eine bestimmte Art von Rosenkränzen, die für das 14., 15. und 16. Jahrhundert belegt sind, und bei denen Ringe schuppenförmig und beweglich auf breiten Lederkränzen befestigt sind, zeigen ganz deutlich noch die Verbindung mit dem anfänglichen Gedanken des Blumenkranzes. Einige spätere Beispiele dieses Typs finden sich noch da und dort in süddeutschen Museen. Wenn zwar die gebräuchliche Kettenform des Rosenkranzes, die ja noch die heutige ist, auch nicht in solchem Maße diese Entwicklung aufzeigt, so bedeutet dennoch allein schon die Tatsache der geschlossenen Form einen Hinweis auf den ursprünglichen Vorstellungsgehalt.

Von all diesen Zusammenhängen läßt der Cloppenburg Rosenkranz gar nichts erkennen. Seine Form muß ganz anderen Gedankengängen entstammen. Vielleicht steht

hinter ihr noch die Erinnerung an eine ganz alte, eventuell frühmittelalterliche Form der Zählchnur. Wo nun der Ursprung dieses „offenen“ Typus zu suchen sein mag, und wie wir uns die Umstände seiner Entstehung zu denken haben, ist unmöglich zu sagen. Sie sind uns in Dunkel gehüllt. Was wir wissen, ist dies, daß im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts in den Niederlanden eine Art der Gebetsschnur aufkommt, die „offene“ Form im Gegensatz zur „geschlossenen“ besitzt. Wir haben uns diese als eine kürzere oder längere Perlenschnur vorzustellen, die an beiden Enden mit je einer Quaste besetzt ist. Möglicherweise im Anschluß an die Frühform entstanden, begegnet uns dann um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert erstmals jene Zehnerform, wie sie uns vom Cloppenburg Stück bekannt ist. Es ist bemerkenswert und wohl nicht unwichtig, daß diese Gestaltung sich gerade zu jener Zeit vollzieht, in der die neue Zehnerinteilung des Rosenkranzes, dank Alanus de Rupe, Allgemeingut zu werden beginnt. Denn die Zehnzahl der Ave-Perlen ist charakteristisch für den neuen Typ, und an ihr wird fast durchweg festgehalten. Außerdem sind noch einige Merkmale als ziemlich feststehend und kennzeichnend zu betrachten: einmal der Halte-Ring am oberen Ende, der nie fehlt, und mittels dessen das Stück, wie sich aus zahlreichen Bildquellen ergibt, an einem Finger, meist dem Daumen oder auch dem kleinen Finger, getragen wurde. Ferner besitzt auch der untere Abschluß eine ziemlich gleichbleibende Bildung durch das Besetzen mit einem Kreuz oder einer Quaste. In dieser völlig ausgebildeten Form begegnen also die Rosenkranz-Zehner schon in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, aber, wie das ja meist der Fall ist, ziemlich ausschließlich im Besitz der vornehmen und reichen Oberschicht. Dem entsprechend sind diese Stücke — einige wenige haben sich erhalten — außerordentlich kostbar. Erst ein Vierteljahrhundert später begegnet die neue Form auch in der bürgerlichen Sphäre und in schlichterer Ausführung. Das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts sieht ein langsames Sich-Ausbreiten der Zehnerform, die den Höhepunkt ihrer Bedeutung dann um die Wende zum 17. Jahrhundert und in dessen erster Hälfte erreicht. In diesen Zeitraum haben wir auch unsern Cloppenburg Zehner einzuordnen. Gegen Ende des Jahrhunderts hin verschwindet sie dann mehr und mehr, und das 18. Jahrhundert kennt sie nur mehr in ganz bestimmtem Zusam-



menhang (z. B. als päpstliches Ehrengeschenk). Wir dürfen natürlich nicht vergessen, daß dieser Rosenkranztyp eine Sonderform ist, die neben der gewohnten Kranzform in einer eigenen Entwicklung herläuft.

Eine Eigentümlichkeit dieser Zehner ist aber noch hervorzuheben, die zumindest von der Zeit der größten Volkstümlichkeit ab beobachtet werden kann: sie fanden fast ausschließlich als Männer-Rosenkränze Verwendung. Daher treffen wir auch immer wieder auf die Bezeichnung „Mannsbetten“, d. h. Männer-Gebetsschnur, in den zeitgenössischen Nachrichten, wie Testamenten, Hinterlassenschaftsinventaren, Schatzkammerverzeichnissen und ähnlichen. Daneben existiert noch die Bezeichnung „Cavalier“, die eine Beziehung zum adligen Ritterordenswesen der Zeit herstellt. Wir wollen hier die Beschreibung eines Zehner-Rosenkranzes anführen, die diesen Namen verwendet und zugleich einen Begriff von dem Reichtum solcher Stücke vermitteln kann. Sie stammt aus dem Mainauer Inventar des Schatzes des Deutschen Ritterordens von 1632 (der Rosenkranz selbst ist übrigens erhalten und befindet sich heute in Wien): „Ein Cavalier mit ganz goldenen Buckeln (Perlen) mit Rubinen, Smaragden und Perlen besetzt und mit einem goldenen Ring mit einem Amethyst.“

Ein so vornehmes Stück ist der Cloppenburg Zehner natürlich nicht. Er entstammt, wie seine wenn auch reizvolle, so doch schlichte Gestalt zeigt, dem bürgerlich-kleinbürgerlichen Bereich. Damit verliert er aber keineswegs an Wert für uns. Im Gegenteil; solche Stücke sind heute sehr selten geworden, viel seltener als die prunkvollen und kostbaren, die ihres bedeutenden Geldwertes wegen sorgfältig gehütet wurden.

Schon das verwendete Material, die Koralle, deutet auf die Herkunft aus einfacheren Besitzerkreisen. In dieser Zeit, dem 16. und 17. Jahrhundert, ist diese nämlich fast nur mehr an den Rosenkränzen der kleinen Leute anzutreffen. Früher war das anders gewesen. Schon im 14., in der Hauptsache aber dann im 15. Jahrhundert, bildete die Koralle neben dem Achat das weitaus beliebteste Material für Rosenkranzperlen, ziemlich unterschiedslos für alle Stände. Im 16. Jahrhundert bevorzugten dann die Vornehmen und Reichen immer mehr kostbare Steine und Metalle. Als Grund dieser außerordentlichen Wertschätzung der Koralle ist wohl ihre besonders weitreichende Bedeutung im Volksaberglauben zu nennen. Sie

gehört nämlich, als Abwehrmittel gegen allen Schaden und allen Schadenzauber, wohl mit zu den ältesten und bevorzugtesten Amuletten der Menschheit, und diese hat an ihr in dieser Eigenschaft über Jahrtausende in lebendiger Tradition festgehalten. In vorgeschichtlicher Zeit ebenso wie bei den alten Ägyptern oder in der Antike treffen wir auf Korallenamulette, und das Mittelalter setzte ein ganz besonderes Vertrauen in sie. Man trug sie bei sich und hängte sie schon den kleinen Kindern um den Hals; vornehme Leute hatten ganze Bäume von Korallen bei der Mahlzeit auf der Tafel stehen, die sie gegen Vergiftung schützen sollten und anderes mehr. Diese Beliebtheit verdankt die Koralle wohl ebenso sehr ihrer roten Farbe, die als die Farbe des Blutes dem Volke besonders wirksam erschien, wie ihrer geheimnisvollen Herkunft aus der Tiefe des Meeres und ihrer bizarren und rätselhaften Formung. So ist es also nicht zu verwundern, daß der mittelalterliche Mensch in seinem gesteigerten Sicherheitsbedürfnis auch den Rosenkranz, einen Gegenstand des mehr oder weniger häufigen Gebrauchs, gerne aus solchem Material bildete, das er sich mit starken, unheilabwehrenden Kräften ausgestattet dachte. Es ist dies jene charakteristische Verbindung von echt religiöser Haltung mit abergläubischen Gefühlen und Vorstellungen, die das ergeben, was wir gewohnt sind, den „Volks glauben“ zu nennen, und an der damals niemand Anstoß nahm. Es dauerte geraume Zeit, noch fast drei Jahrhunderte, bis Rationalismus und Aufklärung solchen Gedankengängen ein Ende bereiteten. Und so dürfen wir auch von dem Cloppenburg Zehner recht wohl annehmen, daß er für seinen Besitzer in gewissem Sinn noch jenen gleichsam doppelseitigen Sinngehalt barg.

Wir haben hier versucht, wenigstens in Umrissen den Cloppenburg Rosenkranz und seine Umwelt zu besprechen. Wohl erschien er zunächst fremd und alleinstehend, eine Sonderbildung. Und dennoch ließ sich bei näherer Betrachtung erkennen, daß auch er eingebunden ist in die großen Zusammenhänge der Kulturgeschichte, nicht nur seiner Zeit. Ein solches Stück steht inmitten einer Entwicklung, die oft Jahrhunderte früher und von den verschiedensten Ausgangspunkten her begann, um in einem bestimmten Augenblick, gleichsam auf dem Schnittpunkt all dieser Linien, neue Gestalt zu gewinnen.

Gislind Ritz.



Bischöfe

DES OLDENBURGER MÜNSTERLANDES

In einem 1878 in Cincinnati erschienenen Buch schreibt Armin Tenner, daß kein Teil der alten Heimat im Verhältnis zur Größe und Einwohnerzahl ein so stattliches Kontingent an erfolgreichen Geschäftsleuten den Vereinigten Staaten geliefert hätte als das kleine (südliche) Oldenburg. Fleiß, Ausdauer, Rechtlichkeit und Sparsamkeit rühmt er ihnen nach.

Und wenn dasselbe Ländchen als das „schwarze Münsterland“ in der aufgeklärten Welt verschrien ist, dann doch nur deswegen, weil seine Bewohner tief religiös sind.

Aus dieser Blickrichtung heraus versteht man es, wenn unser Münsterland in den letzten hundert Jahren verhältnismäßig viele Bischöfe der Menschheit geschenkt hat. So weit die Wiege derselben im Münsterland stand, seien sie hierhergesetzt.

Johann Heinrich Lüers erster Bischof von Fort Wayne, 1858—1871

In Hoings Heuerhause in Lutten wohnten um 1800 die Eheleute Johann Bernhard Kröger und Anna Maria Hoing; er war 1754 in Oythe, sie 1757 in Lutten geboren. Ihre Tochter Maria Elisabeth, 1791 ihnen vom Herrgott geschenkt, traute am 17. November 1818 den Arnold Henrich Lüers, den Sohn der Eheleute Johann Arnd Lüers/Maria Elisabeth Lindemann zu Holtrup, die dort neben einer Landwirtschaft auch eine Wirtschaft betrieben; heute Wempe-Seeger.

Zwei Söhne gingen aus der Ehe Lüers/Kröger hervor, Johann Heinrich, geboren am 29. September 1819, und Johann Bernhard, geboren am 27. Oktober 1822.

1833 wanderte die ganze Familie nach den USA aus und erstand eine Farm in Piqua am Miami-Fluß in der Gegend zwischen Cincinnati und dem Erie-See.

Johann Heinrich wurde Büroangestellter und Verkäufer; Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und sein stets wachsames Auge machten ihn schon bald im Geschäft unentbehrlich; dieses Bewußtsein und das verdiente Geld gestalteten ihn selbständiger, selbstbewußter; in Erfüllung seiner religiösen Pflichten wurde er aber immer mehr saumselig. Als der Vater das merkte, verwarnte er ihn unter vier Augen in sehr ernster Weise. „Diese

Begegnung mit meinem Vater war derart, daß ich mich genügend veranlaßt sah, ihm zu versprechen, alles wieder zu lernen, was ich vergessen hatte. Es war mir eine peinliche, aber heilsame Lehre, die ich nie vergessen habe“, so äußerte er sich später wiederholt als Bischof.

Leise regte sich in ihm der Wunsch, umzusatteln und Priester zu werden. Alter und Geldmangel aber stellten sich hemmend in den Weg. Allem zum Trotz setzte er sich durch, und 1846 wurde er im Dome zu Cincinnati zum Priester geweiht. Sein Bischof übergab ihm die neu errichtete St. Josephsgemeinde in Cincinnati; in elfjähriger Arbeit schuf er hier eine blühende Pfarrgemeinde, die mit Dankbarkeit und Liebe an ihm hing.

1857 errichtete der Heilige Stuhl in Rom die Diözese Fort Wayne; es war ein Bezirk 300×210 km groß, 42 Grafschaften umfassend, mit einer aus vielen Nationen stammenden Bevölkerung. Sie wurde Lüers übertragen. Erst 39 Jahre alt, trat er sie mit hohem Gottvertrauen an. Fast immer unterwegs, zu Fuß und zu Roß, überall anleitend, aufmunternd, ja, war es nötig, selbst mit anpackend, sah er seine Diözese wachsen. Kirchen entstanden, Schulen mit guten Lehrkräften arbeiteten, Unstimmigkeiten zwischen den Nationen wurden behoben, Streitigkeiten zwischen „Bleichgesicht“ und „Rothaut“ wurden beigelegt.

1866 weilte er in seiner alten Heimat und besuchte auch sein Geburtshaus in Lutten. Dabei stellte er zu seiner Freude fest, daß die Vertiefung in der Sohle der Seitentür noch da war, die er als Schuljunge beim Holzhacken früher dort selbst angebracht hatte. Dieses Haus, sehr klein, erhielt später einen neuen Achterbau, noch später wurde auch der vordere Teil durch einen Neubau ersetzt, heute Kohl/Kordenbrock. Auch dem Bischof von Münster stattete er einen Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit sprach er beim Domkapitular Dr. L. Reinke, aus Deindrup gebürtig, vor. Als er mit diesem über den Markt ging, erstand Bischof Lüers eine große Tüte schmackhafter, reifer Kirschen. Diese weichten die Tüte, so daß sie die Last nicht zusammenhielt. Kurz entschlossen nahm Bischof Lüers seinen breitrandigen Hut



vom Kopfe, legte die Tüte sorgfältig hinein und brachte so seinen „Schatz“ heim. Domkapitular Reinke war etwas entsetzt über diese Wildwestmanier, aber lachend und burschikos entkräftete Bischof Lüers seine unnötigen Bedenken.

Bischof Johann Heinrich Lüers ist in den Sielen der Arbeit gestorben. In Cleveland, der Nachbardiözese, hatte er Seminaristen die niederen Weihen gespendet. Er ritt nun nicht zu Roß, wie sonst üblich, sondern begab sich zu Fuß zum bischöflichen Palais. Unterwegs auf der Straße rührte ihn der Schlag, und 15 Minuten später ging er ein in die Ruhe bei Gott. Es war am 29. Juni 1871; am 4. Juli wurde er in der Krypta seines Domes in Fort Wayne beigesetzt. Der Erzbischof von Cincinnati, Purcell, hielt die Trauerrede und schloß: „Bischof Lüers leitete die Diözese Fort Wayne mit bemerkenswertem Eifer, größter Befähigung und sichtlichen Erfolgen.“

Sein Wahlspruch war: „Ich habe irgendwo gelesen, daß mehr Leute durch Nichtstun verrotten als durch Überarbeitung sterben. Ein Maschinenteil wird eher unreparierbar, wenn es nie gebraucht wird, als wenn es täglich seine gewohnte Arbeit tut.“

Caspar Henrich Borges

Bischof von

Calidon 1870—1872, Detroit 1872—1883

Phacusa 1888—1890

In Addrup bei Essen lag früher die Kötterstelle Borges; auf ihr wirtschafteten um 1800 die Eheleute Fasteke (Servatius) Waschefort genannt Borges/Lucia Maria Borges. Sie hatten elf Kinder.

Von diesen Kindern traute Joan Servatius Borges 1845 die Kath. Osiek; sie erbten die Stelle. Ihr ältester Sohn Johann ging nach Amerika und verzichtete später auf die Stelle, der zweite starb im Alter von 17 Jahren. Weitere Kinder waren nicht vorhanden. 1858 starb der Vater; die Witwe schritt zur zweiten Ehe mit Bernhard Kaiser, die Ehe war kinderlos. Als dann 1874 auch die Frau verschied, heiratete Bernhard Kaiser die A. M. Elis. Hemme. So war ganz fremdes Blut auf die Stelle gekommen. Nach dem Weltkrieg zerstückte der Sohn Friedrich die noch etwa 8 ha große Stelle und erwarb sich ein schönes Besitztum in Gingerhöhe wieder.

Ein zweiter Sohn, Otto mit Namen, am 14. 1. 1806 geboren, studierte in Münster

Theologie, wurde zum Priester geweiht und arbeitete dann viele Jahre als Missionar unter den Einwanderern und Indianern der großen, neu errichteten Diözese Cincinnati. In seinem Alter zog er sich nach Steinerberg im Kanton Schwyz in der Schweiz zurück, wo er am 10. 1. 1876 gestorben ist. Auf seinem noch vorhandenen Grabstein steht sein Name mit dem Zusatz: „Vieljähriger Missionar in Amerika.“ Zu seinen Lebzeiten fundierte er eine Jahresmesse für seine Seelenruhe und die seiner Eltern, der „sel. Hr. Servatius & Maria Borges“.

Ein dritter Sohn, Gerhard Henrich Borges, traute 1823 die Maria Anna Dinkgreve, die Tochter von Dirk Dinkgreve/Maria Krümpelmann in Addrup. Die jungen Eheleute zogen in Wascheforts Heuerhaus in Addrup; hier wurde ihnen am 1. 8. 1826 ein Sohn, Caspar Henrich, geboren. Später wanderte diese Familie nach Amerika aus, wo der Bruder Otto als Missionar wirkte und ihr die ersten Wege ebnete.

Caspar Henrich, gut begabt, fand Aufnahme und Studiumsmöglichkeit im St. Xaver-Kolleg in Cincinnati, besuchte dann das St. Karl Borromäus-Seminar in Philadelphia und wurde am 8. Dezember 1848 zum Priester geweiht.

22 Jahre arbeitete Caspar Henrich Borges als Pfarrer und Kanzler der großen Diözese Cincinnati, die 1850 zur Erzdiözese erhoben wurde und später neun Suffraganbistümer zählte. Unermüdlich in der Seelsorge und besonders in der organisatorischen Verwaltung der ausgedehnten Diözese tätig, gewann er tiefe Einblicke in die geistigen Nöte der vielen Einwanderer, die nach religiöser Betreuung schmachteten.

Am 8. Februar 1870 wurde Borges zum Titularbischof von Calidon ernannt und gleichzeitig als Coadjutor-Administrator mit der Verwaltung der Diözese Detroit betraut. Als dann der zweite Bischof von Detroit, Rese, in seiner Geburtsstadt Hildesheim starb, bestieg Borges im Februar 1872 den Bischofsstuhl von Detroit.

„Die Diözese Detroit verdankt Bischof Borges viel, er organisierte alle Teile der Verwaltung, brachte Ordnung in die kirchlichen und schulischen Verhältnisse und führte sie aus den Kinderschuhen heraus, worin sie sich bei seinem Antritt noch befanden.“

Bischof Borges war genau und streng in seinem Benehmen, gegen sich selbst, auch

gegen andere, hatte aber dabei ein kindlich frommes Herz. In Kalamazoo befindet sich ein großes Hospital, das seinen Namen trägt. Aus Eigenem gab er dazu eine beträchtliche Summe, als es gegründet wurde“, so schreibt Rev. George Paré im Bon-Secours-Hospital dortselbst.

Bischof Borges hat die Heimat nicht wieder besucht, sein Geburtshaus war nicht mehr da, auf der großväterlichen Stelle waren fremde Leute; fast alle seine näheren Verwandten waren in Amerika; zudem schreckte ihn die lange Reise; gesundheitlich war er nicht der festeste.

Die viele Arbeit, das herannahende Alter und besonders sein Gesundheitszustand ließen ihn bereits am 16. April 1888 resignieren; er wurde zum Titularbischof von Phacusa ernannt und nahm Wohnung in seinem geliebten Hospital Kalamazoo, wo er am 3. Mai 1890 verschied und in aller Stille beigesetzt wurde.

Auf dem Friedhofe des Mutterhauses der St. Josephs-Schwester, etwas außerhalb Kalamazoo, fand er seine erste Ruhestätte. Einige Jahre später sind seine Gebeine nach Detroit gebracht und im Holy Sepulchre Cemetery bestattet worden.

Dr. theol. Heinrich Joseph Richter erster Bischof von Grand Rapids 1883—1916

In Bieste bei Neuenkirchen in Midden-dorfs Leibzucht ist Heinrich Joseph Richter am 9. April 1838 geboren. Sein Vater Johann Heinrich Theodor Richter erblickte am 30. April 1800 in Rieste, Pfarrgemeinde Lage, das Licht der Welt, seine Eltern waren Johann Henrich Richter/Anna Maria Quebbe-mann. Des Bischofs Mutter, Anna Maria Elisabeth Speckbauch, war am 14. September 1810 als Tochter des Colonen Johann Henrich Speckbauch/Anna Maria Gausekuhle (heute Albers) in Bieste geboren. Später wohnte die Familie Richter in Lampen Leib-zucht in Neuenkirchen und dann in Hues-manns Heuer daselbst, im „ersten Haus linker Hand, wenn man, von Holdorf kom-mend, das Dorf Neuenkirchen betritt“.

1854, im Alter von 16 Jahren, ging Heinrich Joseph Richter zu seinem älteren Bruder in Cincinnati, der dortselbst Schneider-meister war. Mit seiner Hilfe studierte er, setzte 1860 seine Studien in Rom fort, erwarb dort den Dr. theol. und wurde am 10. Juni 1865 zum Priester geweiht. Auf der Rück-reise nach den USA nahm er seine Mutter, die inzwischen Witwe geworden war, und seine Geschwister von Neuenkirchen mit.

In Cincinnati wurde Richter Professor für Dogmatik, Theologie und Philosophie an dem Seminar dortselbst, nebenbei organisierte er die Neueinrichtung von zwei großen Pfarreien in der Stadt und bekleidete mehrere andere Nebenämter.

1882 trennte der Heilige Vater in Rom den nordwestlichen Teil der großen Erz-diözese Cincinnati am Michigan-See ab und gründete dort die neue Diözese Grand Rapids. Zum ersten Bischof dieser Diözese wurde Dr. Heinrich Joseph Richter ernannt. Am 23. April 1883 fand die Bischofsweihe statt, und bald darauf erfolgte die feierliche Einführung in Grand Rapids. Ein Reporter schrieb damals: „Unscheinbar an Gestalt, aber vornehm in seinen Manieren! Sein Auge ist blaugrau, klar und vertrauen-erregend; er ist offenbar ein Mann des Gebetes und der Liebe und dieses viel mehr als aggressiv in seinen Anordnungen; wenn-gleich in seinem Wesen und in seinem Blick etwas liegt, das Entschlossenheit und verborgene Kraft ausstrahlt, die sich bei Gelegenheit, wo es nötig ist, durchsetzen wird.“

Während die Bevölkerung seiner Diözese in seiner 33jährigen Amtszeit sich verdrei-fachte, stieg die Zahl der von ihm betreuten Kinder auf das Sechsfache und die Zahl der Lehrschwestern auf das Achtfache, von 74 auf über 600. Sein Grundsatz war: „In jeder Pfarrgemeinde eine Schule mit guten Lehr-schwestern!“

Bischof Richter hing an seiner Heimat; viermal in seinem Leben hat er sie wieder aufgesucht, das dritte Mal 1885. Anspruchs-los und vollends bescheiden, wie er immer war, fuhr er ganz unbekannt als Zwischen-deckspassagier. Ein reicher Mitfahrer ent-deckte ihn, löste für ihn eine Karte erster Kajüte und holte den Bischof aus dem Zwischendeck. Nur ungern folgte er, behielt aber engste Verbindung mit allen Passagie-ren, ganz gleich, ob arm, ob reich; alle aber achteten ihn um so höher.

Auch Neuenkirchen wollte er ganz un-erwartet überraschen; aber ein Jungpriester aus Neuenkirchen, Bußmann, erkannte ihn in Bramsche und telegraphierte nach Neuen-kirchen. Innerhalb weniger Zeit war ganz Neuenkirchen auf den Beinen; mit Glocken-klang, Böllerschüssen, mit wehenden Fahnen und Blumenschmuck, mit Jubel und Gesang wurde der hohe Herr empfangen. Eine Woche blieb er in seiner Heimat, besuchte auch seinen alten Lehrer Wichelmann in



Damme, auch sein Geburtshaus in Bieste, auch das Geburtshaus seiner Mutter, und freute sich recht sehr, als er, aus der Sietdörn tretend, seinen alten Freund, den prachtvollen Birnbaum, noch vorfand.

1914, wo schon drohende Kriegswolken am Himmel standen, besuchte er ein viertes Mal seine liebe Heimat, als 76jähriger Greis.

Jeder Ehrung seiner Person ging er aus dem Wege; für sich war er anspruchslos, ein Wohltäter aber allen Armen und Bedrängten. Mit einer Glocke, die er selbst läutete, lud er jeden Tag seine Mitbewohner zum Gebet und zur Betrachtung ein; er war ein Mann des Gebetes.

Am 26. Dezember 1916 „ging eine große Seele in die Ewigkeit hinüber, umgeben von vielen guten Werken und begleitet von den Segenswünschen seines Volkes.

Wenn schon Männer und Frauen, die seinerzeit zusammen mit ihm im Weinberge des Herrn arbeiteten, seinen klaren Blick, die schöne Ausgeglichenheit seines Urteils, die Sicherheit und Gewandtheit, mit der er seine Pläne ausführte, priesen, dann vermögen wir, seine Nachfolger, die wir sein Werk aus einer größeren Distanz und von einer besonderen Plattform überschauen können, seine Führereigenschaften um so höher zu bewerten. Die vielen Kirchen, Schulen, Hospitäler, das Waisenhaus, das Seminar, die Mutterhäuser der Schwestern, die alle heute noch bestehen, sie sind ein Denkmal in Kalk und Stein. Aber ein viel schöneres Denkmal sind die Frauen und Männer, die durch seine Schule gegangen sind und religiösen Sinn auf ihre Kinder vererbt haben. Man sagt: Große Männer fangen erst nach dem Tode an zu leben. Stimmt das, dann war Bischof Richter ein ganz großer Mann; seine Gestalt wächst mit den Jahren immer mehr!“ So urteilt 1933 sein Biograph Rev. Henry Simon.

Dr. theol. et phil. Amandus Bahlmann, O.M.F.
zweiter Bischof von Santarem in Brasilien
1908—1938

Der Lehrer Heinrich Antof Bahlmann, geboren am 7. Mai 1827 als Sohn des Zellers Otto Heinrich Bahlmann/Anna Maria Niemann in Ambühren bei Cloppenburg, traute am 27. November 1858 in Wildeshausen die Anna Maria Catharina Meyer, geboren am 5. Juni 1821 als Tochter der Eheleute Vollmeier Johann Joseph Meyer/Anna Maria Gertrud Brandt in Kleinenkneten. Trauzeugen waren Friedrich Bahlmann aus Am-

mern und Minna Brandt aus Hanstedt. Anton Bahlmann wurde nach Bartmannsholte versetzt und ist dort sein Leben lang geblieben. Dort schenkte ihm seine Frau zwei Söhne, Bernhard am 5. Oktober 1859 und August am 8. Mai 1862. Beide Knaben, regsam und gut talentiert, besuchten beim Vater die Schule, erhielten Lateinunterricht bei den Essener Geistlichen, und wurden dann zum Gymnasium in Vechta geschickt. Besonderes Interesse fanden sie an den Missionszeitschriften, die der Vater in seiner Schulacht verteilte. Da ist es kein Wunder, daß sie das Gymnasium verließen; August trat in den Franziskanerorden, Bernhard in den Jesuitenorden ein. Ersterer erhielt als Pater den Namen Amandus.

Pater Amandus vollendete seine theologischen und philosophischen Studien in Rom, und erwarb sich in beiden Disziplinen den Dr. 1888 feierten beide ihre Primiz in Essen, zur größten Freude der Eltern.

Im weiträumigen Brasilien, wo in früheren Jahrhunderten der Katholizismus geblüht hatte, war infolge der kirchenfeindlichen Regierungen eine religiöse Verwahrlosung, besonders aber ein starker Priestermangel eingetreten. 1890 forderte nun der Heilige Vater die deutschen Franziskaner auf, hier helfend einzugreifen. 1891 gingen 17 Franziskanerpatres hinüber, unter ihnen auch Pater Amandus. 17 Jahre arbeitete er in diesem großen Bezirke, wirkte auf dem Lehrstuhl, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, als Schriftsteller, besonders aber durch Errichtung von Kirchen, Schulen und sozialen Einrichtungen. Wiederholt wurde er zum Oberen der südamerikanischen Ordensprovinz ernannt, war Visitator der Klöster daselbst. Langsam und sicher hob sich das katholische Leben in Brasilien. Da wurde ihm ein neues Arbeitsgebiet zugewiesen: Der Prälat von Santarem war zum Erzbischof von Amazonas ernannt worden, sein Nachfolger in Santarem wurde Pater Amandus. Der Heilige Vater machte ihn zum Titularbischof von Argos, am 19. Juli 1908 spendete Kardinal Gotti ihm die Bischofsweihe. Am 22./23. August weilte er mit seinem Bruder Bernhard in Essen, wo ihm die Gemeinde einen höchst feierlichen Empfang bereitete.

Die Prälatur Santarem, unter dem Äquator gelegen, 700 000 qkm groß, also größer als das Deutschland von 1910, mit etwa 200 000 Einwohnern — unter ihnen waren etwa 50 000 Indianer — bestand aus 18 großen Pfarreien, von denen nur sechs mit Priestern besetzt waren.



Auch Schwestern benötigte er; er wandte sich an die Clarissen in Münster; die Oberin in Münster verwies den Bischof an eine junge Lehrerin, Fräulein Tombrink. Schon während des Studiums kränklich, wurde sie als Lehrerin schwer krank: Kehlkopf-, Lungen- und Knochentuberkulose im dritten Stadium. Man begann schon, den Zeigefinger gliedweise abzunehmen, die Ärzte gaben sie vollends auf. Aber diese junge Seele wollte noch leben, wollte noch arbeiten, wollte noch viel Gutes tun; mit einem Gottvertrauen, mit einem Glauben, der Berge versetzen kann, ging sie nach Lourdes und wurde vollends geheilt. Es war am 9. August 1909. Ein Jahr später nahm sie das Ordenskleid und gründete mit noch einer Schwester aus Rio de Janeiro die Genossenschaft der Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis. Das Mutterhaus ist in Santarem, ein Noviziat auch in Wilkinghege in Münster; viele Oldenburgerinnen sind hindurchgegangen. Heute zählt diese Genossenschaft über 400 Missions-schwestern in 37 Niederlassungen, davon 19 in Brasilien, fünf in den USA und 13 in China.

Nicht nur Kirchen und Schulen, auch Krankenhäuser und Wohlfahrtsheime entstanden. Als einmal der Neubau eines Krankenhauses wegen Geldmangels eingestellt werden mußte, wandte Bischof Bahlmann sich persönlich an den Autokönig Ford; dieser händigte ihm, nachdem er sich der Sache vergewissert hatte, einen Scheck in Höhe der erbetenen Summe aus.

Die Schwierigkeit der Missionierung lag nicht bei den „vielen wilden Tieren und den giftigen Schlangen“, nein, der weiträumige

Bezirk erschwerte eine regelmäßige Betreuung. Die weiten und schlechten Wegeverhältnisse, das warme und meist feuchte Klima, der große Kulturunterschied zwischen Weißen und Indianern, die sich absichtlich von den Weißen absonderten und mit ihnen keine Verbindung wünschten, die nicht seltene religiöse Gleichgültigkeit der weißen Bevölkerung, sie alle standen der erfolgreichen Missionstätigkeit hemmend im Wege. Dabei war der glaubensfeindliche Geist, der die frühere Regierung zur Bedrückung und Verfolgung der katholischen Kirche antrieb, noch nicht erloschen. Hier schwebte Bischof Bahlmann mehr als einmal in höchster Lebensgefahr.

38mal brachte ihn das Schiff über den Ozean, das letzte Mal im Februar 1938. Auf dem Schiffe bereits erkrankte er, kam dann in Neapel ins Elisabeth-Krankenhaus, das von deutschen Schwestern geleitet wird. Dort ist er am Sonntag, dem 6. März, gestorben, und am nächsten Tage auf dem Friedhofe der Franziskanerpatres beigesetzt worden. Santarem hat die Überführung seiner Gebeine in die Wege geleitet und hofft, noch im Laufe des Jahres seinen teuren Toten in Santarem betten zu können.

Von seinen 76 Lebensjahren arbeitete Bischof Bahlmann 60 Jahre als Franziskaner, 48 Jahre als Missionar in Brasilien, 30 Jahre als Bischof von Santarem; es waren Jahre rastlosen Schaffens, unermüdlichen Aufbaus und schöner Erfolge: Bischof Bahlmann ist der große Missionar am Amazonasstrom in Brasilien.

Franz Ostendorf

Weitere Bischöfe des Oldenburger Münsterlandes im Heimatkalender 1953.

Kleine Maienmelodie

Weißer Wolken, — lichte Träume
Über hellem Maientag.
Grüne Hecken, Blütenbäume,
Bienensang und Amselschlag.

In des Windes leichtem Wehen
Trifft ein zarter Ton mein Ohr,
Kinderlied auf sanften Zehen
Mischt sich in den Maienchor.

Was der Flöte weich entschwebet
In des Kindes kleiner Hand,
Füllt mein Herz, und es erlebet
Fernes, frommes Kinderland.

Sonnenlicht um Mädchenflechten, —
Ach, mir wird ich weiß nicht wie,
Strömt aus lang verschloss'nen Schächten
Kleine Maienmelodie.

Karl Bunje





Dinklage: Burggraben mit Schwan.

Photo Dr. Burwinkel

Dai Meerschumkopp

Vör langen Jaohren waohnden in C. an dai M.-Straoten twai Naobers, Korfmaokers H. un dai Piepenhändler F. Im groten ganzen kunnen dai baiden ganz gaut middenanner. Dai Korfmaoker H. wass ain besten Keerl, wenn hai aower den F. son lüttken Tott andaun künn, dann löt hai dat nich. In daomaoliger Tiet wüt noch vull ut Meerschumköppe rokt un, üm dai tau schonen, löten sick dai Lüe daon Rohrgeflecht ümtaumaoken. Aines gauen Daogs köm F. bie den Korfmaoker herin und segg tau üm: Kannst mi hier woll son bäten Geflecht ümmaoken? Jao, segg H., dat gaiht ja woll. Wat kost mi dat denn, frög dai F. Jao, segg H.: Dat kannst du man bestimmen. För eine Mark, twai Mark, uck woll all för fie Groschen. Dann maok mi dor eis för fie Groschen wat üm. Is gaut, segg dai Korfmaoker. Wann wett hai dann

fadig? fraogt F. Jao, segg H.: Kumm düsse Daoge man eis wedder in. Naoh'n paor Daoge gaiht hai henn naoh'n Korfmaoker. Na, heste'n fadig, Hamann? Jao, Gerd, segg hei: Hier hest du üm. Dat Geflecht was recht groff utfallen. Dai Gerd wüt ganz vergrellt un segg taun Hamann: Son schönen Kopp un son schäbbiget Geflecht, — dat maok dor man wedder af! Dai Hamann segg ganz seelenruhig: Jao, dann maok ick't daor wedder af. As hai sine Arbeit fadig ha, segg Gerd: Nu, dann man her. Jao, dat mügst du woll, segg Hamann, — dat Ummaoken kost't fie Groschen un dat Affmaoken uck. Gif mie aine Mark, dann kriegst du dien Kopp wedder. Dat nützde den Gerd nix. Hai müß in den suren Appel bieten un betaohlen, un dai Hamann lachde üm dortau noch düchtig wat ut.

Bernard Becker

Das Museumsdorf Cloppenburg

im Schnittpunkt der beiden großen
Kulturen Nordwestdeutschlands

Zum Verständnis der folgenden Ausführungen ist es erforderlich, das Thema von vornherein abzugrenzen: Da ist zunächst zu sagen, daß es bei der Erörterung des vorausgeschickten Themas im wesentlichen nur um das bäuerliche Element geht, daneben nur in geringem Maße um bürgerliche, ganz und gar aber nicht um höfische oder kirchliche Dinge. Sodann aber handelt es sich bei diesem Thema nur um die geschichtliche Zeit, vorwiegend sogar nur um die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, da uns die Sachgüter, die wir heute noch antreffen, und denen wir im Museumsdorf begegnen, und aus denen allein hier Schlüsse zu ziehen sind, über diese Zeit nur in wenigen Fällen hinausführen. Finden wir doch im Oldenburger Münsterland, aber auch in den angrenzenden und den weiter entfernt liegenden Landschaften nur selten mehr ein Bauernhaus oder aber ein Ackerbürgerhaus aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, noch seltener aber aus der Zeit vor diesem Kriege. Und selbst um die Bauernmöbel und die wenigen, von außen her eingeführten bürgerlichen Möbel, die uns in erster Linie Aufschluß zu geben imstande sind, steht es nicht viel anders. Es geht also im folgenden eigentlich nur um die letzten 300, höchstens aber 400 Jahre. Daß indes bei ausführlicherer, um nicht zu sagen erschöpfenderer Behandlung unseres Themas auch andere als die erwähnten Sachgüter eine Rolle spielen, sei nur am Rande bemerkt.

Es ist schon längst kein Geheimnis mehr, daß durch die systematische Sammlungs- und Forschungsarbeit, die vom Museumsdorf ausging, auf die Kulturgeschichte des südlichen Oldenburg ungeahntes Licht fiel. Zum ersten Mal wurden Tatsachen aufgehehlt bzw. Erkenntnisse gewonnen, von denen bis dahin, d. i. bis diese Arbeit einsetzte, niemand etwas wußte, aber auch niemand etwas wissen konnte. Sofern man sich überhaupt irgendwelche Gedanken darüber machte, betonte man gern die absolute Geschlossenheit der südoldenburgischen Kultur. Indes zeigte sich je länger desto mehr, daß wir in dem Sinne, wie wir etwa von einer artländischen oder ammerländischen, im wesentlichen bäuerlich betonten Kultur sprechen, nicht auch von

einer oldenburgisch-münsterländischen Bauernkultur sprechen können. Es besteht in dieser Hinsicht zwischen dem Norden und dem Süden unseres Ländchens vielmehr ein erheblicher Unterschied. Ja, das ganze Gebiet etwa nördlich der Linie Cloppenburg-Visbek zeigt in kultureller Hinsicht ein ganz anderes Gesicht als das Gebiet südlich dieser Linie. Nördlich dieser Linie stoßen wir nämlich im Kreise Cloppenburg überall auf ammerländische bzw. friesische Einflüsse, wobei zu bemerken ist, daß das Ammerländische und das Friesische untereinander große Verwandtschaft zeigen; im Kreise Vechta dagegen stoßen wir nördlich dieser Linie auf Sachgüter, die denen im Raume um Wildeshausen ähneln, die aber ihrerseits den ammerländischen auch wieder irgendwie verwandt erscheinen, während wir südlich der genannten Linie immer wieder und vor allem artländischen Einfluß verspüren, wobei andererseits zu bemerken ist, daß die artländische Kultur ihrerseits über Osnabrück in ihren Beziehungen bis tief nach Westfalen hineinreicht. Letzten Endes sind es also zwei große Kulturen, welche — die eine vom Norden und die andere vom Süden her — im Oldenburger Münsterland zusammenstoßen, wir könnten sagen: die friesische und die sächsische, d. h. in dem Sinne, in dem wir vor kurzem noch allgemein von einem Friesen- und einem Sachsenhaus sprachen; wenn wir stattdessen heute mehr und mehr von einem Gulf- und Hallenhaus sprechen, so ist das im Grunde genommen genau dasselbe. Sind nun aber auch Einflüsse vom Westen und Osten her zu spüren? Was vom Westen, speziell vom Hümmling bzw. vom Emsland her zu spüren ist, geht letzten Endes wieder zurück auf das holländische Friesland, d. i. Westfriesland, das seinerseits vielleicht auch das Ausgangsgebiet für die ostfriesische Kultur darstellt, vielleicht für die friesische Kultur überhaupt. Aber auch diese Kultureinflüsse, d. i. die, vom Westen her zu spüren sind, gehen im wesentlichen über Cloppenburg nicht hinaus. Vom Osten her aber erscheint die südoldenburgische Bauernkultur nicht sonderlich beeinflusst. Der breite Moorgürtel, auf den wir hier stoßen, stellte sich einer kulturellen



Beeinflussung von dieser Seite her ehemals wohl hindernd in den Weg.

Wir stellen also fest, daß Cloppenburg und mit ihm das Museumsdorf tatsächlich genau im Schnittpunkt der großen Kulturen Nordwestdeutschlands liegt, wobei es sich indes im wesentlichen nur um zwei Kulturen handelt, die friesische und die sächsische.

Aber damit sind die tatsächlichen Verhältnisse noch keineswegs restlos geklärt. Wir haben gesagt, daß es keine geschlossene oldenburgisch-münsterländische Bauernkultur gebe, die wir etwa zu der ammerländischen oder der artländischen in Parallele stellen könnten. Damit aber ist, wie gesagt, der ganze Fragenkomplex keineswegs erschöpfend erörtert, geschweige denn geklärt. Denn wenn hier im südlichen Oldenburg auch Kultureinflüsse, und zwar vor allem vom Norden und Süden her, zu spüren sind, so ist damit doch nicht gesagt, daß die südoldenburgische Bauernkultur nicht auch Eigenschöpfungen aufzuweisen habe. Es ist lediglich keine eigenständige bäuerliche Kultur im südlichen Oldenburg nachzuweisen, die die ganze Landschaft erfüllte und daher als speziell münsterländisch anzusprechen wäre. Diese Eigenschöpfungen konzentrieren sich vielmehr auf einzelne Orte bzw. auf mehr oder weniger große Kreise, die sich um diese Orte herum dehnen. Man könnte von Ortskulturen mit mehr oder weniger großem Aktionsradius sprechen. Da wir diese Ortskulturen am sichersten von den noch zahlreich erhaltenen Bauerntruhen ablesen, könnten wir in dieser Hinsicht von einer Löninger, einer Cloppenburg, einer Friesoyther, einer Visbek-Goldenstedter, einer Dinklager, einer Dammer und noch von einigen anderen ortsgewundenen Kulturen sprechen. Es sind Truhen, die zwar manche Übereinstimmung zeigen, im übrigen aber auch wesentlich von einander verschieden sind. Bezeichnend aber ist, daß alle diese Truhen, denen wir neben den ausgesprochen friesischen, ammerländischen und artländischen Truhen im Süden Oldenburgs begegnen, auch ihrerseits wieder mehr oder weniger stark unter dem Einfluß der von außen eindringenden Kulturen geschaffen sind, und daß just die Cloppenburg-Truhe inmitten des Landes Elemente all der von auswärts eingewanderten Truhen in sich vereinigt, was wieder die schon erwähnte Tatsache bestätigt, daß das Museumsdorf just im Schnittpunkt all der genannten Kulturen liegt, so daß die Besucher, die aus ganz Nordwestdeutschland Jahr für Jahr zu Zehntausenden im Museumsdorf zu-

sammenströmen, hier bis zu einem gewissen Grade ihre eigene Kultur wiederfinden.

Aber noch etwas anderes ist in diesem Zusammenhang zu betonen. Die speziell südoldenburgischen Truhen finden sich im Ammerland und im Artland, erst recht aber im ostfriesischen bzw. osnabrückisch-westfälischen Raum niemals. Nur im Westen stoßen wir auf ein bemerkenswertes Herüber und Hinüber. Die südoldenburgische Bauernkultur zeigt also gegenüber der ammerländischen und artländischen nicht den gleichen Aktionsradius, nicht dieselbe Vitalität. Es konnte ja auch im allgemeinen der südoldenburgische Boden mit dem der nördlich und südlich angrenzenden Gebiete nicht konkurrieren, während nach Westen hin in dieser Hinsicht ein nennenswerter Unterschied bezeichnender Weise nicht zu spüren ist. Hier liegt der Fall zum Teil geradezu umgekehrt. Und daraus ist es auch wohl zu erklären, daß sich speziell die Löninger Truhe, die wir durch Generationen hin zu verfolgen vermögen, und die unter all den eigenständigen Truhen des Oldenburger Münsterlandes sichtlich hervorsticht, all den Truhen der westlich angrenzenden Landschaft gegenüber sich entschieden überlegen erweist und einen entsprechend größeren Aktionsradius zeigt, so daß wir sie auch westlich der Grenzen des Münsterlandes noch antreffen. Zu verstehen aber ist, wie schon angedeutet, das wiederum nur aus der Tatsache heraus, daß Löningen, ebenso wie Essen, unsere beiden Hasedörfer, einen weit fruchtbareren Boden aufzuweisen hatte und eben deshalb einen größeren Reichtum und eine entsprechend reichere Kultur entfalten konnte. Handelt es sich doch hierbei ausschließlich um bäuerliche Kultur.

Was hier nur angedeutet werden konnte, wurde ausführlich behandelt in dem großen Werke über die Bauernmöbel des Oldenburger Münsterlandes, das sich augenblicklich im Druck befindet und hoffentlich allen Schwierigkeiten zum Trotz bald erscheinen kann.

Heinrich Ottenjann.

De neie Organist

„Pastohr, ick wull Se woll äben fraagen. Ick späl vandaoge to'n eersten Maol. Schall ick den Ton höger oder deeper nähmen?“

„Späl du, wat du wullt. Ick sing uck; wat ick will.“

Franz Morthorst.

Aus dem heimischen Handwerk

Es ist eine bekannte und oft bedauerte Tatsache, daß die Zeit um die letzte Jahrhundertwende mit dem breiten Aufkommen der industriellen Massenerzeugung das in unserem bodenständigen Handwerk traditionell verwurzelte und hochgezüchtete Gefühl für Materialgerechtigkeit weitgehend zerschlug. Der Stil- und Formenwirrwarr jener übersättigten Zeit trug außerdem dazu bei, das ursprünglich feine Empfinden für werkgetreue Form bzw. für gestaltete Form überhaupt von Grund auf zu zerstören.

Unser heimisches Handwerk verlor damit seinen eigenen schöpferischen Impuls. Es wurde mehr und mehr einem art- und landschaftsfremden Gestaltungswillen, im billigen Falle: der Mode, hörig. Die Folge wiederum davon war ein langsamer Niedergang des rein handwerklichen mit dem formalen Können.

Die überlieferte ehrbare Handwerker-gesinnung geriet in Mißkredit gegenüber materiellen geschäftlichen Erwägungen. Der einstige Stolz auf das wohlgeformte und solide Stück trat zurück hinter dem dafür zu berechnenden Preis. Gewissermaßen erfolgte zugunsten des Gewinnes eine Umkehrung des inneren Verhältnisses zum erzeugten Gegenstand; d. h. Güte wurde durch Menge ersetzt. Das Können hatte mehr einen geldlichen und konkurrenzlichen Sinn erfahren. Sein moralischer Selbstwert kam weniger in Betracht.

Der kritische Höhepunkt der angedeuteten formalen und moralischen Richtungslosigkeit im heimischen Handwerk wurde in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg (1914/18), als auch die Inflation auf allen Gebieten entwertend wirkte, erreicht. Dieser ist gleichzeitig gekennzeichnet durch eine entscheidende technische und maschinelle Umstellung im handwerklichen Betrieb. Neue Arbeitsweisen und gelegentlich auch schon Werkstoffe bedurften außerdem einer längeren Erprobung.

Um 1930 vollzog sich dann — zunächst auf mehr formalem Gebiete — eine gewisse Reinigung. Damals wirkte unter anderem die sogenannte „neue Sachlichkeit“ auf vielen Gebieten klärend und anregend. Das moderne Kunsthandwerk und Kunstgewerbe machte sich frei von der unfruchtbaren Nach-

ahmung vergangener Stile und Moden. Es verzichtete auf billigen Pomp und kitschige Schnörkel. Dafür versuchte es, im Anschluß an entsprechende Zeittendenzen, einen eigenen Stil zu schaffen.

Die segensreichen Wirkungen wurden auch im einfachen Handwerk bald spürbar. Ein in Werkstoff und Form geläuterter Geschmack drang langsam wieder durch. Dabei orientierte man sich mit neuen Augen an bewährten überlieferten Vorbildern alter Volkskunst. Der angemalte Schein, der bronzierte Tand, die pompöse Dutzendware, kurzum: unechtes Talmi, wurde in den Hintergrund gedrängt.

Der materialgerecht ausgeformte Ton wurde wieder ein beliebtes Material in den Töpfereien. Die schönen Buntmetalle: Kupfer und Messing, sogar das schlichte Schmiedeeisen kamen wieder als formwilliges und formbares Material zu Ehren. Die Schleiflackmode überlebte sich, und an Möbeln sowie Geschirr erlangte die natürliche Maserung und Tönung des Holzes neue

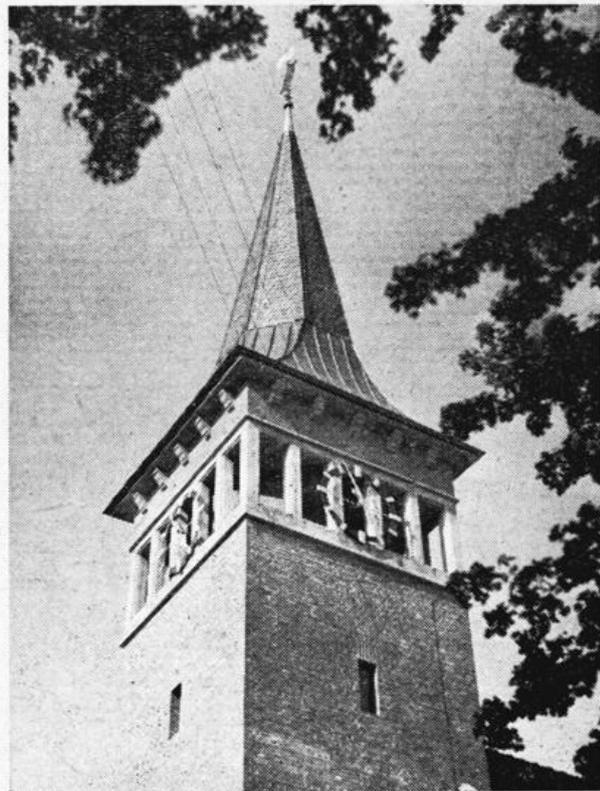


Photo: Alwin Schomaker

Kirchturm in Rüschen-dorf

formbestimmende Geltung. Seitdem ging es vielfach aufwärts, obwohl man anfänglich in einem übertriebenen Purismus weit über das Ziel hinausschoß. Solche allzu konsequenten Erzeugnisse zeigten die typischen Merkmale leeren Konstruierens und tastenden Experi-

erfüllen. Im Grunde handelt es sich hier um ein viel Zeit, Zähigkeit, Zielstrebigkeit und Klarheit erforderndes Erziehungsproblem, dessen Lösung umso schwerer ist, als es fast wieder ganz von vorne bei elementaren Gestaltungsfragen anzufangen gilt.



Der Holzschuhmacher

Photo: Rud. Engels, Cloppenburg

Wo einmal leichtsinnig und gedankenlos eine Kultur wie die unseres heimischen Handwerks — wie groß und reich sie war, zeigt das Museumsdorf in Cloppenburg, und wird das in Vorbereitung befindliche Spezialwerk über die Bauernmöbel des Oldenburger Münsterlandes von Heinrich Ottenjann imponierend zeigen — zerstört wurde, da wächst nur langsam eine neue, wenn überhaupt. Viel Schutt muß entfernt werden, ehe das junge Pflänzlein gedeiht. Es hängt im Grunde alles von der sauberen und charaktervollen Haltung ab. Sie bildet immer das unabdingbare Rückgrat jeder echten bodenständigen Gestaltung. Ihr Gedeihen kann der Mitwirkung der praktischen Heimarbeit nicht entbehren.

Wenn also der Heimatfreund bei seinen Streifen durch das Münsterland gelegentlich hier und dort verheißungsvolle Ansätze neuer Handwerkskunst entdeckt, registriert er dieselben gern. Aber die erfreuliche persönliche Kenntnisnahme allein genügt nicht. Vielmehr erscheint es als notwendig,

mentierens. Aber die Fehler und Irrwege wurden bald als solche erkannt. Am Ende gewannen maßvolle Formen und angemessenes Material doch den Sieg.

Zunächst erfaßte der neue Form- und Werkwille keineswegs die breiteren Schichten des Handwerks. Das ist auch selbst heute noch nicht ganz der Fall, wenn auch die Schulen und Lehrwerkstätten schon längst ihre diesbezügliche Aufgabe mit Geschick

solche „Entdeckungen“ ans Licht der breiteren, nicht rein lokalen, Öffentlichkeit zu stellen. Wirkliche Meisterwerke aus dem Handwerk wollen und sollen Schule machen. Sie verdienen ihren Ruf über lokale Grenzen hinaus; denn sie sind ein Ehrenzeugnis für den Auftraggeber sowohl wie den Meister selbst. Ihr Ansehen ist für unser bodenständiges Handwerk eine Legitimation und eine Anregung zugleich.

Alwin Schomaker

Vom Hüttejungen zum Bankdirektor

Franz Landwehr wurde am 7. Mai 1855 in Bokern bei Lohne geboren. Er war ein Sohn kleiner Leute und ohne Vermögen, aber begabt. Doch da seine Eltern mittellos waren, konnten sie ihrem Sohn keine höhere Ausbildung geben. Franz Landwehr mußte sich mit einfacher Volksschulbildung begnügen und schon früh an Gelderwerb denken, um zum Unterhalte der Familie nach Kräften beizusteuern. Noch Volksschüler, verdiente er zur Sommerzeit schon einiges Geld als Hüttejunge der Viehherde eines größeren Bauern seines Heimatortes. Der Schule entwachsen, trat er, wie so mancher Lohner Junge, als Lehrling in eine Tabakfabrik ein.

Aber er strebte nach Höherem. Deshalb entschloß er sich, sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte, als Militäranwärter beim Heere einzutreten.

Nachdem er den Zivilversorgungsschein erhalten hatte, wurde er Strafanstaltsaufseher in Vechta. Hier lenkte er wegen seines Eifers und seiner Zuverlässigkeit alsbald die Aufmerksamkeit des damaligen Anstaltsarztes Medizinalrats Dr. Burwinkel auf sich. Dieser veranlaßte den Anstaltsdirektor, ihm den Franz Landwehr als Heilgehilfen zuzuteilen. Dr. Burwinkel hätte keinen besseren Gehilfen finden können. Nicht nur erfüllte Franz Landwehr seine Aufgaben aufs genaueste, er machte sich auch Aufzeichnungen über seine Tätigkeit und schrieb gern selbst Krankenberichte, um seinen vielbeschäftigten Vorgesetzten zu entlasten. (Dr. B. war auch gleichzeitig Amtsarzt und übte obendrein eine ausgedehnte Privatpraxis aus.)

Als um diese Zeit in Verbindung mit den Strafanstalten ein Erziehungshaus für verwahrloste Knaben eingerichtet wurde, trat Landwehr zu dieser Anstalt über und fand so reichlich Gelegenheit, sich erzieherisch zu betätigen.

Doch alles dies genügte seinem Aufwärtstreben nicht. Als 1890 eine Sekretärstelle beim Bischöflichen Offizialat frei wurde, bemühte er sich darum und erhielt sie. Damit war sein Lebenslauf in eine neue, erfolgreiche Bahn geleitet, die ihn rasch aufwärts führen sollte. In den 90er Jahren entstanden nämlich die Spar- und Darlehnskassen, nach

ihrem Begründer anfangs Raiffeisenkassen genannt. Das Offizialat, wie überhaupt die Geistlichkeit, suchte diese Einrichtung nach Kräften zu fördern, da sie darin ein Mittel erblickte, auch dem kleinen Mann billigen Kredit zu verschaffen.

Das Offizialat beauftragte seinen tüchtigen Sekretär mit der Förderung dieser Einrichtung. Damit hatte Franz Landwehr seine Lebensaufgabe gefunden. Dank seiner hervorragenden Begabung gerade auf diesem Gebiete arbeitete er sich rasch in die neue Materie ein und durchzog alsbald als Wanderredner das ganze Münsterland, um überall für die Idee zu werben und neue Kassen zu gründen. Da Landwehr über eine hervorragende Rednergabe verfügte, hatte er gute Erfolge, und bald gab es kaum noch eine Gemeinde, in der sich keine Darlehnskasse befand. An den meisten Gründungen ist Franz Landwehr beteiligt gewesen.

Die Leitung der Vechtaer Sparkasse übernahm er selbst und brachte sie in seiner Wohnung unter (auf dem Klingenhagen, wo sich jetzt das Antoniushaus befindet). Daß die Kasse unter Landwehrs Verwaltung rasch aufblühte und in kurzer Zeit einen großen Umsatz erreichte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Und doch sollte Landwehr diesem Bankinstitut auf die Dauer nicht treu bleiben. Im Jahre 1900 gründete die „Oldenburger Bank“ in Vechta eine Filiale und errichtete in der Nähe des Marktplatzes ein hübsches Bankgebäude (jetzt „Oldenburgische Landesbank“). Die Leitung der „Oldenburger Bank“ setzte alles daran, den bewährten Fachmann Landwehr als Filialleiter zu gewinnen. Dieser folgte dem Rufe und brachte das neue Bankinstitut in kurzer Zeit zu hoher Blüte.

Damit gewann Franz Landwehr neuen Ruhm als erfolgreicher Geschäftsmann. Es kann darum nicht wunder nehmen, daß Vechta, als um diese Zeit die „Oldenburgische Handelskammer“ ins Leben trat, ihn neben dem Brauereibesitzer Hermanns als ihren ersten Vertreter in diese Körperschaft entsandte.

Die „Oldenburger Bank“ hat bekanntlich als selbständiges Geldinstitut nicht lange bestanden. Sie wurde alsbald von der



„Darmstädter- und Nationalbank“ in Bremen übernommen, und damit trat auch Landwehr in den Dienst dieses großen und angesehenen Bankinstitutes, das zu den bedeutendsten Bankunternehmen im damaligen Deutschland zählte.

Auch die neue Direktion erkannte alsbald die hervorragende Begabung ihres Vechtaer Filialleiters und beförderte ihn schon nach ganz kurzer Zeit zum Direktor ihrer Filiale in Osnabrück. Hier hatte Landwehr endlich einen Wirkungskreis gefunden, der seiner zweifellos überdurchschnittlichen Begabung entsprach. Es ist glaubwürdig versichert worden, daß unter Landwehrs Leitung innerhalb weniger Jahre der Umsatz der Osnabrücker Filiale auf das Zehnfache angestiegen sei.

brücker Filiale auf das Zehnfache angestiegen sei.

Auch als Privatmann genoß Landwehr in seinem neuen Heimorte ein großes Ansehen. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß seine Laufbahn noch höher hinaufgeführt hätte, wenn ihn nicht ein jäher Tod mitten aus seinem emsigen Schaffen gerissen hätte. Eine Blutvergiftung raffte ihn in der Blüte der Jahre dahin.

Ein Aufstieg vom Hütejungen zum angesehenen Bankdirektor ist immerhin eine Laufbahn, die wohl als bemerkenswert bezeichnet werden darf.

Georg Reinke

ACHTERN STICKEL

Wo Tackeldraocht an hoge Fuhren
Woll dartigmaol üm't Laoger löpp,
Wo'n fremden-Posten steiht tou luren
Un manchmaol ok sin Go-on! röpp;
Wo achtern Draocht up Sand so maoger,
Dei brun un gröinen Telten staobt,
Dor is us Kriegsgefangenlaoger
Mit all sin Kummer un Verdraocht.

Doch in een Telt, dor werd noch sungem
Tou alle Tid un alle Stunn;
Dor hefft sick Ollenborger Jungen
Un noch so'n poor von'n Hümmling fun'n.
Sei singt von'n Groffschmid un sin Willen,
Vertelt sick Dönkes fin un groff,
Un jeder denkt dorbi in stillen
An Frou un Kinner, Hus un Hoff.

Un Sönndaogs, woll tou Aowenstunne,
Dat is 'ne hoge, hillge Tid,
Dann klingt ut't Telt, von Mund tou Munne
Ehr olle Ollenborger Lied:
Von Braohm un Barken, Appelböhme,
Von hoge Aowers, dwarsk dör't Land,
Un dann ligg jeder lang un drömet
Von't leiwe Ollenborger Land.

Tou morgen werd dei Burn entlaoten
Nao Wisk un Holt, nao Ploug un Perd,
Min leiwe Frou, kannst du dat faoten,
Wie sick min Hart in'n Liewe kehrt?
Sei treckt hendaol, un ick bliew trügge,
Sei sünd vull Freid un ick vull Leid,
Sei wiest dei Fremde nu den Rüggen,
Un mi stiggt in dei Ougen heit.

Un doch, min Deern, ick will nich klaogen,
Ick bin ja noch so jung un risk,
Du un min Mudder söllt nich zaogen,
Ick kaom jou wedder, 't is gewiß.
Un bin ick trügg, touletzt in Loopen,
Du steihst vör't Hus, so schlank un fin,
Dei Kinner kaomt mit Schrei'n un Roopen.
Wi seggt touglik: Ick bin ja din!

Franz Fortmann-Löningen.

Ein Bauernhaus aus dem 16. Jahrhundert

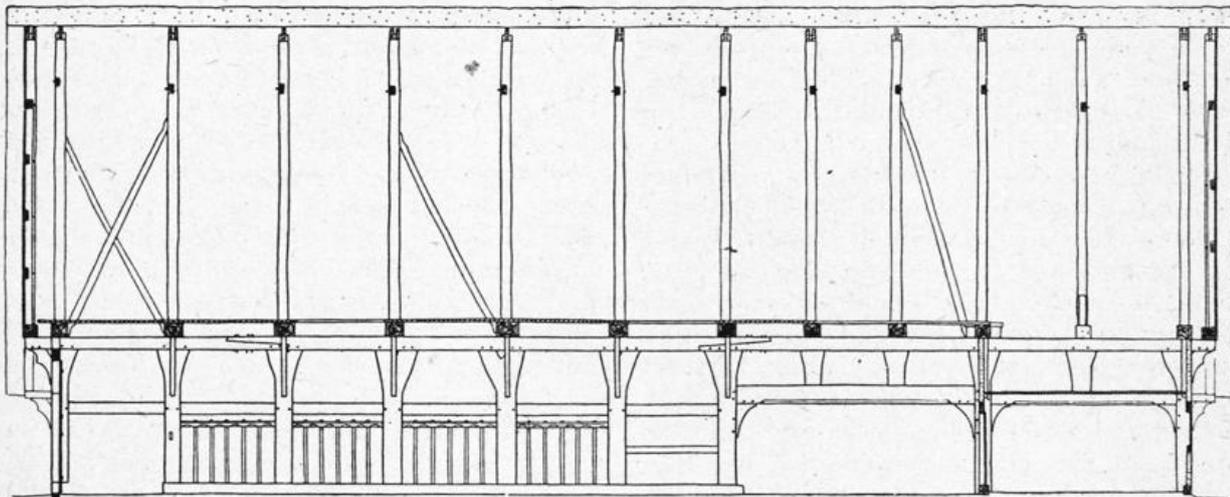
In Bünne bei Dinklage steht auf dem Hofe Große Wehrmann, unmittelbar an der Grenze zwischen dem Münsterland und dem Artland, ein Haus, das zu den ältesten Bauernhäusern unserer weiteren Heimat gehört. Wer im benachbarten Wehdel die prächtigen und aufwändigen Artländer Häuser gesehen hat, wird dem Wehrmannschen Hause mit seinem schlichten Fachwerk kaum Beachtung schenken, und doch ist es für die Erforschung des Bauernhauses überhaupt von besonderer Bedeutung, da es uns Kenntnisse von der Bauweise einer Zeit vermittelt, aus der es nur noch wenige so gut erhaltene Bauten gibt.

Es hat eine Länge von fast 26 Metern und umfaßt 11 Fache, wovon 6 auf die Diele, 3 auf das Flett und 2 auf das Kammerwerk entfallen. Seinem Aufbau nach ist es ein Zweiständerhaus, d. h. sein tragendes Gefüge besteht aus zwei Ständerreihen. Die Ständer stehen auf Schwellen und werden oben von Rähmen zusammengehalten. Darüber liegen quer zum First die Balken, die auf ihren Enden die Sparren tragen. Im Flett fängt auf beiden Seiten ein starker Riegel zwei Ständer ab. Alle Teile des Gefüges bestehen aus kräftigem, kernigem Eichenholz, dem man das hohe Alter noch nicht ansieht.

Da keine Inschrift das Erbauungsjahr überliefert hat, muß das Alter des Gebäudes durch Vergleiche mit datierten Häusern ermittelt werden. Zum Vergleich bietet sich zunächst das Haus des Hofes Kleine Wollermann in Grönloh an, das kaum zwei Kilometer vom Hofe Gr. Wehrmann ent-

fernt steht und seiner Inschrift nach im Jahre 1584 erbaut worden ist. Beide Hausgefüge gleichen sich fast vollkommen, jedoch hat das Grönloher Haus nur eine vier Fache lange Diele, aber sein Flett ist auch schon drei Fache tief. Bei beiden Häusern stehen die Sparren noch unmittelbar auf den Balkenenden. Bei allen späteren Bauten dieses Gebietes stellte man die Sparren auf besondere Längshölzer, die Sparrenschwellen genannt werden. Auf hohes Alter läßt der Querschnitt durch die Ständer schließen. Im Laufe der Zeit ging man nämlich dazu über, die Ständer immer breiter, aber flacher zu schneiden. So erreichten die Ständer des berühmten Quatmannshofes doch eine Breite von 60 cm bei einer Dicke von nur 20 cm. Beim Wehrmannschen Hause sind die Ständer noch bis 28 cm dick, aber durchschnittlich nur 40 cm breit.

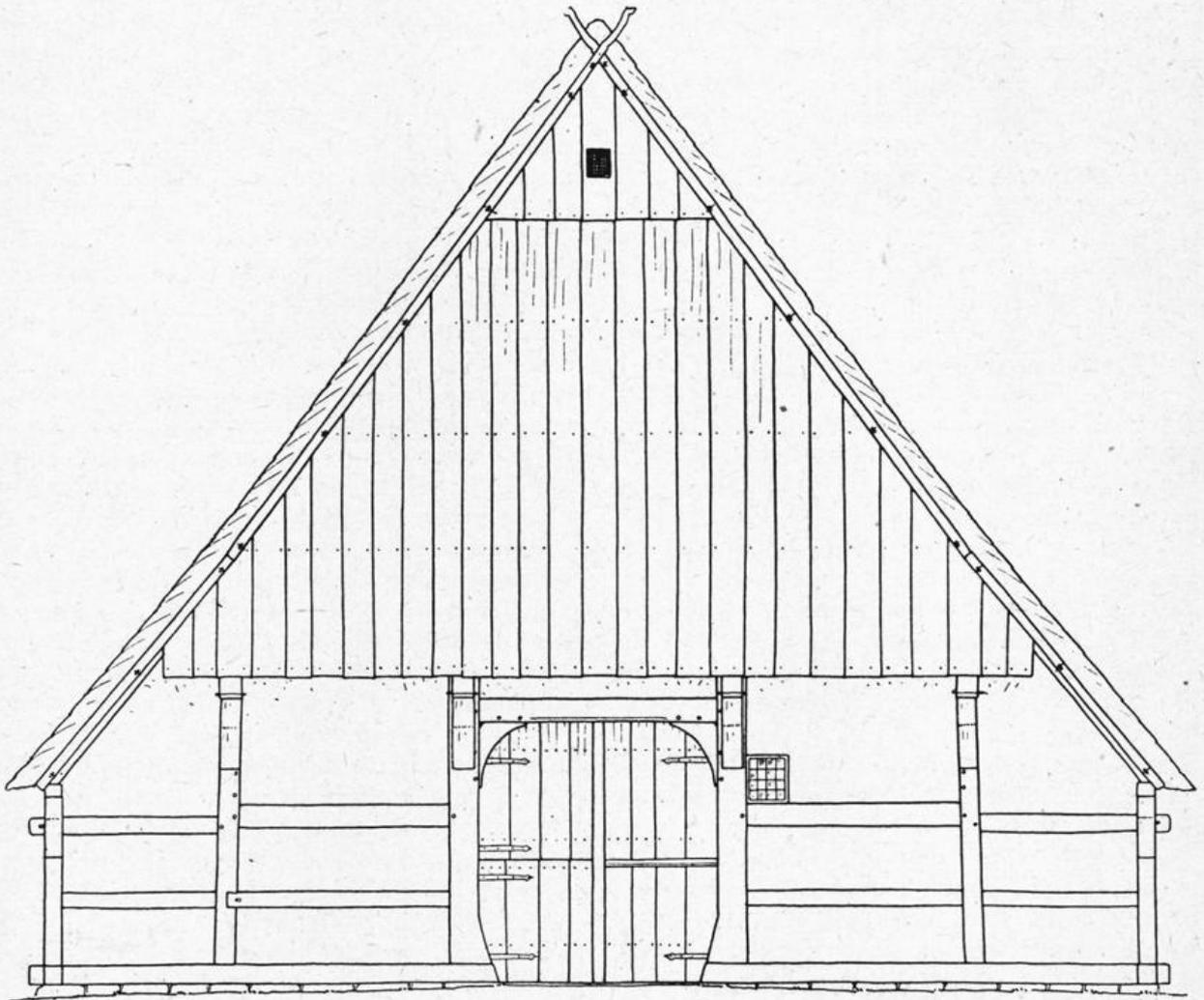
Am aufschlußreichsten für die Altersbestimmung ist die äußere Fachwerkgestaltung. Das Fachwerk ist äußerst spärlich und weitmaschig. Als es erstellt wurde, hatte man noch nicht das Bestreben, den Holzreichtum des Bauwerkes auch öffentlich zur Schau zu stellen. Eigentümlich schwach erscheinen in den Giebeln gerade die Hauptständer, die dem inneren Gefüge entsprechen. Man hat sie noch genau wie die übrigen Ständer im Innern mit der Breitseite zu einander gekehrt. Erst im 17. Jahrhundert beginnt man hier, in jedem Fall die Breitseite der Ständer nach außen zu stellen. Die Zahl der Außenständer ist auf die unbedingt erforderliche beschränkt. Nur wenige Riegel verbinden die



Längsschnitt des Bauernhauses

Ständer, die unteren schwächeren Riegel sind nicht beim Abbund mit verzimmert, sondern erst nach dem Aufstellen des Ständerwerkes mit sog. Jagzapfen eingetrieben oder eingejagt, z. T. auch einseitig angeblattet. Das entspricht noch ganz der mittelalterlichen

Die Giebelflächen des Dachraums sind noch nicht wie bei den Häusern des 17. und 18. Jahrhunderts durch Vorkragungen gegliedert, sondern ganz schlicht mit Planken verkleidet. Der Plankengiebel ruht auf den vorstehenden Köpfen der Rähme bzw. auf



Vordergiebel des Bauernhauses

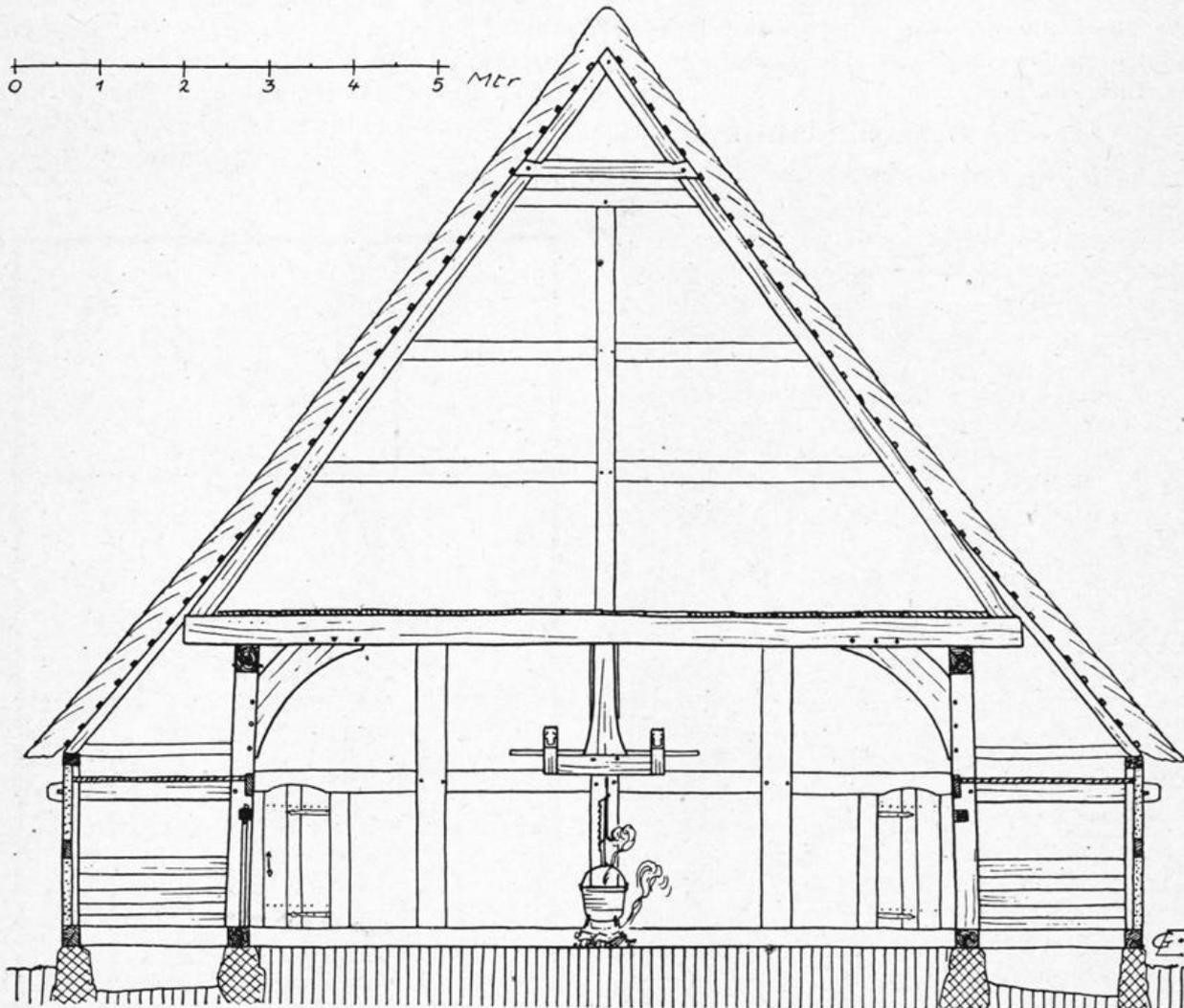
Baugewohnheit, die Riegel, die konstruktiv keine Rolle spielen, sondern nur der gezäunten Lehmwand Halt geben sollen, in das bereits aufgerichtete Gerüst einzufügen. Die Kopfbänder, die Ständer und Balken miteinander aussteifen, bleiben in den Giebeln unsichtbar, da sie nicht bündig mit der Außenwand eingesetzt sind, sondern hinter der Wandfüllung liegen. So entsteht nach außen hin ein völlig strebenfreies Fachwerk, das nur aus senkrechten und waagerechten Hölzern zu bestehen scheint. Der Torsturz des Grönloher Hauses von 1584 ist bereits in Form eines Halbbogens ausgeschnitten, hier zeigt der Torsturz noch die einfachere Art, er besteht aus einem waagerechten Holm und zwei Kopfbändern.

kurzen, eigens dafür eingesetzten Hakenbalken. Rähmköpfe und Hakenbalken weisen an der vorderen Unterkante eine kleine eingeschnittene Rolle auf. Unterstützt werden die vorkragenden Hölzer von kräftigen, doppelt gekehlten Knaggen. Dieses einfache Knaggenprofil spricht ebenfalls dafür, daß das Wehrmannsche Haus älter ist als das in Grönloh; denn dort sind die Knaggen aus dem Jahre 1584 viel zierlicher ausgeschnitten. Das Haus wird etwa um 1560 entstanden sein. Es ist uns ein Beweis dafür, daß die Bauernhäuser unserer Heimat vor 400 Jahren im wesentlichen schon die gleiche Gestalt und Raumgliederung wie die noch in größerer Zahl erhaltenen Bauten des 18. und des beginnenden 19. Jahrhun-

derts aufwiesen. Die Bauernhäuser hatten bereits damals ein Kammerfach, das auch in der Regel wohl schon eine heizbare Stube enthielt. Das Flett mit seinen Luchten war im Gegensatz zu anderen Landschaften schon voll ausgebildet. Der Unterschied zwischen

offen. Das Sparrenpaar im Kammerwerk steht hier auf kurzen, von Kopfbändern unterstützten Balkenstücken, damit kein störender Balken den Bodenraum durchquert.

Die Seitenwände des Hauses sind im vorigen Jahrhundert in engerem und



Querschnitt des Bauernhauses

den Häusern des 16. Jahrhunderts und den späteren ist im Grunde nur ein oberflächlicher im eigentlichen Sinne des Wortes; denn er beschränkt sich auf die reichere Fachwerkgestaltung. Dabei ist natürlich an die Einrichtung des Wohnteils im einzelnen nicht gedacht. Im Inneren erfuhren die Bauernhäuser im Laufe des 17. Jahrhunderts nur eine raumgreifende Verbesserung, das war die Einrichtung eines geschlossenen Zwischenbodens über den unteren Räumen des Kammerwerkes. Diesen Zwischenboden, mit dem eine Erhöhung des Kammerwerkes verbunden ist, kannte das Bünner Haus in seiner ursprünglichen Gestalt noch nicht. Der eingetieftete Boden über den Räumen des Kammerwerkes war bis zum Dach hinauf

schwächerem Fachwerk erneuert. In neuerer Zeit ist noch einiges im und am Hause geändert. Die starken Riegel, die im Flett die Ständer abfangen müssen, wurden gelegentlich eines Kucheneinbaues heraufgesetzt, der Wohngiebel erhielt einen schmalen Ausbau, und die Giebelverbretterungen wurden erneuert. Nach Abstrich dieser Veränderungen bietet das Haus noch ein lebendiges und eindrucksvolles Bild von der einfachen, aber durchaus schon hochentwickelten Bauweise unserer Vorfahren. Die Lebensdauer und der vorzügliche Erhaltungszustand sind Beweis genug dafür, daß sie zu bauen verstanden und gediegene und werkgerechte Arbeit leisteten.

Gerhard Eitzen.

Ein aktenmäßig verbürgter Grundriß eines sog. niedersächsischen Bauernhauses

Herrn Schulrat Hachmöller in Cloppenburg verdanke ich eine Urkunde, die mir für die Hausforschung von größter Bedeutung erscheint. Sie sei daher vorweg wortwörtlich hierhergesetzt:

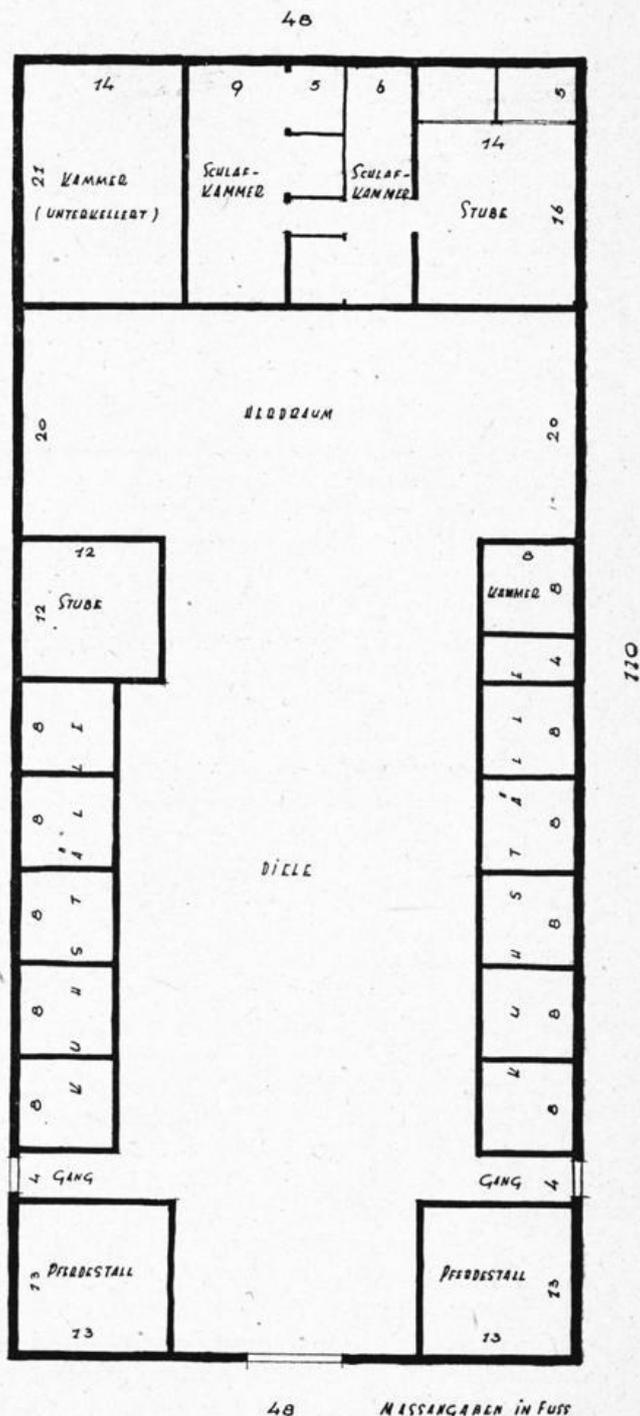
Extractus Protocolli Notarialis

Anno 1800 den 14ten Decembris erschienen vor mir Notarius in der unten benannten Zeugen Gegenwart der ehrsame Zimmermeister Weßel Seelhorst aus'm Kirchspiel Dincklage einer, und Zeller Johan Arend Ording aus Meschendorff Kirchspiels Lohne anderer Seits.

Ersterer Weßel Seelhorst zeigte darauf wohlbedächtlich an, daß, da ernannter Mitcomparsens Ording ein neues Erbhaus erbauen zu lassen gesinnet wäre, und ihm daher begehret hätte, solches gegen Bezahlung zu verfertigen, er solches übernommen und deshalb mit demselben folgender Maaßen Contrahiret hätte, und hiermit nochmals contrahirte:

1. Er Meister Seelhorst hätte versprochen und versprach nochmals dem ernannten Zeller Ording zu verfertigen ein neues Erbhaus von Hundert und Sechszehn Fuß lang und Acht und Vierzig Fuß breit, a. hinten in solchem Hause rechterhands einen Keller und darüber eine Kammer beides von Ein und Zwanzig Fuß lang und Vierzehn Fuß breit, b. Seitwärts daran eine Schlafkammer von gleicher Länge und 9 Fuß breit, c. daneben an eine Schlafkammer von 6 Fuß breit und davorüber eine Bettstelle, zwischen welchen beiden (den Kammern?) aber ein Gang mit zwey Thüren bliebe, sodan d. daran als in der linken Eckseite die große Stube von Sechszehn Fuß lang und so breit, wie dan da in der Ecke noch der Raum seyn würde, hinter welchen Stuben dan noch fünf Fuß in der Länge zu zwey Bettstellen bleibe, e. an jeder Seite des Hauses gegen den Feuer-Herd über ein Mansedel von Zwanzig Fuß lang, f. rechterhands im Hause unter dem Mansedel eine Stube von zwölf Fuß ins Quadrat, g. daran nach unten hin Fünf Kuhställe jeden von acht Fuß ins Quadrat, worunter dan ein Raum von Vier Fuß zu einem Gange quer durchs Hauß bleibe, wes behuefs an jeder Seite des Hauses eine Thür gemacht würde, h. unter solchem Raume zum Gange als vorn im Hause an jeder Seite einen Pferdestall jeden von

Dreyzehn Fuß ins Quadrat, sodan i. an der linken Seite im Hause oben am Mansedel eine Kammer von acht Fuß ins Quadrat, k. darunter einen kleinen und fünf größere Kuhställe, letzere jeden von gleicher Größe. Worüber er Seelhorst dem Ording zugleich eine Karte oder Riß überreichte, nachdem



Rekonstruierter Grundriß des Ording-Hachmöller'schen Bauernhauses

ich Notarius die Überreichung selbstständig darauf notiret hätte, jedoch versprach er Seelhorst alles dieses nur aus des Zellern Ordings eigenen Holze zu verfertigen, als welches derselbe ihm dazu anzuweisen habe. Was nun l. die Dicke des Holzes deren Ständer, Reden und dergleichen auch die Dichtheit oder die Entfernung derselben eines von dem anderen betrifft so versprache er Seelhorst solche so dick und dicht zu machen als Ording es verlange und ihm das Holz dazu hergäbe, sodan m. übernahm er Seelhorst den Balken oben von hinten bis zum Ohrhahl, wie auch die Kammer übern Keller und alle Bühnen über die Stuben und Kammeren mit Dielen zu belegen und zu federn, jedoch liefere Ording ihm die Dielen dazu, sodan n. versprach er Seelhorst alle Schreiner-Arbeit am Hause als Thüren und Fensterramen, und zwarn in der Brandscherung wie auch vor die Bettstellen perneel Thüren so viel als nötig auch alle andere Thüren zu verfertigen.

2. Für welch alles ernentter Ording ihm Seelhorst zu zahlen versprochen hätte, und nochmals versprach Dreyhundert Reichstaler in gangbarem Gelde, wovon nächstkünftigen Ostern Fünzig Reichstaler, zur Zeit wan der Stapel fertig seyn würde, wieder Fünzig Reichstaler, wan darin die Früchte gefasset werden können Hundert Reichstaler, und wan alles obiges fertig seyn würde, die letztere Hundert Reichstaler gezalt werden solten. Wobei noch

3. er Meister Seelhorst übernahm, daß wenn Ording noch ein oder anderes von Kammeren, Stuben oder Ställen etc. in solchem Hause anders als oben bemerkt, gemacht haben wolle, er solches, ohne den Lohn zu verhöhen, nach des Ordings Belieben verfertigen wolle.

Mitcomparens Zeller Johan Arend Ording acceptirte obige Recognition in allen Punkten.

Beide Teile versprachen demnach bei Verband ihrer sämtlichen Haab und Güter diesen Kontrakt stetshin fest zu halten, begaben sich des Endes allen dawider dienen könnenden Einreden und Rechtswohltaten, insbesondere der Verletzung über die Hälfte und stipulirten darüber zu meinen (des Notars) Händen.

Geschehen Vechte in Merz Hause in meiner (des Notars) Schreibstube in Gegenwart des Herrn Notarii Anton Koeniger dahier und des Dominici Heckmann aus Meschendorf als dazu erbetener Zeugen.

In fidem promissorum ac pro Extractu Protocolli mei scripsi Subscripsi ac Subsignavi.

Joannes Henricus Josephus Berding
Notarius.

Zu dieser Urkunde, die das um 1800 erbaute Ording-Hachmöllersche Haus in Märschendorf in der Gemeinde Dinklage betrifft, das aber leider nicht mehr existiert, ist vom Standpunkt des Hausforschers aus folgendes zu bemerken:

Aus der Urkunde geht einwandfrei hervor, daß der Zimmermann, der ehemals das Haus baute, dem Bauherrn zwar keine Zeichnungen vorlegte, wie wir sie heute von einem Architekten erwarten, wohl aber einen Grundriß. Ob das freilich in allen Fällen geschah, ist noch eine Frage. Von einem Aufriß scheint man gänzlich abgesehen zu haben. Von irgend welchen weiteren Zeichnungen kann erst recht keine Rede sein. Der Baugedanke, den das sog. Niedersachsenhaus, das niederdeutsche Hallenhaus, wie die Hausforscher es heute zu benennen vorziehen, verkörpert, lag seit Jahrhunderten so fest, daß man sich an Hand eines Grundrisses ausreichend zu verständigen vermochte. Wesentlich aber war, was den Grundriß betrifft, wieviel Fach das Haus zählte. Die kleinsten waren sog. „Dree-“ und „Veerfackshüser“. Dabei handelte es sich natürlich schon um Heuerhäuser, die sich aber grundsätzlich nicht von den Bauernhäusern unterschieden. Im übrigen rechnete man selbstverständlich nach Fuß. Wenn wir aber die in der Urkunde angegebenen Längenmaße zusammenrechnen, kommen wir nicht auf die eingangs angegebenen 116, sondern nur auf 110 Fuß. Man könnte nun glauben, es seien für die Mauern, d. h. die Giebel- und Zwischenwände, insgesamt weitere 6 Fuß hinzuzurechnen. Das scheint indes nicht der Fall zu sein. Absolute Klarheit aber wäre hierüber zu gewinnen, wenn die hinsichtlich der Breite verzeichneten Maßangaben vollständig wären. Da das aber nicht der Fall ist — von der großen Stube heißt es u. a. nur, daß sie so breit sei, wie dann da in der Ecke noch der Raum seyn würde — bleiben gewisse Zweifel. Immerhin dürfte der beigefügte, aus den in der Urkunde gemachten Angaben rekonstruierte Grundriß — der Urkunde liegt ein Grundriß leider nicht bei — mit einiger Wahrscheinlichkeit die tatsächlichen ehemaligen Verhältnisse wiedergeben.



Auffallend ist, daß, was man üblicherweise als links bezeichnet, hier rechts heißt und umgekehrt, daß mit anderen Worten diese Bezeichnungen nicht gewählt sind vom Standpunkt dessen, der vor dem großen Einfahrtstor steht, vielmehr vom Standpunkt dessen, der von der Herdstelle aus zum Einfahrtstor schaut. Jedenfalls versichert Schulrat Hachmöller, der das 1941 abgebrannte Bauernhaus noch gut kannte, daß die tatsächlichen Verhältnisse einst so lagen. Das Kammerfach dieses Hauses zeigt große Verwandtschaft mit dem des Haakenhofes, der im Museumsdorf neu errichtet wurde, wenn auch Unterschiede nicht zu leugnen sind. Bemerkenswert ist, daß die beiden Unterschläge des Herdraumes die Bezeichnung „Mansädel“ tragen, während sonst nur der Unterschlag, in dem der lange Tisch steht, so genannt wird, während der gegenüberliegende Unterschlag allgemein als „Waskort“ oder „Waskhoek“ bezeichnet wird. Der Wirtschaftsteil des Ordingschen Hauses entspricht hinsichtlich seiner Gliederung im wesentlichen dem des Quatmannshofes. Wie im Quatmannshof springt im übrigen in dem in der Urkunde beschriebenen Hause auch nur auf einer Seite eine Stube gegen die Diele vor. Hier wurde also die im wesentlichen, fast möchte man sagen ängstlich durchgeführte Symmetrie preisgegeben. Daß der Zeller Ordning selbst das Holz für sein Haus lieferte, nimmt uns nicht wunder, eher, daß der Bauer die Stärke der einzelnen Hölzer (mit den

„Reden“ [= „Reien“] sind offenbar die Riegel gemeint) und ihren Abstand voneinander bestimmte. Zu beachten ist, daß es in der Urkunde nicht „oben“ und „unten“, sondern „hinten“ und „vorn im Hause“ heißt. Unter „Ohrhahl“ ist die Luke zu verstehen. Es ist bekannt, daß der Balkenbelag, d. h. die über die Balken gelegten Diele, nur oben im Hause, und zwar meist nur über dem Herdraum (Flett), gefedert wurden, nicht aber unten im Hause, ja meist über der ganzen Diele nicht, wohl aber wiederum zwischen den Pferdeställen, natürlich auch über allen Stuben und Kammern sowie über dem Keller. Wichtig ist ferner zu merken, daß der Zimmermann auch alle Schreinerarbeiten lieferte, sämtliche Türen und Fenster fertigte, auch die Durktüren — perneel = Paneel) Türen —. Unter „Brandscherung“ ist die Herdwand zu verstehen. Eine Trennwand zwischen Flett und Diele gab es im Ordingschen Hause ursprünglich offenbar nicht, also auch keinen Schornstein. Es stellte vielmehr noch ein Rauchhaus dar. Interessant ist es auch zu wissen, daß das ganze Haus, und zwar offenbar nur an Lohn, 300 Reichstaler kostete; denn die Verpflegung wurde bekanntlich nicht in Anrechnung gebracht.

Aus allem ist zu ersehen, wie wichtig Urkunden der beschriebenen Art für den Hausforscher sind, und wie wertvoll es wäre, wenn man ihm weitere derartige Schriftstücke zuleitete.

Heinrich Ottenjann.

Dat Verspräken

Dai meisten Ollern könt der'n Lied van singen, wat sai sick vör Sorgen maakt üm ehre Kinner, dat sai in dai Schaule gaut mitkaomt. Mit den Bur sien öllsten Saohn stünt dat uck man schlecht. Wenn dat Wiehnachtstügnis schlecht utfüllt, sull hai Ostern woll sittenbliewen. Dai Bur köm up den Gedanken, up siene Aort un Wiese son bäten naughtauhelen. Hai nöhm sienen Jungen vör un segg tau üm: Du moß di mehr Meite gäwen, üm mittaokaomen. So gaiht dat nich mit di. Dann wull ick di noch seggen: Wenn du ais Gelägenheit hest, allain mit dien Lehrer tau spräken, dann fraog üm ais, off hai woll Meenung för ne gae Wiehnachtsgoos heff. Dien Vaoder wull üm dai recht günstig gäwen. Dai

fetten Gööse wüdden üm düsse Tied verköfft. Dai Junge köm mit en taustimmen den Beschaid wedder. Dat Tügnis füllt nich so schlimm ut, as dai Bur dacht ha. Hai dachte, dat künn uck woll an den Jungen liggen. Dai Goos, dai hai den Lehrer anbaon ha, köm aower nich bi üm an. So günk dat düt Jaohr aohne Wiehnachtsgoos. Dai Lehrer kunn et aower nich laoten, bi Gelegenheit den Jungen tau fraogen: Sägg ais, Junge, wo is dat mit dai Goos gaohn, dai dien Vadder mi anbaohn heff? Up dai Fraoge geef üm dai Junge ganz truhartig dai Antwort: Dai Goos, Herr Lehrer, wör krank, aower sai is wedder bäter waorn.

Bernard Becker

Ein heimatkundlicher Ausflug

Ausflüge und Reisen mit der Eisenbahn oder bequemen Omnibussen sind heutzutage wieder etwas Selbstverständliches. Noch vor wenigen Jahren aber war das ganz anders. Wir vergessen es viel zu schnell. Wie war es doch zum Beispiel noch vor fünf Jahren? Das gesamte Verkehrswesen lag infolge der verheerenden Zerstörungen des Krieges völlig danieder. Omnibusse gab es kaum. Sie hätten wegen des Benzin- und Materialmangels auch sowieso nicht fahren können. Längere Reisen stießen im allgemeinen auf schier unüberwindbare Schwierigkeiten. Damals bedeutete es für die Kinder auf dem Lande schon ein außerordentliches Erlebnis, aus der Heimatgemeinde überhaupt einmal herauszukommen. Wie groß aber war erst die Freude, wenn es dem Lehrer trotz aller Hemmnisse gelang, einen ganztägigen Schulausflug mit einem ganz gewöhnlichen Lastkraftwagen zu organisieren! Wer solches unternahm, lud eine große Verantwortung auf sich. Aber manche Lehrer wagten es trotzdem. Von solch einem Ausflug wird hier berichtet. Er verlief im wesentlichen genau so, wie es im folgenden beschrieben ist. Versetzen wir uns also zurück in die ersten Nachkriegsjahre, und laßt uns diesen Ausflug in Gedanken nacherleben! Wenn du, lieber Leser, auch nicht dabei warst — vielleicht machst du bei dieser Gelegenheit doch auch einen schönen und interessanten heimatkundlichen Ausflug. —

„Wi moakt 'n Utflug noa Ollnborg! Mit'n Lastauto! n' ganzen Dag!“ Mit diesem Jubelruf stürmen eines schönen Sommertages im Jahre 1946 die Jungen und Mädchen der Oberstufe der Volksschule in W., einer verkehrsabgelegenen und ziemlich einsamen Bauerschaft auf der südoldenburgischen Geest in der Nähe von Visbek, nach Hause und versetzen schon wochenlang vor dem ersehnten Wandertag die Gemüter von jung und alt in erwartungsfrohe Erregung. Endlich, alles ist emsig vorbereitet worden, und während des Unterrichtes herrschte die ganze Zeit über gespannteste Aufmerksamkeit, bricht der Freudentag an. Mit allerlei bäuerlichen Nahrhaftigkeiten wohl versehen, als gelte es, nicht einen Tag, sondern viel länger der häuslichen Geborgenheit fernzubleiben, er-

klettert die erlebnishungrige Schar den bereitstehenden Lastwagen. Die mächtigen Kronen der Hofeichen leuchten hell in der Morgensonne und künden einen heißen Tag. Rasch gleiten die locker gelegenen Gehöfte an dem ratternden Gefährt vorüber. Bald schon entschwinden die vereinzelt zwischen dem dunklen Grün der Gartenhecken und Hofwaldungen hervorlugenden Fachwerkwände und Stroh- und Ziegeldächer der niedersächsischen Bauernhäuser den Blicken der Vorwärtsdrängenden.

Wie in einem Wald, so liegt das Heimatdorf, ein schöner alter Drubbel, nun jenseits des Esches. Lang- und schmalparzellig zieht sich dieses uralte Roggenland weit an den sanften Hängen einer trockenen Bodenwelle hin. Fruchtschwer neigt das fast unübersehbare Meer der Roggenhalme seine Ähren und wogt leicht im frischen Wind. In den baumwallumgebenen Kämpfen am Rande des Esches stehen Futterpflanzen und Hackfrüchte in üppigem Grün. Vor der nächsten Straßenbiegung schweift der Blick noch einmal flüchtig zurück, dann geht es mit lautem Hallo vorbei an mehreren Neusiedlungen und Einzelhöfen dem weithin sichtbaren Visbeker Kirchturm entgegen. Unter fröhlichem Hurra quert der Wagen auf enggewundener Straße inmitten des dicht gebauten Kirchdorfes das Tal des Visbeker Bruchbaches. Es ist bereits hier, kurz unterhalb seines Ursprungs, tief eingeschnitten und ziemlich breit ausgebildet.

Nachdem Visbek, einstmals eine der bedeutendsten Klostersiedlungen des deutschen Nordwestens, durchfahren ist, dauert es nicht lange, da ruft ein munterer, flachköpfiger Junge verwundert: „Nu kiek doch eis denn Roagn! Dei is ja man half so hoch as use!“ Erstaunt bestätigen die anderen Kinder diese alarmierende Feststellung. Auch der Lehrer wird aufmerksam. Als er nun die Kinder durch beredete Handbewegungen und lautes Rufen auf die beiderseits der Straße deutlich zu erkennen den Dünen und Flugsande hinweist, wobei ihm durch den heftigen Fahrtwind und das stoßende Rütteln unter allgemeinem Jubel beinahe der Hut vom Kopfe fliegt, da werden plötzlich wesentliche heimatkundliche Zusammenhänge klar. Jetzt sieht jeder, was sich in der Schulstube keiner so recht hatte vorstellen können: Die nördliche



Grenze des fruchtbaren Goldenstedter Flott-sandgebietes mit seinen schweren, feinsandig-lehmigen Böden und rötlicher Färbung der löbartigen oberen Bodenschicht ist überschritten — das ziemlich unfruchtbare, trockene, weiß- und grausandige Ahlhorner Dünen- und Flugsandgebiet, das Kernstück der einstigen Garther Heide, ist erreicht. Deshalb also dort wenig Wald, viel Ackerland, reiche Bauerschaften und üppige Apfelbäume an den Landstraßen, hier dagegen weit ausgedehnte Kiefernbestände, spärliche Felder mit oftmals recht dürftiger Frucht, nicht so zahlreiche und wohlhabende Siedlungen und anspruchslose Birken am Rande der Fahrbahn! Der Roggen bracht' es an den Tag. — Ein dunkeläugiges Mädchen aber zeigt auf einen rechts abbiegenden, tief ausgefahrenen Sandweg mit breitem Heiderand und goldgelbem Ginster und versichert nachdrücklich: „Oaber schön is't hier doch!“

Unter Scherzen, Liedersingen und mit nicht versiegender Freude über die unerwartet lange Autofahrt, die Kühnsten mit stolz dem Winde entgegengestemmt Brust an der Stirnwand hinter dem Fahrerhäuschen, geht die Reise durch Endel nach Engelmanns Bäke. Erregt werden alte Erinnerungen ausgetauscht; denn hierher haben die Kinder im vorigen Jahr eine Fußwanderung gemacht. Dort drüben liegen die größten und prächtigsten Hünengräber aus der jüngeren Steinzeit, der „Opfertisch“, der „Visbeker Bräutigam“ und die „Brautkutsche“.

Von Ahlhorn ab geht die Fahrt auf asphaltierten Autostraßen sausend gen Norden. In Sage ruft ein Junge begeistert: „Hier kann'm oaber fein spälen!“ und zeigt auf die weiß leuchtenden Dünenaufschlüsse zwischen den Häusern an der Straße. Bis Hengstlage ist auch das letzte Frühstücksbrot samt reichlicher Beilage verzehrt. An Lernen oder gar Schule denkt längst niemand mehr. Und doch bewirkt das -Sich-Wundern eines Mädchens erneut, daß sich wieder ein andersartiges Landschaftsbild mit anderen Leitformen anschaulich und ungezwungen der Vorstellungswelt der Kinder einfügt: „Sefa, kumm eis her — wat'm hier wied kieken kann! Un aal's Wisken!“ Ja, so weit und ungehindert wie über das fast tischebene Schwemmsand- und Niederungsgebiet, das die breite Senke zwischen der nordoldenburgischen und der südoldenburgischen Geest hier ausfüllt und vorwiegend als Weide genutzt wird, kann man zu Hause nicht über das Land schauen. „Junge, Junge, wat kann'm hier wied kieken!“

Nach einem flüchtigen Blick hinüber zum Tillyhügel nördlich von Wardenburg suchen in Tungeln alle Augen zwei vom Lehrer angekündigte Storchennester. Da gibt es plötzlich eine überraschende Entdeckung, die Lehrer und Kinder gleichermaßen in Erstaunen setzt. Mitten im Dorf steht unmittelbar an der Straße ein etwa 10 m hoher, dicker Ilexbaum. Selbst in unserm ziemlich feuchten und warmgemäßigten Weser-Ems-Gebiet ist nämlich der Ilex oder, wie man wohl auch dazu sagt, die Hülse oder Stechpalme in solch üppiger Wuchsform etwas Bemerkenswertes.

In Osternburg wird ausgestiegen. Die vielen hohen Häuser, der Trollibus mit der elektrischen Oberleitung, der Schutzmann an der verkehrsreichen Straßenkreuzung und vieles mehr sind für die meisten der Landkinder noch nie geschaute Wunder. Nur die Flüchtlingskinder, die aus ihrer ostdeutschen Heimat vertrieben wurden und unendlich vieles mehr gesehen und erlebt haben als die einheimische Dorfjugend, werden auch von den himmelhoch aufstrebenden Schloten der Warpspinnerei und der Glashütte nicht beeindruckt. Als die lebhaft umherguckende und munter durcheinanderredende Schar jedoch die Eisenbahnbrücke über die Hunte betritt und den Stau, Oldenburgs Hafen, vor sich liegen sieht, da verschlägt es den meisten doch einen Augenblick den Atem, da weiten sich alle die glänzenden Augen. Eine Entdeckung überbietet die andere, und nur mit Mühe können der Lehrer und die Begleitpersonen die staunende Gesellschaft zum weiteren Mitkommen bewegen. „Wat'n Schäpe, wat'n Schäpe!“ „Dei sünd oaber grot!“ „Führt dei uk noa Amerika?“ „Wat is dat doar?“ Das Fragen und Rufen nimmt kein Ende. Mit leuchtenden Augen und gespannter Aufmerksamkeit werden die dem Namen nach zwar bekannten, aber nie selbst gesehenen und daher auch trotz Veranschaulichung durch Bilder und Zeichnungen kaum richtig begriffenen Einrichtungen eines Hafenbetriebes betrachtet und die Erläuterungen des Lehrers verschlungen. Erst als nach geraumer Zeit das Gewirr der Hafenanlagen verlassen und der Hauptbahnhof erreicht ist, beruhigen sich die Gemüter allmählich wieder. Aber wenn auch mit Eifer versucht wird, von der Bahnhofsüberführung herunter in die qualmenden Schlote der unten durchfahrenden Lokomotiven zu spucken, so hört man doch während der Mittagsrast immer wieder von Schiffen, Lagerhäusern und Kränen reden.



Waren bisher laute, verwunderte Ausrufe die hervorstechenden Merkmale neuen Entdeckens und Erlebens, so spricht auf dem Gang durch die Innenstadt das übermächtige Schweigen eine nicht minder beredte Sprache. Maßloses Erstaunen ob der unaufhörlich vorüberflutenden Menschenmenge der Großstadt bemächtigt sich der nun ängstlich aneinandergedrückten Kinderschar. Mehr als einmal stockt der paarweise geordnete Zug, weil einige sich nicht von den unfablich vielen Schaufenstern losreißen können oder offenen Mundes elegant und auffällig gekleideten Frauen und Mädchen nachstarren. Ein Junge verpaßt auch richtig den Anschluß: er steht mitten im Menschengewühle und bäugt mißtrauisch zwei englische Militärpolizisten mit roten Mützendeckeln und weißen Gurten und Gamaschen, die Maschinenpistole lässig über die Schulter gehängt. Bei den Verkehrsampeln entringt sich den zusammengepreßten Lippen eines Vierzehnjährigen ein leises, aber nachdrückliches „Woarhaftig!“ — so etwas gibt es wirklich!

Erst beim Schloß löst sich nach und nach das Gebanntsein. In lockerer Ordnung durchstreift die jetzt wieder munter durcheinandersprechende Gesellschaft auf gepflegten Wegen den prächtigen Schloßgarten. Dann geht es durch das urwüchsigeres Everstenholz zu den Regierungsgebäuden und zum Dobbensteich. Angesichts des herrlichen Blicks über das grün umrandete Wasser und die hell in der Sonne leuchtende Brücke auf das ehemalige Landtagsgebäude, das Ministerium und die vielen Kuppeln, Türme und Türmchen der Stadt im Hintergrund wird das Nachmittagsbrot gegessen. Während die meisten Kinder zwar ruhebedürftig, aber immer noch mit unersättlichem Tatendrang erfüllt sich am Ufer des spiegelglatten Sees ergehen und einer Mädchenklasse zuschauen, die hier schöne Motive für den Zeichenunterricht findet, sitzt ein Junge mit gerunzelter Stirne still auf einer Bank. Bei ihm gewinnt wohl für einen Augenblick der Ernst seines Schülerlebens die Überhand. Er stöhnt leise und nachdenklich, einem Stoßseufzer gleich: „Junge, Junge, wat giv dat'n langen Upsatz!“

Ein weiteres, tiefgreifendes Erlebnis aber steht den Kindern noch bevor. Der Weg führt sie zur Schleuse. Von hier aus läßt sich eindrucksvoll die Brückenlage Oldenburgs überblicken: die Altstadt auf dem südöstlichen Ausläufer der nordoldenburgischen Geest mit dem alten großherzoglichen Schloß zur Hunteniederung hin; der fingerartig über Kreyenbrück von Süden her bis ungefähr zur

Glashütte hin vorspringende Geest- und Dünenstreifen mit Altosternburg; dazwischen als Verbindung der Damm, der die breite Niederung auf dem kürzesten Weg quert. Das Wasser aber zieht die Landkinder immer wieder in seinen Bann — einige haben wohl gar überhaupt nicht zugehört?

Da nähert sich auf dem Küstenkanal ein Schlepper mit einer Torfschute. Alle Augen beobachten mit voller Spannung den ersten Teil des Durchschleusens. Einige Stimmen rufen mutig: „Loat us man moal mitfoern!“ Als sich dieser Ruf wiederholt, stutzt der Lehrer einen Augenblick. Er besinnt sich kurz, steigt dann die Treppe hinab und geht auf den Schiffer zu, der oben auf der Schleusenmauer steht. Und dann herrscht plötzlich ängstliche Stille: der Lehrer winkt! Er kommt zurück und holt seine Kinder von der Brücke — sie dürfen wirklich mitfahren! Fast alle Rufer von eben erschrecken jetzt sichtlich vor ihrem eigenen Mut. Aber die Gelegenheit soll nicht ungenutzt vorübergehen. Behutsam werden die Kleinen, vor allem die Mädchen, auf den Dampfer geleitet. Die Einfahrtstore sind schon geschlossen. Und dann beginnen die Wände der Schleusenkammer gespenstisch in die Höhe zu wachsen. Es ist ein ungeheuerliches Erlebnis. Schon öffnet sich das andere Schleusentor, und ruhig und sicher bahnt sich der Schleppezug mit seinen schweigsamen, erst nach und nach erlöst aufatmenden Passagieren den Weg durch die Fluten.

Wo Küstenkanal, Hunte und Osternburger Kanal zusammenfließen, kurz unterhalb der Schleuse, kommen die Kinder sich richtig wie auf See vor. Alle schauen jetzt vergnügt und stolz nach den rasch vorübergleitenden Ufern und auf die Neugierigen, die von der Cäcilien- und Amalienbrücke herunterwinken und sich über die seltsame Fracht da unten wundern. Im Stau fühlen sich alle schon als echte Seefahrer. Voller Freude und Befriedigung begrüßen sie ihre alten Bekannten vom Vormittag, die Schiffe und Kräne, jetzt aber unter „seemännischem Blickwinkel“. Unter lebhaftem Bedauern und „Dat wöer oaber schön!“ findet die unerwartet und für manche unvergeßliche Dampferfahrt ihr Ende.

Das in der Nähe parkende Auto nimmt die von Glück und Erlebnisstolz erfüllte Kinderschar wieder auf und bringt sie zurück in das stille, einsame Geestdörfchen in der Nähe von Visbek. — Ja, ihr habt recht, ihr Kleinen: euer Heimatland ist ja schön, und bald sollt ihr euern nächsten Ausflug machen!

Paul Clemens †



Der bronzeitliche Hortfund von Rethwisch

Die Zahl der Hortfunde im Oldenburger Lande ist nicht groß. Aber selbst, wenn der Heimatboden, in dem ja noch so manches Geheimnis schlummert, noch mehr davon preisgibt, einer wird immer seine große Bedeutung behalten und kann kaum jemals an Reichhaltigkeit und Schönheit übertroffen werden, nämlich der von Rethwisch bei Lahr in der Gemeinde Goldenstedt. Es war im Sommer 1908, als ein Arbeiter — sein Name ist leider nicht überliefert worden — beim Sandgraben einen alten Topf fand. Äußerlich war nichts zu erkennen gewesen. Kein Hügel, kein Stein ließ ahnen, daß dort etwas Besonderes verborgen wäre. Nur einen halben Meter tief hatte das Gefäß gestanden. Es zerbrach und gab seinen Inhalt frei. Allerlei grüspanige Gegenstände boten sich dem Auge des erstaunten Finders dar. Und zwischen ihnen blitzte ein goldenes Schmuckstück, eine uralte Spange oder Fibel. Sie war von einer weißen, sofort zerbröckelnden Hülle aus Birkenrinde umgeben. Glücklicherweise hatte Pastor Theodor Ramsauer in Goldenstedt, ein begeisterter Altertumsfreund, sogleich von dem Funde gehört und ihn für das Großherzogliche Museum erworben.¹⁾ Prof. Dr. Martin, der damalige Direktor des heutigen Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Oldenburg, kam heraus und besichtigte die Fundstelle. Es gelang ihm dabei, einige kleine Reste der fortgeworfenen Birkenrinde aufzusammeln.²⁾

Wir leben ja heute im Zeitalter des Papiers und können uns kaum noch vorstellen, daß es einmal anders war, daß es keine Zeitungen und kein Einwickelpapier auf der Welt gab. Vor 3000 Jahren aber — so alt ist nämlich der Fund von Rethwisch — mußte man sich anders behelfen, wenn man etwas Besonderes schützen und einwickeln wollte. Man nahm Birkenrinde. Man ging einfach zum nächsten Birkenbaum, machte mit dem Messer einen Schnitt und zog

ein Stück von der weißen, schmiegsamen Rinde in der gewünschten Größe ab. So hat auch der Bronzezeitmensch, der den Topf mit den Schmucksachen und Geräten versteckte, sein schönstes Stück, die goldbelegte Spange, vorher in Birkenrinde eingewickelt. Aus Süddeutschland ist eine ganze Reihe von vorgeschichtlichen Funden bekannt, in denen dieses „Einwickelpapier“ für Kostbarkeiten Verwendung gefunden hatte.

Was gehört nun alles zum Rethwischer Fund? Den Topf werden wir zuletzt betrachten. Er ist sehr eigenartig und verdient eine besondere Würdigung. Die elf Metallsachen gliedern sich in Gebrauchsgeräte, nämlich ein Beil und ein Rasiermesser sowie in reinen Schmuck: einen Halsring und sechs Armringe. Eine Zwischenstellung nehmen die beiden Spangen oder Fibeln ein. Sie hatten den Zweck, die Bluse oder das Umschlagtuch zusammenzuhalten und zugleich durch ihre Form und ihren Glanz die Trägerin zu schmücken.

Das schon genannte Prachtstück, eine Bügelplattenfibel (vgl. Abb.), besteht in der Hauptsache aus Bronze, d. h. aus Kupfer und Zinn. Und weil das Kupfer bei weitem vorwiegt, hat sich durch langes Lagern im Erdboden grünes Kupferoxyd gebildet. (Nur im Moor und im Klei der Marschen behält die Bronze zumeist ihren goldgelben oder rötlichen Glanz).

Wie alle Fibeln Mittel- und Nordeuropas ist auch unser Stück zweiteilig. Unter dem rechteckigen, 8,1 cm langen Bügel mit den seitlichen Ansätzen liegt die bewegliche Nadel. Ihr Kopf ist als Ring gestaltet, in den der eine seitliche Vorsprung der Bügelplatte eingreift. Der andere Vorsprung ahmt als länglich-runde Scheibe den Nadelkopf etwas nach und hält mit einem senkrecht stehenden Stift die Nagelspitze fest, damit sie nicht entgleitet. Der Bügel selbst mit seinen vier Rippenpaaren ist mit einem dünnen Goldblech belegt, das seinen hellgelben Glanz bis heute strahlend bewahrt hat. Von den Rippenpaaren ist jeweils die eine quer gekerbt. Die Rethwischer Spange ist die einzige ihrer Art mit Goldbelag und

¹⁾ Der Fund von Rethwisch führt die Inventar-Nr. 1158—1168.

²⁾ J. Martin, Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus Oldenburg. Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte IV. 1912. S. 219—230. 12 Abb. (Nochmals abgedruckt: Oldenburger Jahrbuch XXI. 1913. S. 1 bis 10. 12 Abb.)

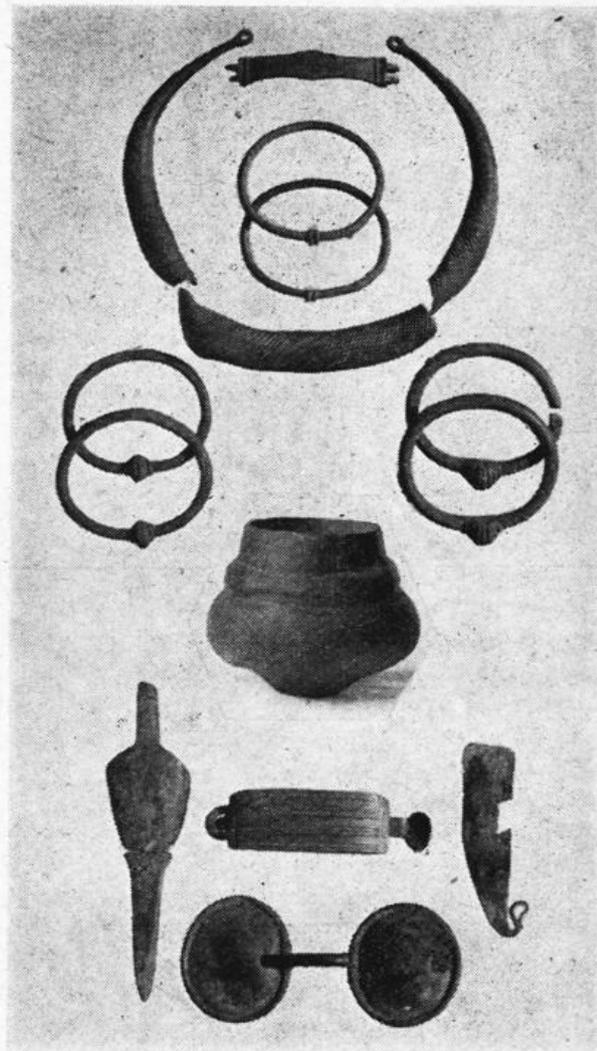


vertritt auch sonst eine sehr seltene Form. Nur drei ähnliche Fibeln sind bekannt. Die eine stammt von Nordhemmern, die andere von Wittenhusen an der Porta Westfalica, beide im Kreise Minden; die dritte ist aus Hessen (Klein-Englis, Kr. Fritzlar).³⁾ Offenbar haben wir ein Erzeugnis des mittleren Wesergebietes vor uns.

Betrachten wir nun die zweite Spange (s. Abb.) des Bronzehortes von Rethwisch, so tritt uns eine Form entgegen, die als „Plattenfibel“ allen Kennern der germanischen Bronzezeit geläufig ist. Die Platten sind gewölbte, runde Scheiben, von einem schnurartig gestrichelten Wulst eingefasst. Leider fehlt die Nadel. Der Bügel ist kurz, rundlich und mit feinen Querstrichen verziert. Eine technische Einzelheit muß noch beachtet werden: Beim Guß der Fibel war auf der Platte, die das Widerlager für die Nadelspitze trägt, ein Loch entstanden. Die flüssige Bronze hatte sich nicht gleichmäßig verteilt. Da stand der Bronzegießer vor der Aufgabe, das Loch zu flicken. Er goß auf der Unterseite flüssige Bronze auf, und drückte sie vor dem Erkalten und Erstarren in das Loch. Die Unebenheiten wurden abgeschliffen, aber ein kleines Loch blieb doch bei dieser Ausbesserungsarbeit zurück. So konnten wir dem Handwerksmeister, der da vor 3000 Jahren das Schmuckstück schuf, mal etwas über die Schulter schauen. Die Gußform für die Plattenfibel hat aus Stein bestanden. Nur eine einzige kennt man bisher in Deutschland⁴⁾. Ich fand sie auf einem großen Bauernhof in Mitteldeutschland (Kütten, Kreis Bitterfeld) unter allerlei Altertümern, die bei der Feldarbeit aufgesammelt worden waren. Solche Funde sind für den Forscher besonders wertvoll, weil sie das Gestalten und das Werden der vorgeschichtlichen Formen miterleben lassen und Einblick in die Technik des Altertums gewähren.

Am häufigsten ist die Plattenfibel zwischen Elbe und Oder. Westlich der Weser steht das Rethwischer Stück allein da. Vom Osten muß es gekommen sein.

In den Lebenskreis der Frau gehören noch eindeutiger als die Spangen, deren sich auch die Männer bedienten, die Ringe. Der Halsring (s. Abb.) ist wiederum für Deutschland eine große Seltenheit. Außer einem Gegen-



Der Hortfund von Rethwisch

stück in Pommern und einigen in Schleswig-Holstein sind die meisten dieser Art auf einem Gebiet bekannt, welches von Ostjütland über die dänischen Inseln bis Südschweden reicht. Der Ring gehört eigentlich zu einem kragenartigen Schmuck, zu einem ganzen Satz von Ringen. Daß dieser Satz ursprünglich aus drei Stücken bestand, die, in der Größe abnehmend, gleichzeitig getragen wurden, beweist das Verschlussstück. Es ist mit seinen Osen, in die die Endösen der Halsringe eingriffen, auf drei Stück berechnet. Mit einem nicht mehr vorhandenen Stift waren Ringe und Verschlussstück zusammengesteckt gewesen. Unser Ring ist das Mittelstück eines solchen breiten Halskragens. Das Verschlussstück hat eine gefällige Form und reiche Verzierung aus Kerben, Halbkreisbögen und rautenförmigen Eintiefungen. Man trug nämlich das Haar damals zu einem Knoten aufgesteckt. Also war der Nacken frei und das Verschlussstück

³⁾ G. v. Merhart, Ein Steinkistengrab von Großenritte in Hessen. Germania XXIII. 1939. S. 154. Abb. 2.

⁴⁾ O. - F. Gandert, Bronzezeitliche Fibelgußformen. Mannus. VI. Erg.-Bd. 1928 S. 109 ff.

sichtbar. Unser Ring ist leider in drei Teile zerbrochen, gewaltsam zerbrochen, damit er in den Topf hineinpaßte, und doch ist er noch ein ansehnlicher Schmuck. Er hat eine rundgewölbte Schauseite und eine hohle Rückseite. Sein Querschnitt bildet ein lateinisches C. Der Hauptteil ist quergeriefelt und, um noch mehr Abwechslung hineinzubringen, sind in gleichmäßigen Abständen acht Gruppen von Querriefen wiederum fein quergekerbt. Die beiden glatten Enden tragen fein gravierte Strichmuster. Alles in allem, ein solcher Halsschmuck der Bronzezeit stellte etwas dar, war eine handwerklich und kunstgewerblich auf der Höhe stehende Leistung.

Die sechs Armringe bieten drei Paare von jeweils einem besonderen Typus. Es sind rundstabige, massive Ringe mit einer Verdickung in der Mitte, die bisweilen nierenförmig ist. Danach nennt man sie Nierenringe. Die Rethwischer Nierenringe sind einheimische Erzeugnisse und echte Vertreter Niedersachsens⁵⁾. Das erste Paar zeigt die Ausgangsform (s. Abb.): einen Ring mit pufferartigen oder stempelförmigen Enden. Er ist geschlossen, so daß sich die Puffer berühren und verschmelzen. Die Vorstufe wäre also ein hier noch offener Ring gewesen. An Verzierungen beobachten wir nur Kerben auf den Puffern (oder der „Niere“) und feine Riefen links und rechts davon.

Das zweite Paar ist dünner (s. Abb.). Die Puffer sind klein und nur noch bei dem einen Stück auch an der Innenseite spürbar; bei dem anderen sind sie innen weggefeilt, sicherlich, weil sie beim Tragen un bequem waren. Auf jegliche Verzierung der Ringe hat man verzichtet. — Wirkliche „Nierenringe“ stellt das dritte Paar dar (s. Abb.). Die Niere ist ein dicker, siebenteiliger Knoten geworden. Man kann nicht mehr sehen, daß an dieser Stelle die Ringenden einmal zusammenstießen. Beiderseits der Niere haben sich Verzierungen weithin ausgebreitet, aus Strich- und Punktgruppen bestehend, die aber durch das grobwuchernde Oxyd kaum zu erkennen sind.

Schließlich müssen wir noch die Geräte des Mannes betrachten, das Rasiermesser und das Beil. Rasiermesser sind in der germanischen Bronzezeit so verbreitet, daß

⁵⁾ E. Sprockhoff, Niedersächsische Depotfunde der jüngeren Bronzezeit. 1932. — Ders., Jungbronzezeitliche Hortfunde Norddeutschlands (Per. IV). Kataloge des Römisch-Germanischen Zentralmuseums XII (1937).

wir uns unsere damaligen Vorfahren unbedingt ohne Vollbärte vorstellen müssen. Ebenso häufig sind in Grabfunden kleine Haarzangen, mit denen man sich entweder die übrig gebliebenen Stoppeln entfernte, oder, was mir wahrscheinlicher vorkommt, die zu entfernenden Barthaare festhielt, um sie dann mit dem Schabmesser wegzuschneiden. Mit heutigen Rotbartklingen konnte ja das bronzezeitliche Messer doch nicht konkurrieren! Das Stück von Rethwisch zeichnet sich durch elegante Form und zierlichen Schwanenkopfgriff aus (s. Abb.). Bald enden die Rasiermessergriffe in Pferde-, bald in Schwanenköpfen. Beides waren die heiligen Tiere des bronzezeitlichen Sonnenglaubens, dem man damals anhing.

Hatten wir in dem Messer einen einheimischen Gegenstand vor uns gehabt, so führt das Beil (s. Abb.) uns wieder in weite Ferne. Hierzulande herrschte zur jüngeren Bronzezeit das Tüllen- oder Hohlbeil, genannt nach der Höhlung, in die der Holzstiel gesteckt wurde. Der kleine Hortfund von Augustenfeld bei Lönningen (Museum Oldenburg) zeigt uns diese Formen sehr deutlich. Das Beil von Rethwisch aber war als Lappenbeil so eingerichtet, daß man den kurzen Schäftungsteil des knieförmig gebogenen Holzstieles aufspaltete und nun das Beil hineinklemmte. Die vier Lappen aber, jederseits zwei, wurden um das Holz herumgebogen. Seiner Form nach stammt dieses Lappenbeil aus dem Pfahlbaukreise des Bodenseegebietes oder gar aus der Schweiz. Leider ist es in der Mitte zerbrochen, und zwar schon in alter Zeit, denn die Patina überzieht auch die Bruchstellen.

Wir schließen unsere Betrachtung mit dem Tongefäß, in dem alle diese interessanten Dinge lagen. Eine „Urne“ dürfen wir es nicht nennen, denn es enthielt ja keine Totenasche. Es war ein Topf aus dem Haushalt, der zum Verstecken der kostbaren Bronzen genommen wurde. Wieder ist es ein Fremdling zwischen Weser und Ems. Am auffälligsten sind die kleinen Buckel an dem rundlich gewölbten Mittelteil. Drei waren es ursprünglich, und jeder wurde von vier halbkreisförmigen Rillen eingerahmt. Dazwischen läuft ein Dreiecksflechtband aus flachen Rillen um den Topf. Diese Eigenschaften, die Buckel und das Muster, sind Merkmale der sog. Lausitzer Kultur Ost- und Mitteldeutschlands. Was das Rethwischer Gefäß jedoch von der Lausitzer Kultur entfernt, ist der durch eine wulstige Zone auf-

geblähte Hals. Darin bekundet sich ein Einfluß der Knowiser Kultur aus Böhmen. Er strahlt von Böhmen über Thüringen nach Hessen aus. Vielleicht hat der Weserweg solche keramischen Moden oder gar das Gefäß selbst vom Süden in unser Land geführt.

Wie mag nun der Topf mit seinem Inhalt in die Erde gekommen sein? Hierzu kann man nur Vermutungen äußern. Händlerware ist es nicht, denn die meisten Gegenstände zeigen Gebrauchs- und Abnutzungsspuren. Einiges ist sogar zerbrochen. Ein Opfer kommt aus dem gleichen Grunde nicht in Frage; auch hätte man dieses am ehesten wohl im Moore niedergelegt, wie die zahlreichen Moorfunde annehmen lassen, oder auf einem Berge vergraben. Am nächsten kommen wir wohl der Wahrheit, wenn wir den Rethwischer Fund als einen vergrabenen Schatz betrachten, als den „Schatz im Acker“, den jemand in unruhigen Zeiten verbarg und nicht wieder abholen konnte. Bronze war ja äußerst kostbar. Die ganze Bronzeindustrie beruhte auf Import. So handelte es sich darum, die Dinge zu sichern, die als Schmuck und als Metall gleichermaßen wertvoll waren. Die Zeit um 1000 v. Chr., in der der Hort vergraben wurde, war eine unruhige Zeit. Die germanischen Stämme drängten über die Weser nach Westen. Neue

Stämme folgten. Oft genug haben in der Geschichte Germanen gegen Germanen gestanden. Vielleicht war dann die Erde der sicherste Schutz für gehortetes Gut.

Fassen wir das Ergebnis unserer Betrachtung zusammen, so stellen wir in dem vergrabenen Schatz eine bunte Mischung, aus verschiedenen Richtungen kommend, fest. Das Gefäß weist nach Hessen oder Thüringen, das Beil nach Süddeutschland oder der Schweiz, der Halskragen nach Dänemark, die Plattenfibeln nach Mecklenburg oder Sachsen-Anhalt. Das Gold für den Belag der Bügelplattenfibeln dürfte aus Irland stammen, denn von dorthier kam damals viel Gold zu den Germanen. Nur die Nierenringe, das Rasiermesser und die Bügelplattenfibeln selbst sind aus einheimischen Werkstätten hervorgegangen. Professor Sprockhoff hat einen „Unterweserkreis“ innerhalb der jüngeren germanischen Bronzezeit herausgearbeitet. Hier hinein gehören die Dinge, die wir als einheimisch bezeichneten. Unsere Heimat um das Jahr 1000 v. Chr. war also keineswegs dem Handel und Wandel verschlossen, sie hatte sich nicht abgekapselt. Vielmehr war sie aufnahmebereit für fremde Anregungen und nahm teil am großen Geschehen der damaligen Welt, ohne das Eigene zu vernachlässigen. Otfried Gandert

Im Garten bei den Bienen

Ein Plätzchen weiß ich, wo der Sommer träumt
und zum Verweilen lädt zur Mittagsstunde,
ein Gartenstück, von Hecken hoch umsäumt,
halb winkelig und halb in sanfter Runde.

Ein Rasen breitet sich, darin ein Beet
von farbenhellen Blumen in der Mitte.
Und zwischen Pflaumenbaum und Kirschen
steht,
vom Wetter grau, die alte Bienenhütte.

Zwei Stockwerk hoch bis unters schräge Dach
siehst du die Kästen an der Morgenseite,
dem Frühlicht zugewandt am jungen Tag
und offen in die blaue Himmelsweite.

Erzitternd flimmert warm der Sonne Licht.
Die Blätter leise rührend streicht mitunter
ein Hauch. Rück deinen Gartenstuhl nur dicht
bis an den duftend blühenden Holunder.

Und da der hohe Mittag glutend brennt,
sogar der Vögel Laut verstummt im Schatten
Der Bienen unermüdlich Volk nur kennt
die Mittagsruhe nicht und kein Ermatten.

Nur heller klingt der summende Gesang.
Sieh, wie die Scharen aus den Kästen
quellen!

Schier unerschöpflich, in der Arbeit Drang,
hin übers Flugbrett strömen ihre Wellen!

Ei, das Getrippel und Gewirre! Kaum
siehst du sie eben ihre Flügel spreiten
und hurtig steigen in den goldnen Raum,
bis sie dein Blick verliert. — Vom weiten

Gefilde kehren heim mit schwerem Flug
indes die andern, die sich mühsam quälen,
mit Blütenstaub bepackt, der Last genug
für diese kleinen, emsigen Gesellen.

Und wie sich alles nun so fleißig regt,
um dir im Herbst mit süßer Tracht zu dienen,
spürst du im tiefen Grund dein Herz bewegt
von stillem Danke für das Volk der Bienen.

Aloys Kellner



POST GERD.

Er war der Besitzer des Hofes auf Schnetlage, einem geräumigen, an der Hase gelegenen Flurbereich unweit des südlichen Ortsrandes meiner Heimat Löningen. Von Bluts wegen hieß er Tabbe; aber die Eigentümer der Stelle nannten sich Post, und Gerds Vater hatte die früh verwitwete Erbin des Hofes geheiratet. Trotz des ansehnlichen Besitzes tat er sich in der Öffentlichkeit nie hervor. Wahr ist auch, daß andere Bauern des Kirchspiels ihn übertrafen in dem Umriß ihrer Person und in der Wucht ihres Wirkens, aber in den zwanzig Jahren unserer Bekanntschaft habe ich ihn immer mehr verehren und lieben gelernt.

Sein Äußeres hat sich, solange ich ihn kannte, kaum verändert. Er war von großer Gestalt, aber diese wirkte eher gedrunken, als ragend. Im Gehen krümmte sie sich nach vorn, ohne eigentlich krumm zu sein. Seine Schultern waren nach innen geklappt, und seine Augen spürten fortwährend über den Boden: so wie die Menschen der Geest gehen, die sich ein Leben lang über Krume und Scholle gebückt haben.

Dem kugeligen Schädel entsprach das Gesicht, das nicht lang, sondern rundlich war, und wegen der mächtig ausgebildeten Backenknochen fast sechseckig wirkte. Es verriet Alter, gewiß, die Blutgefäße lagen als rotes Geflecht auf den Backen, die Brauen wuchsen wild und struppig, und auch in Nase und Ohren wucherte üppiges Grauhaar; aber das Gesicht war zugleich auf eine herbe Weise lebenskräftig und frisch, zeitlos alt, ein Nest der Gesundheit. Modelliert von den mild-feuchten Winden des Landes, ähnelte es mit seinem prallen, faltenlos behäuteten Backenfleisch seltsam dem Gesicht anderer heimischer Bauern; denn sie alle verband ein Zug von Verhangenheit, Unscheinbarkeit und vertrauenswürdiger Biederkeit, der keineswegs ausdruckslos zu nennen war, aber doch erwies, daß die eingeborene Kraft der Seele noch scheu und unausgebeutet war.

Zu seiner Erscheinung paßte die Kleidung. Sie war kein Putz, keine Verkleidung, keine eitel erklügelte Larve, sie schien gar nicht von einem Schneider gemacht, sondern dem Rumpf und den Gliedmaßen natürlich anbequemt, und aus Nützlichkeit und Bräulichkeit gewachsen zu sein. Sie war immer grau, alltäglich, verfahlt, und auch sein „bester“ Anzug, den er des Sonntags, bei

Festlichkeiten und Begräbnissen zu tragen pflegte, der Gehrock, ein steifschweres Tuch, das dreißig Jahre zuvor schwarz gewesen sein mochte, hatte den Adel der Zeitlosigkeit angenommen und schillerte, wenn er schräg gegen das Licht stand, in den Tönungen zwischen dem Grau verblichener Bronze und dem Grün beschlagenen Kupfers.

Wenn ich mir jetzt, in der Nachbetrachtung, das Bild seiner Seele vergegenwärtige, so beeindruckt mich am tiefsten die Ausgewogenheit, die ruhige Sicherheit und die kindlich unberührte und doch männlich feste Innerlichkeit seines Wesens. Man spürte: das Gewebe seiner Seele war dicht, da flatterten keine Lockerfasern und Fetzen, und jedem Menschenfänger mußte es mißlingen, in diese fest verknüpften Maschen eine Lücke zu reißen. Indessen war diese innere Sicherheit und Eintracht durchaus nicht, wie sonst zumeist bei den Menschen, das Ergebnis eines schweren Lebenskampfes oder einer wissenden Sittlichkeit; sie rührte her aus einer geschöpftlich empfundenen und deshalb selbstverständlichen, demütigen Frömmigkeit, aus einer ursprünglichen Lebenskraft, die die Tiefen ordnete und befriedete. Noch heute sehe ich ihn, wie er in sich gekehrt, bedächtig die Baumstraße von der Brücke bis zum Ortsrand dahinschreitet, fast täglich, und sonntags zweimal, denn von hundert Gängen galten achtundneunzig der Messe oder der Andacht, oder dem Begräbnis eines Altsassen. Noch heute sehe ich, wie seine klobige Hand an der Kirchentür in das kupferne Becken fährt, Schädel und Schulter fast unwirsch mit Weihwasser besprengt, und dann als geballte Faust eine Weile in der Grube des Herzens ruht.

Ernst und Würde strömten von ihm aus. Selbst seine Mienen hatten etwas Steifes und Schweres; ich habe sie nie ausbrechen sehen in helles Gelächter und wilde Grimassen, nur in Lächeln, Spötteln und schamvolles Erstaunen. Ja, eine Wehmut hing in seinem Wesen. Darin unterschied er sich von seinen Mitbauern, die gern ihre saftige Gesundheit ausladen in Scherz und Ungebändigkeit. Und darin bezeugte er doch auch das wahre Los seiner Heimerde und ihrer Menschen, die immer ihr Bestes verschweigen und meist mit einem Schatten von Bescheidung und Entsagung ihre Heiterkeit und Regsamkeit spröde und schwer machen.



Doch sein Ernst hatte einen eigenen Grund. Er hatte in seiner Jugend die Neigung zum Studieren gehegt. Theologe oder Pädagoge hätte er werden mögen. Aber unter dem Andrang der vielfältigen Arbeit und in dem rechtschaffenen Bemühen, als ältester Sohn der Arbeit Herr zu werden, wie er sagte, war ihm dieses Vorhaben wie Tau unter der sengenden Tagessonne verdampft. Er hatte dann geheiratet, die zierliche Tochter eines Bauern aus dem Kirchspiel. Eine Tochter war ihnen geboren worden und auch ein Sohn. Er war glücklich geworden, ja, auch wenn der Erbsohn die Erde im zartesten Alter verlassen hatte. Das Tagewerk war ihm keine Stunde eine Last gewesen, sondern von Dämmerung zu Dämmerung eine blanke Freude, ein wahrhaftiges Behagen, das geradewegs aus den starken Knochen kam. Aber seine Gedanken drangen doch mehr als bei seinesgleichen unter die ruppige Oberfläche der Alltagsdinge, und die Dinge bequemten sich seinen Griffen nicht so willig wie denen der anderen Bauern, so daß die Knechte meinen konnten, er sei ein Ungelenker; die Buchstaben und Bücher, vor allem die der Weltgeschichte und der religiösen Erbauung, blieben eine wunderliche Lokkung, und als sein Leben hinter der Scheitelhöhe auf der Schräge immer tiefer glitt, verfiel er in stillen Stunden des Feierabends und besonders des Sonntags seine Seele bisweilen in der Bitterkeit von Bedauern und Trübsinn.

Ich habe viele Gespräche mit ihm geführt, aber nicht genug. Ich glaubte ihn zu kennen, aber bei jeder Unterhaltung öffnete er neue Räume seiner gewachsenen Welt; denn alle waren sein echter Besitz, sie waren wie reife Roggenfelder und wie saftige Wiesen, und wenn ich seinen Gedanken nachging, so wanderte ich wirklich auf dieser Erde, das Hiesige gab sich als ruhig-schöner und fester Anhalt, so groß und gewaltig auch der Himmel war, der sich darüber spannte.

Heute vermisse ich seine stockenden und doch ruhigen Worte, in denen das lange Schweigen seines Lebens mitschwang, und ich bedauere ein Doppeltes: daß ich mich seiner zarten Werbung, der Rede zu pflegen, gelegentlich verweigerte und nicht stehenblieb, weil ich glaubte, keine Zeit zu haben; und dann: daß ich nie seiner Einladung, ihn zu Hause zu besuchen, Folge leistete. Warum tat ich das nicht? Ich weiß es nicht.

In unseren Gesprächen — wir führten sie alle in der Landschaft und unter dem offenen Himmel — fragte er oft dringlich nach dem

Treiben der sogenannten großen Welt, von dem er ungläubig und entsetzt in den Zeitungen las. Und wenn ich seine Befürchtungen bestätigte, schüttelte er lange den Kopf und meinte: „Wat use Herrgott woll dorvan denkt?“ Und dabei stand eine Miene auf seinem Gesicht, die durchaus keine Schmählust und Selbstgerechtigkeit verriet, sondern nur Mitleid.

Manchmal — aber das geschah nur selten — ließ er dann ein paar Worte eigenen Urteilens folgen und gab hausbackene Ratschläge, mit denen die Welt nichts anzufangen wußte. Aber eben diese Ratschläge stimmten mich immer nachdenklich. Ich glaubte, die Stimme der Altvorderen dieses Landes zu hören, und begriff, wie weit wir uns von der alten Unschuld der Welt-sicht entfernt hatten.

Meist indessen enthielt er sich eines Urteils. Und wenn mein Erachten mit seinem übereinging, dann erwärmte, ereiferte er sich nicht, sondern blickte auf den Boden, öffnete den Mund und sog die Luft ein, und dabei bildete sich ein Laut, der sich anhörte wie ein „Joooh —“.

Dieses eingatmete leise „Joooh“ glaube ich noch heute zu vernehmen. Es scheint mir die sinnvollste Äußerung seines Wesens und seines ganzen Lebens zu sein: Er behelligte die Welt nicht mit seinem Wert, er holte sie demütig nach innen und trug sie dort, in der Stille und Frommheit seiner Seele, aus und freute sich an ihr, und litt an ihr.

Längst lebt Post Gerd nicht mehr. Mitten im zweiten großen Krieg, als er am wehesten an der Welt litt, verstarb er. Bei einer unserer letzten Begegnungen reichte er mir ohne viele Worte gefaltete Papierbögen. Sie enthielten, handgeschrieben, seine Erinnerungen und Gedanken. Diesen Bericht verwahre ich unter den übrigen Schreibereien als gewichtigste Literatur: als das mit Herzblut geschriebene Dokument eines schlichtgroßen Lebens, und als ein heiliges Stück Heimat.

Constanz Vogel.

De noble Friseurladen

„Segg doch ees, Meister, worüm sitt de olle Hund daor all bi'n Stoul?“

„Och, dat hett he sick mit de Tied so anwöhnt. Dann un wann fallt dr jo doch woll eis so'n Fetzen bi aff.“

Franz Morthorst.



Die Reise nach Amerika

Es ist genugsam bekannt, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine große Auswanderungswelle zahlreiche Münsterländer nach Amerika führte. Über die Ursachen und Auswirkungen dieser Massenauswanderungen ist in vielen Aufsätzen berichtet worden, so für das alte Amt Damme von Johannes Ostendorf, der allein für die Gemeinden Damme, Holdorf und Neuenkirchen 6319 Auswanderer für die Zeit von 1831 bis 1880 nachwies. Auch die Ansiedlung in Amerika ist wiederholt Gegenstand von Veröffentlichungen gewesen. Wenig aber ist über die Art und Weise, wie die Überfahrten vor sich gingen, berichtet worden. Die Überfahrtsbedingungen der Bremer Agentur Lüdering & Co. geben ein anschauliches Bild, unter welchen Umständen die Überfahrt vor rund hundert Jahren vorstatten ging.

Wer zur Auswanderung entschlossen war und sich die nötigen Thaler erspart oder als Darlehn aufgenommen hatte, beschaffte sich durch Vermittlung der Agentur einen Passageplatz auf einem demnächst abgehenden Schiffe. Die Überfahrt kostete im Zwischendeck für Erwachsene 37 bis 40 Thaler Gold für die Häfen Baltimore, New York und Philadelphia, 45 bis 50 Thaler nach New Orleans. Familien mit Kindern unter zwölf Jahren hatten je Kopf der Familie — bis zum Säugling hinab — 32 bis 36 Thaler für die Häfen der Ostküste, 40 bis 44 Thaler für New Orleans zu zahlen. Für Kajütenpassagiere waren die Kosten wesentlich höher: 80 Thaler bis Baltimore, 90 Thaler bis New York oder Philadelphia, 90 bis 100 Thaler bis New Orleans. Mit der Anmeldung waren fünf bis zehn Thaler je Person von den Zwischendeckpassagieren, vier Louisdor von den Kajütenpassagieren als Anzahlung zu leisten, die im Falle des Rücktritts zu Gunsten der Reederei verfielen.

Auf Abgeltung des Fahrpreises durch Arbeit während der Überfahrt oder durch Zahlung nach der Ankunft ließen sich die Reedereien nicht ein. Das für die Überfahrt erforderliche Kapital war, vor allem wenn es sich um eine vielköpfige Familie handelte, recht erheblich. So ging denn oft der Familienvater zunächst allein in die neue Welt, um seine Familie erst nachkommen zu lassen, wenn er sich einen Grundstock geschaffen und genug verdient hatte, um die Überfahrt

für Frau und Kinder bezahlen zu können. Nicht selten geschah es, daß eine Gemeinde Personen, die sie abschieben wollte, die Überfahrt aus Gemeindemitteln bezahlte; gelegentlich wurde sogar die Bevölkerung zu freiwilligen Spenden aufgerufen, wobei den Bürgern vorgestellt wurde, daß es wirtschaftlicher sei, einmal die Überfahrtskosten, als ständig die Armenlasten aufzubringen. Auf diese Weise entledigten sich z. B. Diepholz und Lohne unerwünschter Ortsgenossen. Natürlich wurde sorgsam darauf geachtet, daß diese Gelder wirklich nur für die Ausreise in die neue Welt verwendet wurden und die Abgeschobenen tatsächlich abreisten.

Die Reisenden mußten sich rechtzeitig vor der Abfahrt in Bremen oder Bremerhaven einfinden, die restliche Passage bezahlen, sich einer ärztlichen Untersuchung unterziehen und ihre Pässe vorlegen, ehe sie das Schiff betreten durften. Vorher erwarteten sie aber noch einige weitere Ausgaben; denn wenn auch die Verpflegung im Preise eingeschlossen war, so mußten sie doch, selbst die Kajütenpassagiere, ihre Betten oder Strohsäcke selbst mitbringen. Für zwei Thaler konnten sie eine Seegrasmatratze, für einen Thaler einen Strohsack mit entsprechendem Kopfkissen, und für weitere zwei Thaler eine Wolldecke durch die Agentur kaufen. Auch das Eßgeschirr mußten sie, ebenso wie das Waschgerät, selbst beschaffen. Gepäck mäßigen Umfanges wurde umsonst, darüber hinaus gegen Fracht mitgenommen. Als Beitrag zur Armen- und Krankenkasse des Bestimmungshafens mußten die Passagiere weitere zwei Thaler (Baltimore) oder sogar fünf Thaler (New York und Philadelphia) entrichten.

Die Kajütenpassagiere wurden „am Tische des Kapitäns“ verpflegt; die Zwischendeckpassagiere empfingen freie Verpflegung an Bord, die recht bescheiden gewesen sein dürfte: gesalzenes Ochsen- und Schweinefleisch, Erbsen, Bohnen, Mehlspeise, Grütze, Reis, Kartoffeln, Sauerkraut, Pflaumen, Butter und so weiter „in hinreichender Quantität und von bester Beschaffenheit“ werden angekündigt, dazu morgens und abends Kaffee oder Tee, Trinkwasser und Schiffsbrot, den Männern wird überdies jeden Vormittag ein Glas Brantwein gewährt. Selbstbeköstigung war nicht vorgesehen, doch wurde gegen das Mitnehmen zusätzlicher eigener Lebens-



mittel nichts eingewendet. Für Krankheitsfälle wurde eine „vollständig ausreichende Kiste mit Arzneien“ mitgeführt. Die Behandlung erkrankter Passagiere lag jedoch in den Händen der Besatzung; von einem Schiffsarzt wußte man noch nichts.

Damit selbst bei einer Verzögerung der Reise kein Mangel entstand, mußten die Schiffe Lebensmittelreserven für 90 Tage mitführen. Um eine Überlastung der Schiffe zu verhüten, schrieben die amerikanischen Behörden vor, daß auf je fünf Tons des Schiffes zwei Passagiere — Kinder jeden Alters für voll gerechnet — als Höchstzahl mitgeführt werden dürften. Hingegen waren die weiteren Sicherheitsvorschriften, insbesondere die Zahl der Rettungsboote, rechte Nebensache.

Im Zwischendeck war das Rauchen und Feuermachen verboten. Waffen mußten während der Reise dem Kapitän in Verwahrung gegeben werden.

Für die deutschen Reedereien war die Auswanderung ein einträgliches Geschäft; die Agenturen bemühten sich deshalb lebhaft, den Auswanderern zu empfehlen, nicht über Frankreich oder Holland, sondern mit den bremischen Schnellseglern zu reisen. In den Jahren 1865 bis 1868 konnte die HAPAG jeweils eine Dividende von 18 bis 20 Prozent ausschütten, und nur die Rückstellung wegen eines zu erwartenden größeren Schadenersatzanspruches machte 1869 die Beschränkung auf acht Prozent erforderlich.

Mit dem Indienststellen der Dampfschiffe wurde die Reisedauer bedeutend herabgesetzt. Am 19. März 1869 schaffte die „Holsatia“ die Überfahrt von der Elbe über Cowes bis New York in der für damalige Zeiten beachtlich kurzen Reisezeit von neun Tagen und 22 Stunden.

Eine Reihe von Auswanderungsagenten, die zum Teil von den Aufnahmestaaten regelrechte Kopfprämien erhielten, bediente sich recht unlauterer Machenschaften, um möglichst viele Auswanderer beizubringen; die getäuschten Auswanderer gerieten dann, vor allem in Südamerika, oft in große Not. Zur Behebung dieser Mißstände wurde 1868 in Berlin der „Verein zum Schutze deutscher Auswanderer“ gegründet, der eine segensreiche Aufgabe als Berater und Helfer der Auswanderer übernahm und durch strenge Überwachung den eigennützigem Agenten das Handwerk legte.

Allein über Bremen wanderten im ersten Vierteljahr 1869 nicht weniger als 7687 Menschen aus; HAPAG und Norddeutscher Lloyd — ohne sonstige Schifffahrtslinien — beförderten im Jahre 1868 insgesamt 73 265 Menschen, davon 61 245 nach Amerika. Diese Zahlen lassen erkennen, welche Bedeutung der Auswanderungsbewegung zukam, zu der unser Heimatgebiet einen beachtlich großen Anteil stellte.

Konrad Händel

Schlehen

Über Wiesen sanftes Mahnen,
Kahle Hecken streift ein Ahnen
Lind im ersten Frühlingshauch.
Ammern zirpen dünn und leise
Ihre kleine Liebesweise.
Blütenweiß der Schlehenstrauch.

Blondhaar weht in Windes Fächeln,
Keusche Mädchenaugen lächeln,
Und im Herzen Liebe keimt.
Durch die Seele geht ein Wehen, —
Sinne unter weißen Schlehen,
Was sich süß zusammenreimt.

Wie ein zart Gespinst der Nornen
Liegt ein Schleier über Dornen,
Und mein Herz es nie begreift,
Wie aus blütenweißem Hauche
An dem hohen Schlehenstrauche
Ach, so herb die Frucht einst reift.

Karl Bunje



Buernstuten

Son richtigen oltmentsken Buernstuten giff et in'n Mönsterlanne woll gornich mehr. Vör seßtig, säbenzig Jahr wör dat wat änners. Do harn dei lütken Lue up'n Dörpen noch kine Kaokmaschine mit'n Backaomt; do wüdd tou dei groten Fierdaoge 'n feinen saftigen Stuten ganz nao dei Methode ut Abrahams Tid ünner den Pott backt. Wenn man dat segg, dann segg us junge Volk sicher: „Na, dat schull woll'n netten Stuten gäben, wenn dei so in dei Asken tourechte kleit wüdd.“ Aower Kinner, laot jau dat maol eis vertellen: Dor wüdd erst 'n düchtig Fier up dei Herdstäe bödd mit Holt, Törf un Schullen. Up dat Fier häng'n dei Lue gern 'n groten Pott, minetwegen mit Schwienefouer. Dei Mam'm mök dann den Deig tourechte, un wenn dat Fier bolle utbrennt wör, wüdd et uteene raakt, un dei Mitte mit'n Flitk of sowatt fein sauber maakt. Dor köm dei Deigklumpen up, 'n isern Pott wüdd daraower stülpt, und mit dei gläunigen Schullen un dat ännere Fier toupackt. Nao 'n gaue Stunne wör dei „Askenkouken“ gor un schmeckde rein lecker, vull bäter as al dat fine Backwark van'n Bäcker ut dei Stadt. —

In use Burskup geef et butendem tou Wihnachten, Faßlaabend, Ostern un Stoppelmarkt noch ännern Buernstuten. Dei Koopmann in'n Dörpe har 'n richtigen Backaabend van Steine upbaut in'n Backels. Dor backde dann dei ganze Naoberskupp eren Stuten. Twei Daoge güng'n dortau, bett ale farig wörn; et günk genau nao dei Riege; jede Mam'm kreeg Platz för veier bet seß Stuten. Dei Koopmann versorgde sülb'n den Aabend, den Torf braochten dei Lue dorhenn. För us

Kinner wör dat Stutenbacken ganz wat Besonners. Wi mössen uk dei Daoge vörher mit'n Schäpel Roggen nao Möhlen „tou bühlen“, un wie mössen uk vanne Brauerei Beiergest (Hefe) inne Düpp'n haolen. — Jede Mam'm mengde eern Deig in Huse an; dor kömen Eier un Rosinen un uk Anis in. In'n Backels wüdd'n dei Stutens upmaakt, mit Eier inpinselt, un dann in den heiten Aobnd schaoben. Ne grote Steenplaoten wüdd vor dat Mundlock stellt un mit Leem touschmert, dat de Dämpe man nich harut kun'n. Dann wüdd'dr noch'n stäwigen Paol at Sträwen dorvörstellt. — Un dann günk dat Schnacken los, of dei Stut'ns uk woll goud wüdd'n — un dei Fraogereie: „Wat heß du d'r indaohn, Grete (of Zetken, of Minnao . . .)?“ — „Och, nix Besünners“, wör dann alltied dei Antwort. Aower dorbi har jede Mam'm in ehr'n Deig doch allerlei Gaues indaohn, üm'm den besten Stuten tou kriegen. — Un wenn dei Tid ümme wör, dann keek dei Koopmann woll soeben in den Aomt, of dei Stutens gaor wör'n. Wenn se dann so nett hellbrun utseeg'n, dann wüdd'n dei Stut'n uttrocken, un dann günk dat Klöppken los, of hei woll richtig gaohr wör. Manges har hei uk woll eis'n „Knies“, of hei günk van dei Kossen, aower hei schmeckde alltied so lecker säute. Alle wörn stolt up eern Stut'n, un dei nächsten Daoge wüdd bloß Stut'n äten. Ick weit noch genau, wo dei schmeckde, un wenn ick blot an den Stoppelmarktsstuten denke, dann löp mit up'n ollen Däg noch dat Waoter üm dei Täne; mi spietet dann bloß, dat et nich mehr sücken leckern Stuten giff.

Georg Vogelpohl.

Winterabend in Werwe

Schwerfällig taumeln von den Tümpelfählen
Die Krähen hoch, doch scheu'n sie sich zu schrei'n;
Denn langsam aus der gelben Wolke schälen
Sich Flocken los, und es beginnt zu schnei'n.
Die sieben Häuser stehn, als gelt' nur ihnen
Die Stunde, die wie Segnung niederschwebt

und so befriedet, daß aus den Kaminen
Der Rauch sich mit den Flocken mild verwebt.
Weit schweigt die Flur. Die Schwingungen der Mühle
Sind längst gelähmt. Es schläft der Menschen Weh.
Wie unter Wolllicht, unter weißem Pfühlé,
Bergen die Höfe sich im Schimmerschnee.

Constanz Vogel

Herbstgang durch das Moor

Du mußt dir ein Paar wasserdichte, feste Stiefel anziehen, wenn du einen Spaziergang durch das Moor machen willst; denn sonst kann es sein, daß du unversehens in einen Torfstich trittst und nasse Füße bekommst. Setze auch deinen grünen Hut auf, er paßt gut zu einem Moorbummel, und du brauchst dich nicht über den Wind zu ärgern, der dir die Haare durcheinander wirbeln möchte.

Du darfst nicht erschrecken, wenn vor dir auf einmal etwas aufspringt aus einem Gestrüpp von mannshohen Birken und Heidekraut: Es ist ein Reh, das du aus seinem Lager aufgescheucht hast. In schnellen Sprüngen entschwindet es, ein paarmal noch kannst du seinen Spiegel erkennen. Willst du sein Lager suchen? — Ach, es ist nichts Besonderes, nur ein paar niedergedrückte Grashalme erinnern daran, daß das scheue Tier vor wenigen Minuten hier der Ruhe pflegte.

Der Oktoberwind, der oben die Wolken vor sich hertreibt, reißt die buntgefärbten Blätter von den schlanken Birken, die sich immer tiefer biegen, spielt ein kurzes, neckisches Spiel mit ihnen und läßt sie dann irgendwo liegen. Dort mögen sie ruhen auf weichem Moospolster oder neben einem morschen, umgefallenen Baum, ab und zu nur berührt von einem flüchtenden Wild oder gestoßen von dem Tritt eines Menschen, der gleich dir durch diese Wildnis streift.

Wenn du einen Augenblick still stehst und dich nicht bewegst, dann könntest du jedes Blatt zu Boden fallen hören. kein Lärm des Alltags dringt hierher; es ist, als ob der Kranz der Birkenschößlinge, der dich von allen Seiten umgibt, alles Toben und Tosen der Welt in sich aufsaugt und nicht zu dir herankommen lasse. Solch eine Ruhe würde allen gehetzten Menschen unserer Zeit gut tun, denkst du, und möchtest sie alle bedauern, die im steinernen Gefängnis der Großstadt ihr Dasein verbringen.

Im Weitergehen kommst du an einem Ginsterbusch vorbei. Er steht grün und schmucklos und einfach da — im nächsten März aber werden seine leuchtenden gelben Blüten weithin künden, daß der Frühling naht.

Ein Hase springt auf und schlägt seine Haken, kurz darauf blitzt für Momente das hellere Fell eines Wildkaninchens zwischen

den Zweigen auf. Du mußt dich mit deinen Blicken sehr beeilen, wenn du es sehen willst, denn durch alle Zeiten hindurch haben sich diese Tiere ihre Angst vor dem Menschen bewahrt.

Sieh', jetzt bist du auf dem Weg, der quer durch das Moor führt! Er ist sehr sandig, die Spuren von Pferdehufen und Ackerwagenreifen haben sich in ihm eingegraben. Daran kannst du, als alter Fährtenleser, erkennen, daß die Leute erst vor kurzem ihren Torf hier abgefahren haben. Dieses früher in hiesiger Gegend fast ausschließlich angewandte Heizmittel wird im frühen Sommer dort drüben im „Torfspitt“ gegraben; lange, lange muß es dann in der Glut der heißen Tage, an denen die Luft hier nur so flimmert, trocknen, ehe es in den Ofen wandern kann.

An den Stellen, wo der Torf abgegraben ist, siehst du nun eine Vertiefung, die mit Wasser angefüllt ist. Wehe dir, wenn du einen falschen Schritt tun und in sie geraten würdest! Es würde dir sehr schwer fallen, wieder ans trockene Land zu kommen! Die Wildente, die gerne in den Sumpfgräsern nistet, wirst du jetzt vergeblich suchen: Sie ist ebenso zum Süden geflogen wie der Storch, der fette Frösche aus diesem grünlichen Wasser fischte und nun in Ägypten am Nil umherstolzert und Nahrung sucht. Du vernimmst weder das Meckern der Bekassine, noch das „Kiwitt“ des Kiebitzes, noch das Jubeln der Lerche: Sie alle sind dem Moor untreu geworden.

Dein Anzug wimmelt von kleinen Käfern, Fliegen und Spinnen. Sie sind, als du dich zwischen den Zweigen der Birken hindurchzwängtest, auf ihn gelangt, um dir einen Besuch abzustatten. Wenn du ein Gelehrter wärst, dann könntest du sie vielleicht alle bei ihrem Namen nennen, bei ihrem lateinischen Namen sogar, und sie in ihre Klassen einordnen. Aber — dadurch würde ihr Panzer nicht um das Geringste heller schillern oder ihre hellgrünen Flügel kaum mit mehr Glanz leuchten . . .

Am Hange eines Moorgrabens, in dem braunes Wasser träge dahinfließt, ranken Brombeersträucher, an denen hier und da noch verspätete schwarze Früchte auf ihre Ernte warten. Irgendwo steht eine Kiefer, verwachsen und krumm, mit langen, dunkel-



grünen Nadeln. Sie muß sich hier sehr einsam fühlen zwischen all den Birken. Eigentlich gehört sie nicht hierher, denn der Baum des Moores ist die Birke, jener schlanke, weiche Baum, der die am meisten duftenden Blätter hat.

Grau verschwimmen in der Ferne die Konturen.

Es wird nicht gar so lange mehr dauern, dann wird es schneien, und eine zarte Schneedecke wird sich auf die rostrote, verblühte Heide, auf das grüne Moos, auf den



Heideweg

Photo: Dr. Burwinkel

Von jener Erhebung dort kannst du einen weiten Blick tun über alles ringsum. Es ist ein farbenfrohes Bild, das sich dir bietet, so wie es der Herbst malt. Vorherrscht die braunrötliche Farbe der welken Blätter, aber auch das Grün, das Gelb und das Blau — alles kommt zur Geltung. Weiß schimmert die Rinde der Birken, und in einem weichen

Sumpf und auf die vielen abgefallenen Blätter legen und alles einhüllen. Wenn du dich dann wieder zu einem Spaziergang aufmachen wirst, dann werden Spuren im frischgefallenen Schnee dir andeuten, daß auch im Winter das Moor nicht ohne Leben ist.

Heinz von der Wall

Hört ihr Herren...!

Als die große Feuersbrunst vom 8. August 1684 die Stadt Vechta in Schutt und Asche gelegt hatte, wurde den Bürgern die Wichtigkeit eines Nachtwächters, der über ihre Sicherheit wachen könnte, erneut bewußt. Das im Stadtarchiv erhaltene Ratsprotokollbuch gibt uns über die Vereinbarungen, die mit dem neuen Nachtwächter der Stadt getroffen wurden, ausführlich Kunde.

Am 31. Dezember 1685 wurde Hermann Pöhlking zum Nachtwächter bestellt. Seine Aufgabe war es, allnächtlich von 10 Uhr bis morgens 4 Uhr durch die Stadt zu streifen, über die Sicherheit der Bürger vor Feuer und Tunichtguten zu wachen und dabei an genau vorgeschriebenen Orten die Stunden auszusingen. Im Winter mußte er schon um 9 Uhr damit beginnen. An dreizehn verschiedenen Stellen der Stadt, beginnend vor dem Hause des Gerichtsschreibers, dann vor dem Rathaus, am Kirchhof und an allen Enden der Stadt, mußte er alle Stunde das Lied ausrufen, dessen Wortlaut im Ratsprotokoll festgehalten ist:

„Hört, ihr Herren, was ich euch will sagen,
Die Glocke hat zehen geschlagen,
Ein jeder wahre Feuer und Licht,
Auf daß seinem Nachbarn kein Schaden
Lobet Gott den Herrn, [geschicht.
Ihm sei Lob, Preis und Ehrn.“

Als Lohn erhielt der Nachtwächter 15 Thaler — in vierteljährlichen Raten auszahlend — und ein Paar Schuhe. Außerdem hatte er das Vorrecht, die Kühe der Bürger vor der Münsterschen Pforte zu hüten. Hierfür erhielt er für jedes Stück Vieh zehn Groschen.

In den nächsten Jahren wechselte die Person des Nachtwächters häufig. 1687 übernehmen der Stadtdiener Arendt Hackmann und der Kuhhirt Johann Schellohne das Amt, 1688 wieder Hermann Pöhlking, 1689 Wernicke Voeth, 1690 Henning Siebenbrödt, der gleichzeitig Schweinehirt wird. 1692 übernimmt wieder Hermann Pöhlking, nun auch als Schweinehirt, den Posten. 1693, als man langsam das böse Ereignis des großen Feuers zu vergessen begann, wurde das nächtliche Ausrufen auf drei Mal beschränkt. Auch 1694 blieb Pöhlking noch im Amt, doch wurde seine Besoldung dahin geändert, daß er seinen Lohn nicht mehr aus dem Stadtsäckel bezog, sondern von jedem steuerpflichtigen Bürger und jeder Feuerstätte 8 Groschen erhalten sollte. Zugleich wird ihm, falls er

„mit dem Nachtblasen säumhaft befunden“ wird, für jeden Fall ein Abzug angedroht. Das läßt darauf schließen, daß die Nachtwächter es mit dem nächtlichen Stundenrufen nicht immer ganz genau nahmen. 1695 folgt wieder Wernicke Voeth, der auch das Paar Schuhe wieder erhält, 1696 Gert Böcker. Erst 1702 wird wieder ein anderer Nachtwächter bestellt: Christoph Halsebandt, nach dessen Tod 1703 Johann Prenger, der erst 1711 sein Amt abgibt, weil er bettlägerig krank ist. Deshalb übernimmt Wernicke Voeth es erneut, bis Prenger 1713 wieder zurückkehrt und nun weitere zehn Jahre Nacht für Nacht mit Horn und Laterne durch die Straßen des alten Vechta schreitet. Erst 1723 löst Berendt Voeth ihn darin ab.

So ist es dann lange Jahre hindurch geblieben, bis erst in noch nicht allzu weit zurückliegenden Zeiten die Gestalt des Nachtwächters aus dem Bilde des nächtlichen Vechta verschwunden ist.

(Quelle: Ratsprotokollbuch der Stadt Vechta, Band II, Blatt 69, 70).

Konrad Händel

Den Auftrag genau utführt

Timmermann G. ha ain naien Lehrjungen instellt. Dai Lehrmeister wass'n Kujon. Hai müg dai Lüe gern wat äuwen. Dai Ollern van den Jungen haan üm gaut instruiert, dat hai alles genau daun müß, wat sien Meister üm säh. Dat versprök dai Junge uck. Hai was bis nu noch wat harmlos wäsen. Nu köm dat so, dat sai den ersten Dag naoh utwärts, naohn Burn, henkömen tau timmern. Sai haan aine Äxen tau minne mitkrägen. Nu segg dai Mester tau den Jungen: Gaoh ais flink naoh den Naoberbur henn, und frog üm, off hai woll ne Äxen ha. Dai Junge dröp den Knecht an upp'n Hoff un frög üm. Jao, segg dai, dat heff wi woll. Dai Junge dreihde sick drock üm un bestelde sienen Meister: Jao, dat haan sai woll. So, segg dai, dann fraog ais: Off wi dai woll kriegen können. Dai Junge dröp den Knecht wedder an un frög üm. Wisse woll, segg dai, dai kön ji woll kriegen. Dai Junge dreihde sick flink wedder üm, un as hai wedder aohne Äxen bi sien Meister anköm un säh: Dai kön wi woll kriegen, do geef üm dai den Auftrag: Na, dann haol dai Äxen ais.

Bernard Becker



Rög' mi nich an!

Das gemeine Springkraut (*impatiens noli tangere*) oder Kräutlein „Rühr-mich-nicht-an“ oder „Püppken spring“ oder „Krut röge mi nich an“ ist eine allbekannte Pflanze in unserer Heimat und auch im Gebirge, und tritt in feuchten, schattigen Wäldern und Gebüschen zwar nur zerstreut, aber dann sehr gesellig und in umso größerer Menge auf, weil das einjährige Gewächs reichlich Samen produziert, die an den genannten Standorten günstigste Keimungsbedingungen finden. Der sehr saftige, durchscheinende, an den Gelenken angeschwollene, aufrechte, ästige, bis 60 cm hohe Stengel trägt länglich-eiförmige, spitze, grobgezähnte, durch feine Wachsabscheidungen etwas bereifte, leicht welkende Blätter. Wer noch nie einen dichten Springkrautbestand beobachtet hat, der möge einen Augenblick mit mir am Eingang der Dinklager Burgwaldungen vor einem großen und dichten Bestand kniehoher *Impatiens noli tangere* rasten und hören, was ich ihm von dieser Pflanze erzählen kann:

Der botanische Name ist etwas lang, und Vor- und Zuname bedeuten fast dasselbe: *Impatiens* heißt „die Ungeduldige“ und *noli me tangere* „Rührmichnichtan“. Viel schöner sind aber die oben angegebenen Namen im Volke. Die Pflanze erhielt alle ihre Namen von einer Eigentümlichkeit ihrer Frucht, mit der man bei der leisesten Berührung bekannt wird: Die Fruchtkapsel (langgestreckte Schnabelbälge) springt — wenn gerade reif — mit fünf sich blitzschnell einwärts rollenden Klappen auf und schleudert die zahlreichen, schwärzlichen Samen bis $1\frac{1}{2}$ m weit fort. Zunächst mag einem eine Ähnlichkeit mit den Storchschnäbeln auffallen; diese ist nur äußerlich und insofern berechtigt, als bei beiden fünf Fruchtblätter an der Zusammensetzung des Balges beteiligt sind. Bei den Storchschnäbeln bewirkt die Austrocknung und die damit verbundene Verkürzung einer besonderen Schicht der Fruchtwand das Aufreißen des Schnabels. Beim Springkraut ist ein unmittelbar unter der Oberhaut der Fruchtwandung liegender elastischer, hochgespannter Schwellkörper der Hahn am Gewehr. In dem Augenblick, wo sich nun zur Zeit der Samenreife das Trennungsgewebe, das die fünf Fruchtblätter vernäht, lockert und ihm nicht mehr den nötigen Widerstand entgegensetzen kann, sprengt er die Kapsel, die Fruchtblätter rollen sich mit

großer Behendigkeit uhrfederartig ein, und die Samen fliegen wie aus einer Schleuder umher. Die Einrollung erfolgt immer nach innen und vom Fruchtspiel gegen die Spitze, wo sich die leeren Bänder zu einem lockigen Wirrwarr aufknäueln. Schon ein bloßes Anblasen kann zur Auslösung der Spannung und zum Zerreißen des Gewebes führen.

Sehr interessant ist neben der Frucht- auch die Blütenbiologie. Man kann sogar beides zur gleichen Zeit betrachten. Wie kleine libellenhafte Wesen mit schlankem Leib und dickem Kopf schweben die großen, gespornten, auffallend geformten, leuchtend goldgelben Blüten an dünnen Stielchen aus den Blattachsen hervor und schwanken im leisesten Wind. Sehr eigenartig ist die Stellung der Blüte unter dem Laubblatt (Tragblatt), in dessen Achsel sie angelangt ist, und an dessen Mittelrippe sich der Blütenstiel eine Strecke weit anschmiegt. Die Blüten öffnen sich erst, nachdem die Blütenstiele sich so lange gedreht haben, bis jede Blüte direkt unter ihrem Tragblatt steht. Man hat diese Erscheinung als „Regenschutz“ gegen einlaufendes Wasser oder später als Schutz gegen die mechanische Wirkung der schweren Tropfen sommerlicher Gewitterregen gedeutet. Beide Erklärungen sind schwer verständlich und fast undenkbar. Schauen wir uns die Blätter an; sie sind durch Regenwasser nicht benetzbar, weil die Regentropfen von dem zarten Wachsüberzuge abrollen. Die Pflanze deckt also ihren großen Wasserbedarf ausschließlich durch die Wurzeln.

Werfen wir nun einen Blick in den rot-punktierten Rachen und auf die breiten goldgelben Wangenschilder der Blüte, dann erscheinen die Blüten erst recht wie Tiere. Zerpflücken wir einmal das zarte, durch einen Längsschnitt in zwei spiegelgleiche Hälften zerlegbare Gebilde und fragen die Entwicklungsgeschichte dieser Blüte, dann erfahren wir, daß die Blütenblätter nur zum Kopfteil der Blüte beigetragen haben: Das unterste Blütenblatt ragt aus dem Schlund in Gestalt einer schmalen Zunge nach vorn und bildet die sog. Unterlippe; die übrigen Blütenblätter sind je zu zweien verwachsen und flankieren als Wangenschilder die Seiten. Der ganze Leib, der spitztütenartige Blüten- teil mit dem zurückgebogenen Sporn, erweitert sich nach vorn zu trichterartig und krümmt sich über dem Schlund zu einer



schöngeschweiften Kapuze in die Höhe. Was sagt die Entwicklungsgeschichte zu diesem Teil? Dieses Tütengebilde, aus dem die Blüte wie aus einem Füllhorn hervorquillt, ist nichts anderes als das oberste in diesen Schauapparat miteinbezogene Kelchblatt: Der Sporn ist das Honigreservoir, der Vorder- rand, die Kapuze, ist die Oberlippe. Die anderen Kelchblätter sind als kleine, grüne Schulterblätter dem Rücken des Spornes angelegt.

Auch die Staubblätter sind von der Umbildungstendenz der Blüte nicht verschont geblieben. Ihre Beutel sind zu einer Kappe verwachsen, die am Eingang des Schlundes als ein von der Oberlippe beschirmtes Gebilde zu sehen ist. Wenn die Blüte sich geöffnet hat, sind nur die Staubblätter zu sehen, die Narbe ist noch nicht zu entdecken. („erstmännliche“ Blüten). Die Blüten werden durch Hummeln bestäubt, welche den im Sporn abgesonderten Nektar saugen und dabei mit ihrem Rücken die oben in der Blüte hängenden Geschlechtsorgane berühren und zwar in den eben geöffneten, jungen Blüten zuerst die mit gelbem Blütenstaub bedeckte, runde Staubbeutelkappe. Am dritten bis vierten Blühtag, wenn die Staubgefäße verstäubt sind, reißen die Staubfäden ab und lassen die zusammenhängenden Staubbeutel wie eine Mütze auf den Fruchtknoten fallen, der sich jetzt streckt und an derselben Stelle, wo sich eben noch die Staubgefäße befanden, eine sitzende Narbe, ein weißliches Spitzchen, entwickelt. Die Mütze fällt jetzt von selbst ab oder wird von Insekten abgestreift. Da die Narbe genau die Blütenmitte einnimmt, kann ein Insektenrüssel, der nach Honig forscht, ebenso wenig an ihr vorbei, wie vorher an dem Blütenstaub und muß, wenn er von einer im männlichen Stadium befindlichen Blüte kommt, unbedingt eine Befruchtung herbeiführen. Unsere Hummeln, die als die hauptsächlichsten Blütenbesucher anzusehen sind, wählen aber nicht immer diesen schwierigen Weg an dem Blütenstaub oder der Narbe vorbei durch den engen Schlund. Was tun Sie? Sie beißen den Sporn einfach an und betrügen auf diese Weise unser Kräutlein „Rührmich-nichtan“. Eine spontane Selbstbestäubung ist auch von Erfolg; diese tritt dann ein, wenn der Blütenstaub bei ausbleibendem Insektenbesuch nicht abgeholt wurde. Dadurch verzögert sich das Abfallen der Staubbeutelkappe, und ein Teil des eigenen Blütenstaubs bleibt an der jetzt empfängnisfähig gewordenen Narbe kleben.



Zeichnung: Jos. Hürkamp

Außer den normalen, auf Insektenbesuch eingerichteten Vollblüten kommen mitunter auch spornlose, knospenförmige, sog. gesperrte Blüten vor — ein sehr häufiges Vorkommen bei unserem Springkraut. Mit den normalen Blüten kommen sie oft auf derselben Pflanze vor und sind durch Zwischenstufen, halboffene Blüten mit verkümmerten Blütenkronen, verbunden. Diese Mittelbildungen fehlen auch den üppigsten Pflanzen nicht und befruchten sich selber, weil das Vormännlichkeitsstadium entweder ausfällt oder die Narbe schon reif wird, bevor die Blüte sich der Staubbeutelkappe entledigt hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Mittelbildungen und die gesperrten Blüten an der Erhaltung der Art einen Hauptanteil haben können. Beobachtungen in der freien Natur zeigen, daß sich erstens die dichtesten Springkrautbestände in feuchten, tiefschattigen Waldgebüsch, wohin sich nur als seltenen Tagen Hummeln verirren, finden; zweitens kommen Springkrautpflanzen an Standorten mit ungünstigen Bodenverhältnissen oft über die Bildung gesperrter Blüten nicht hinaus; drittens kehren Pflanzen, deren Blätter stark von z. B. Meltaupilzen befallen waren, zur Bildung gesperrter Blüten zurück, obwohl sie eine beträchtliche Höhe erreicht und zahlreiche normale Blüten hervorgebracht hatten.

Josef Hürkamp

Dei Löninger Klocken un dei Düwels

(Een Märchen ut use Tid)

Dei leste Krieg har uk dei Löninger dei Klocken naohmen.

Nu sullen sei neie Klocken hebben, un dat wör den Düwel gor nich recht. In dei Klockengeiterei in Brilon har'n dei Gesellen allerhand tou daun, dei groten Klocken farig tou kriegen. Denn dei lütken Düwels — bi'n Fүү sind sei jo gerne — möiken allerhand Dummtüg un smeiten dei Kerls manchen Knüppel twischen dei Beene.

Aower dann wör't doch sowiet, dat sei affhaolt wern kunnen.

Pastor Arlinghus van Lönigen förhde mit Vogelsangs Hermann sin Lastwaogen hen, um dat Wark aftounehmen.

At dei Pastor nu in dei Klockenhalle stünd, bi all dei Fүүs, dou kömen dei lüttken Düwels rein ut't Hüsken. Un at nu noch dei Oltgeselle mit den groten Vörhaomer an dei grötste Klocken schlög — dat sull dei Christ-Köinigs-Klocken wer'n —, dou susten dei flinken Pärfoitkes wie wild dörnanner.

Un dei Benjamin von ehr wüß gor nich, wat hei daun sull bi den fierlichen Christenklank. In sine Verbiesterung flitzte hei bi'n Pastor ünnern Rock. Aower oh weih, dor stów hei sobatz wedder ünnerweg! Dei Wiehrouk wör um in dei Nese stegen. Hei möik eenen wilden Satz un sprüng ünner dei Klocken, dei dor dunkel un grotmächtig hüng. In'ne Klöppelöisen krallde hei sick fast un hechbalgde sick tou Ruhe.

Aower nu köimt erst för den lüttken Beelzebub! Kum dat hei sick versnaowen har, dou wütt dei grote Klocken herumschwenkt un landete mit einen Ruck up den Anhänger von den Lastwaogen. Hei seet dorünner, dei Fohrt güng los, un all sin Stemmen un Kratzen nützte um nix.

Aower uk ünner dei Düwels gifft so wat wie Kameraodschaft!!

At dei annern dat Malhör von den Jüngsten markten, sprüngen sei inne Fohrt up den Anhänger un versöchten mit aller Gewalt, mit Bieten, Kratzen un Föitken, den Lüttken tou helpen. — Ehre Kusen kann man noch hüte an den Klockenrand seihn. —

Doch dei Kleine kreig all kine Puste mehr, dei Hülpe müß all schneller kaomen, anners wör't ute mit um.

Dou füllt den Klögsten wat in!

Dei Lastwaogen suste wie dull dei Straote hendaol, un mit um, nich wiet van dei Straot, har so'ne lüttke Pingelbaohn dei selbe Richtung.

Un dei Düwels öwerlegden un faoten den Plaon: Dei beiden Waogen möht tou saome stöiten, dei Anhänger müß öwerkopp!

Een Düwel wickste nao den Lastwaogen heröwer un flüsterte un schmüsterte den Fohrer wat in't Ohr un Hart. Dei ännern güngen röwer nao dei Lokomotive un böit'ten gewaltig in. Un sei kreigen't farig. Dei beiden Waogen förhden schnellér un schneller, dat et man so klöterte.

Un sühste woll! Bi'n Baohnöwergang wör't so wiet.

Dei Lokomotive kreig noch soeben den Anhänger tou packen, smeet um rund öwerkopp; un krietskend stów dei lüttke Düwel mit sine letzten Puste ut dei Klocken un wütt von dei annern mit'n grot Gejöhl upnaohmen.

Nu harn dei Klockenhaoler ja watt tou daun, dat sei dei groten Klocken wedder up den Waogen kreigen, dei toun Glück bloß so'n bittken ramponiert wör. Aower sonst was nix Leipes passiert. Un dat dei Kerls ehr Hart wedder ut dei ünnersten Buxen heruphaolt harn, un dei Klocken wedder up den Waogen stünd, künn dei Fohrt wiedergaohn — aower'n bittken langsaomer.

Dat paßte dei Düwels gor nich!

Dei flinksten susten vörut, binnen dör nao Lönigen. Un wat döhn sei? Sei fügen an, dei Brügggen vör Lönigen up dei Bunner Straoten antoufreten un dei Suhlen ut tou luken.

Doch jüs at sei so richtig tou gange köimen, keek dei ollen Schumacher, dei olle Schoolmester, öwer dat Brüggengelänner. Hei wull dei Klocken so'n End entgegen-gaohn, denn disse Dag was ja'n Fierdag vör dat ganze Dörp. At hei nu herünner keek,



un weil hei mit sine Oogen — dei all un-
gefähr neenzig Johr in dei Welt keeken
häfft — mehr sütt at manche annern, söich
hei sofort dei Bussen dor ünnen bi ehr
Düwelswark.

Oll Schumacher schlög dat Krüz — noch
maol — un noch eenmaol, un mit'n fürchter-
lichen Gestank un Gekrietske stöven dei
Höllenjungs aff.

Doch sei geiwen't noch nich up. Sei
stöwen nao dei Kark un fügen an, dei
Ständers van den Klockentorn tou ruineern.
Dei lüttke Benjamin was ut luter Niegierde
bei Stowers up dei Ecken staohn blewen,
wor allerhand Lüe tousaomen lopen wörn,
üm dei Klocken entgegen tou kieken. Un
at dei Lastwaogen mit dei Klocken nu in
Sicht köim, dou klaude hei sick dat Rad
von den Schandarm un pulterte nao'n Kark-
platz. Hier harn sine Bröers dat Wark all
so mehr fardig. Dei hölterne Torn wackelte,
wenn man üm man scheef ankeek!

Un at nu dei Klocken uphangen wern
sullen, dou markten dei Löninger, dat sei

den Torn von ünnen bit baowen naokieken
müssen.

Dei Düwels lachten sick in't Füsken.
Aower noch'n grötern Spaof harn sei an'n
Wiehnachsmorgen, at dei Klocken nu toun
erstenmaol lüet wern sullen. Ne Viddel-
stunne vört Lülen seit up jeden Schoßstein
von jedet Hus in Lönigen een lüttken swar-
ten Düwel. Un at dei Klocken anfüngen,
dou pusten sei mit alle Kraft gegen den
Klank an un drewen üm öwer dei Haose
nao Angelbeck tou. Un so köm't, dat an
Wiehnachsmorgen neenteinhunnertachtun-
veertig dei Löninger Börger nich eher ehre
Klocken hörden, bit sei vör dei groten Kar-
ken stünn'n. Un dat schall woll so bliewen,
bit Dörp un Burschups sick tousaome dout,
un eenen högeren Klockentorn baut, den man
van'n Husschoßstein ut nix mehr andaun
kann.

Un wer't nich glöwen kann oder will,
dei kann sick in't Pastorenhus in Lönigen
dei affgebrokene Klockenkronen un an dei
Christkönigsklocken dei Düwelskusen be-
kieken.

Franz Fortmann

Plattdeutsche Sprichwörter

Dat giff mehr Fösse in'n Brauke as een.
Man mott kien Foß taun Goseheuer
maoken.

Gauen Dag, sä de Foß, do keek he in'n
Gosestall.

De Tien gaobt upp un daol, sä de Foß,
do seet he up'n Sotschwängel.

Watt in't Ohr — is nimmer wohr.

He lüt kiene gaue Klocken.

Dat paßt as de Haspel upp'n Kohlpott.
Treck di sülben bi de Näsen un laot
änner Lüe uck watt wäsen.

Nimm, watt di taukump, un dat riekelk.

Watt mehr is as'n Lus, dat nimm mit
in't Hus.

Fräters werd nich geboren, sondern maakt.
Schwatt un witt geiht alltied mit.

De Kauröbker heff'n Gewäten, wor man
mit'n Fäuer Hei in'n wenden kann.

Is de Düwel erst in de Kerken, dann sitt
he uck fort upp'n Altor.

Väl Geschrei un wenig Wulle, sä de
Düwel, do was he ant Schwienschern.

Dat beste in de Mitte, sä de Düwel, do
güнк he tüsken twee Afkaoten.

He is so bange as de Düwel vört Krüz.

Liek dör de Welt un dwesk dörn Düwel.
Dor mot Für wäsen, sä de Düwel, do
pußde he in Pärekäödel.

Een Oge arbeitet faken mehr as tein
Hände.

Man mott so arbeiten, dat'n uk Arbeit
hollt, sä Jan Fuul.

Mit Arbeiten werd väl Tied versläten.
Sparsam wäsen, sä de Frau, do verköff
se't Fett un smert de Schauh mit Bottern.

Wat Nees is selten wat Gaus.

Well sick för'n Pannkauken utgiff, de
wedd dervör upäten.

Stähnen is halwe Arbeit.

Vör'n Sack Geld nimmt de Welt den
Haut af.

Dat Krut kenn ik, sä de Düwel, do sett
he sick in de Brennetteln.

Unner Dack un Fack is't gaud, sä de
Voß, do harr he sick in'n Gosestall släken.

Dat Glück kummt öwer Nacht, sä de
Frau, do harr se'n Est mit fule Eier funnen.

Bit Freen un bi'n Pärhannel mott man
de Ogen apen daun.

„Scheiden tut weh,“ sä de Hund, do
naihde üm de Hase ut.

Elisabeth Reinke



IMMEN

Opa Meyer was so'n rechten Imker. Nich, dat häi jedes Jaohr äin grotet Klümpken Geld instreek — üm günk dat mehr üm den Spaof an däi Saoke. Was dat nich schön, in den warmen Sömmer vör däi Körwe tau sitten un dat flietige Läwen un Driewen antaukieken? Was dat nich schön, tau säihn, wenn däi Immen schwärmden un alle tautsacme lostrücken, un däi ganze Luft bruuste, bit säi sik in äinen Boom oder Struuk setteten? Man kunn siene helle Fraide doran hebben!

Bloß äins kunn Opa Meyer argen, un dat wören däi Lüde ut däi Stadt, däi woll aff un tau hier vörbikömen un sik dat Wark ankieken wullen. Säi frögen un säen so väl, un säi trampelden äöwerall herüm, dat Opa Meyer kien bäten Spaof mehr harrde.

So was dat uk up äinen schönen Dag in'n Juni. Dat was äin Fläigen vör däi Körwe, un däi Immen hadden Hönnig un Pollen, dat däi Geruch dör däi ganze Gägend güng.

Aower nu was dort so äin Heer mit 'ne Brille up däi Näsen un äin Bauk in däi Hand — däi kek un fröög, lees ut dat Bauk äin paor Sätze vör un fröög von näien, un wull doch gaornich wedder uphören. Opa Meyer dachte ümmer bloß, wie kriege ik den Mann hier wedder weg? Aower däi fröög all man tau:

„So, und die Bienen leben nur sechs Wochen im Sommer? Das ist ja höchst bemerkenswert! Wie ist es denn im Winter, Herr Meyer?“

In'n Winter läwden säi äben länger, säe Opa Meyer.

„Wie lange denn? Sie haben doch sicherlich schon allerhand Beobachtungen darüber angestellt! Wenn ich so denke: Von frühester Jugend mit diesem Milieu vertraut — und nun zieren schon weiße Haare Ihr Haupt —“

Opa Meyer harrde noch nie wat dorgägen hatt, wenn äiner von siene witten Haore råde — aober dit kunn häi nich mehr anhören. Man, wat schull häi maoken?

Häi keek siene Immenkörwe däi Riege nao an, un do seeg häi: Dat twäite Volk von rechts wull schwarmen. Nu will ik di woll kriegen!

Dai Stadtmensch markte natürlich nicks dorvan, häi harrde ja uk gaor kienen Verstand van Immen. Häi spröök all man wieder:

„Wahrscheinlich hat sich doch auch ein Vertrauensverhältnis zwischen Ihnen und den Tierchen ausgebildet —“

„Jao“, säe Opa Meyer, un häi wuß genau, wat häi säe, „jao, so kann man woll seggen. Immen sünd schlaue Tiere, un säi hört mi up äinen Wink. — Wat gäwt Säi mi, wenn ik Ehr so äin paor dusend Immen an Ehren Anzug herhaole, aohne dat ik mi hier van däi Stelle röge?“

„Stechen die Bienen auch in diesem Falle, Herr Meyer?“ fröög däi Herr ut däi Stadt, däi an däi Saoke Gefallen kreeg.

„Dat hebb ik ehr noch nich afflernen kunnt“, säe Opa Meyer un füng an, mit däi Hand den äinen Körf tautauwinken.

Un do güng dat denn uk los: Ummer mehr Immen füllten ut den Körf herut, un in'n Nu was däi ganze Luft schwatt van däi lütken Dinger. Dat summde un brummde ümmertau, un ümmer dichter köm däi Schwarm, un däi ersten Immen kreisten all üm den Kopp van den Herrn herüm.

Disse hüllt noch äin paor Ogenblicke ut, dann aower säe häi:

„Wahrhaftig, sie kommen — sie kommen —!“

Un dormit löp häi wegg, dat Bauk uner'n Arm un däi Brille up däi Näsen.

Opa Meyer röp üm nao:

„Wi hebbt ja noch gaornich wettet!“

Aower dor köm kiene Antwort — däi Herr ut däi Stadt was all äower alle Berge.

Opa Meyer lachde still vör sik hen, un häi lachde däi ganze Tid, as häi den Schwarm infüng. Dat köm dorvan, wiel häi sik vorstellde, wie däi Herr ut däi Stadt hüte Aobend tau Huse van sien Erlebnis mit däi Immen vertellen dö.

„Und da ist so ein alter, weißhaariger Imker. Seine Bienen gehorchen ihm auf einen Wink — ihr mögt es glauben oder nicht —“

Heinz von der Wall



25 Jahre

MUSTERGEFLÜGELHOF KATHMANN

Daß in einem Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland auch die heimische Wirtschaft ihre gebührende Berücksichtigung finden muß, ist eine Selbstverständlichkeit; denn die Wirtschaft muß uns die Mittel schaffen für die Kulturarbeit auf allen Gebieten. Es ist deshalb auch beabsichtigt, in dem neuen „Heimatkalender“ jedes Jahr Beiträge über die Wirtschaft des Münsterlandes zu veröffentlichen. Mit den Jahren werden also alle Gebiete der heimischen Wirtschaft und alle Wirtschaftszweige zu Raum kommen.

Wenn in diesem Jahre mit einem Beitrag über einen der größten Betriebe unserer heimischen Geflügelzucht der Anfang gemacht wird, so deshalb, weil dieser Betrieb 1952 sein Silbernes Jubiläum feiern kann: Vor 25 Jahren wurde der Geflügelhof L. Kathmann in Calveslage zum Mustergeflügelhof erklärt, und gleichzeitig wurden die Weißen Leghorn auf Grund ihrer Leistungen als Stammzucht von der DLG Berlin und auch vom Club deutscher Geflügelzüchter anerkannt. Die Durchschnittsleistung der Weiße-Leghorn-Herde betrug damals 182 Eier jährlich.

Zuvor ein kurzes Wort über die wirtschaftliche Bedeutung der Geflügelhaltung im Münsterlande. Allein im Kreise Vechta wurden vor dem Kriege durch den Handel und die Genossenschaften jährlich über 50 Millionen Eier erfaßt. Der Eigenverbrauch sowie die Produktion aller Hühnerhalter, die keine Eier an den Handel und die Genossenschaften ablieferten, sind darin nicht mit berücksichtigt. Tatsächlich lag also die Gesamtproduktion an Eiern weit höher als 50 Millionen. Legen wir auch nur diese Zahl zugrunde, so bedeutet schon ein Mehr oder Weniger von einem Pfennig beim Eierpreis ein Mehr oder Weniger von 500 000 DM jährlich für die Hühnerhalter allein des Kreises Vechta.

Das Prinzip der Leistung muß also in der Geflügelzucht und Geflügelhaltung obenan stehen. Auf diesem Prinzip ist auch der Mustergeflügelhof Kathmann aufgebaut worden. In ihm hat die zähe und mühsame Züchterarbeit von zwei Generationen ihren Niederschlag gefunden, und bereits vor mehr als 50 Jahren fand sie ihre ersten öffentlichen Erfolge. Wenige Jahre nach dem

ersten Weltkrieg erfolgte der Übergang zur planmäßig betriebenen Wirtschaftsgeflügelzucht. Der Mustergeflügelhof Kathmann entwickelte sich in der Folge zu einem Spitzenbetrieb der Geflügel-Leistungszucht und, was die Kapazität angeht, zur größten Brüterei Europas.

Der Ausgang des zweiten Weltkrieges war für die heimische Geflügelzucht und Geflügelhaltung von katastrophalen Folgen. Hatte der Kreis Vechta vor dem Kriege über 350 000 Legehühner, so waren es 1946 nur noch 35 000. Unsere Geflügelhalter gingen mit Mut an den Wiederaufbau, und es war ein Glück, daß der größte Teil der wertvollen Zuchtstämme der Leistungszucht gerettet wurde und somit für den Wiederaufbau eingesetzt werden konnte. Aufbau und Arbeit des Mustergeflügelhofes L. Kathmann-Calveslage lassen die Grundlage und Entwicklung dieses Wiederaufbaues klar erkennen.

Den Grundstock des Mustergeflügelhofes bildet die Herdbuchzucht, die z. Zt. aus 28 Elite-Zuchtstämmen besteht. In diesen Stämmen steht das edelste und leistungsfähigste Tiermaterial und bildet die Grundlage für den Aufbau und die stete Erneuerung der Zuchtherde durch ausgesuchte Tiere der bestbewährten und im weitesten Maße vererbungssicheren Blutlinien. Durch Ankauf von Elitehühnern aus den ersten Zuchten des In- und Auslandes werden neben der Erhaltung der alten Blutlinien auch fortlaufend neue, erfolgversprechende Blutlinien gesucht und gefunden. Die einzelnen Zuchtstämme bestehen aus einem Hahn und 15 bis 20 Hennen. Sie sind in völlig getrennten Ställen untergebracht und werden genau auf Eierzahl, Eiergewicht, Befruchtungssatz, Schlupfresultate, Aufzuchtergebnisse und Leistungen der einzelnen Nachkommen, insbesondere der Geschwister, kontrolliert. Es sollen nicht nur Spitzentiere gezüchtet, sondern es soll vor allem eine Leistungsvererbung auf breitester Grundlage gewährleistet werden. Alle Tiere, die den gestellten hohen Anforderungen nicht genügen, werden radikal von der Vermehrungszucht ausgeschlossen.

Die Nachkommen dieser Herdbuchzucht — Kathmann verfügt, wie erwähnt, über



28 Elitezuchtstämme der beiden großen Wirtschaftsrassen Weiße Leghorn und Rebhuhnfarbige Italiener, ferner der Kennhühner und neuerdings der aus den USA stammenden, sehr leistungsfähigen New Hampshires — bilden die Vermehrungszuchtherde des Mustergeflügelhofes. Die Nachkommen der Vermehrungszuchtherde gehen größtenteils in die Bruteierlieferbetriebe, denen auch gekörte Hähne geliefert werden, die aus den Herdbuchstämmen hervorgegangen sind und besondere Leistungs-

Nummer des Fußringes zur Erleichterung der Fallnesterkontrolle.

Von besonderem Interesse ist eine Wanderung durch die großen Zuchtanlagen, die ein Gelände von mehreren Hektaren umfassen. Modern eingerichtete Ställe mit großem Auslauf und allen technischen Anlagen für die einzelnen Stämme, die Familien und die Herden für die Kükenaufzucht und die Junghennen, sind vorhanden.

Von großem Interesse ist auch ein Besuch in der auf das modernste eingerich-



Küken aus der Herdbuchzucht Kathmann mit Kükenmarke

Photo: Privat

fähigkeit verbürgen. In den Bruteierlieferbetrieben ist eine gesunde Haltung gewährleistet, weil die Hennen völlig freien Auslauf haben. Die gute Zuchtgrundlage und die günstigen Haltungsbedingungen gewährleisten den Nachkommen eine gesunde und robuste Lebenskraft. Die Bruteierlieferbetriebe werden durch geeignete Kräfte des Betriebes Kathmann und auch der Landwirtschaftskammer ständig überwacht, und es ist volle Gewähr gegeben, daß nur Eier zur Ablieferung kommen, aus denen leistungsfähige und kräftige Küken schlüpfen. Die Eier aus den Bruteierlieferbetrieben werden für jeden Betrieb gesondert ausgebrütet, so daß jeder Fehler, der etwa in irgendeinem Betrieb gemacht worden ist, bei der Brut sofort erkannt wird.

Jedes Tier aus der Herdbuchzucht trägt im Betrieb Kathmann drei Kennzeichen: eine Kükenmarke, einen geschlossenen Fußring und eine große Geflügelmarke mit der

teten Brüterei des Betriebes Kathmann, die mit ihrer Kapazität von 400 000 in einer Brutperiode und 1½ Millionen Küken in einer Saison (vom Februar bis Ende Mai) die größte Brüterei Europas sein dürfte.

Es werden hier nur die Bruteier aus der eigenen Zucht des Betriebes und den Filialbetrieben, deren Eierqualität der des Hauptbetriebes nicht nachsteht, erbrütet. Jedes Ei aus der Herdbuchzucht wird nummeriert, und diese Nummer erlaubt sofort die Feststellung der Abstammung. Auch sämtliche übrigen Eier werden gezeichnet, sodaß die Herkunft auch beim Schlupf genau nachgewiesen werden kann.

Die umfangreiche Brutanlage, die in ihrer ganzen Einrichtung dem natürlichen Brutverlauf angepaßt ist, ist mit den modernsten Einrichtungen auf diesem Gebiet ausgestattet. Alles ist automatisch-elektrisch eingerichtet. Zahlreiche farbige Lampen sind überall vor den Brutkästen oder sonstwo

in den Anlagen angebracht. Sobald diese oder jene Lampe aufleuchtet, weiß die ständige Kontrolle, was sie zu tun hat, oder wo etwas fehlt. Temperatur und Feuchtigkeit werden selbsttätig reguliert. Über 500 Thermometer überwachen die Temperatur. Jede Stunde werden die Eier in den Brutkästen automatisch gewendet. Das geschieht vollkommen stoß- und erschütterungsfrei, sodaß die feinen Blutgefäße des Embryos keinen Schaden erleiden.

Frischlufft wird den Brutkästen direkt zugeführt, und zwar durch unterirdische Kanäle. Die Frischlufft wird vorher desinfiziert und gewärmt. Wenn der Strom aussetzen sollte, sind drei Notstromanlagen vorhanden, die dann den Strom liefern. Jeder Fehler bzw. jede Änderung, von der kleinsten Spannungsänderung bis zur Störung der Frischlufftzuführung oder Temperaturschwankungen usw., werden durch Licht- oder akustische Signale angezeigt. Auch nachts wird jede Änderung durch elektrische Klingelanlagen gemeldet.

Es kann sich also nichts ereignen, was auf die Küken irgendeinen ungünstigen Einfluß ausüben und sie für ihr späteres Lebensalter und in ihren Leistungen schädigen könnte.

Die Eier aus der Herdbuchzucht werden, nach Hennen getrennt, in besonderen Schlupfläden ausgebrütet. Da jedes Abteil dieser Schlupfläden nur Eier einer Henne enthält und der Stamm nur einen Hahn hat, ist die Abstammung jedes Kükens sofort festzustellen. Sobald diese Küken geschlüpft sind, werden sie abteilweise aus den Schlupfläden genommen, und die Nummer von den Eiern wird auf eine kleine Flügelmarke geschlagen, die dazu noch eine laufende Nummer erhält. Diese Flügelmarke wird den einzelnen Küken angelegt, und an ihr ist die Abstammung genau festzustellen. Da diese Methode schon lange Jahre durchgeführt wird, kann man die Abstammung durch viele Generationen nachweisen.

Täglich, besser gesagt stündlich, ist hier Schlupf, und zwar sind es viele Tausende von Küken, die täglich die Eihülle zerbrechen und ans Licht treten. Auch der Schlupf wird überwacht, und alles geht wie am Schnürchen. Jeder ist auf seinem Platz.

Erhebliche Teile der großen Anlage beruhen auf eigenen Erfindungen des Besitzers. Für seinen Feuchtigkeitsregulator hat er Patent. Wenn z. B. die Feuchtigkeit in der Brutanlage nur um 1 Prozent sinkt, sorgt

dieser Regulator dafür, daß die Feuchtigkeit sofort automatisch ergänzt wird.

Sobald die Küken geschlüpft sind, werden sie, soweit es gewünscht wird, nach dem Geschlecht sortiert, eine wichtige Aufgabe in einer großen Brüterei, die im Betrieb Kathmann nach einer seit 15 Jahren bewährten japanischen Methode durchgeführt wird, und die 90 Prozent Hennen garantiert. In der Praxis sind es sogar 95 Prozent und mehr.

Soweit die Küken verschickt werden, — und sie gehen von hier in alle Welt, — werden sie durch LKWs an die D-Zug-Stationen gebracht; teils werden sie auch abgeholt, und zum anderen Teil gehen sie in die Kükenaufzuchtställe des eigenen Betriebes.

Interessant ist noch, daß die Brut- und Schlupfresultate durch eine vollautomatische Rechenmaschine errechnet werden, und zwar in Prozenten und für jede einzelne Partie, die erbrütet wird. So hat der Betrieb immer genaue Zahlen für jede Brutpartie und auch für jeden Lieferbetrieb, für den auch eine eigene Kartei geführt wird.

So bietet, was Zucht, Haltung und Brutanlagen angeht, der Betrieb Kathmann mit Einschluß seiner Lieferbetriebe die volle Gewähr dafür, daß die Leistung an der Spitze steht und die Steigerung dieser Leistung das Ziel ist, an dem täglich hier mit Fleiß und Erfolg gearbeitet wird.

Hermann Thole.

Rätsel

Henterentent löp aower dat Feld,
Well har dor mehr Been' as Henterentent?

Daogs is he vull van Fleesk un Blaut,
Nachts jaopt he as'n Holtkrei.

Geiht'n Plattfaut aover de Brüggan,
Heff dat ganze Bedde up'n Rüggen.

Van binnen rauh, van buten rauh,
Säben Älen in'n Liewe rauh.

Achter usen Huse leeg'n ollen Ruun,
Har sick de Ribben in'n Balge verdreih.

Johanna Kröger



Das Impfstoffwerk in Friesoythe

In der durch die Kriegsgeschehnisse fast völlig zerstörten Stadt Friesoythe befindet sich ein Werk, welches weit über die Grenzen unserer engeren Heimat bekannt ist, und das gerade in der heutigen Zeit von besonderer Bedeutung ist, denn mit seiner Erzeugung dient es der Gesunderhaltung der Tierbestände und der Seuchenbekämpfung. Vor genau 20 Jahren wurde das Werk von seinem jetzigen Inhaber gegründet und ist eines der wenigen seiner Art in Deutschland. Es stellt unter der Leitung von Ärzten, Tierärzten, Chemikern und Pharmazeuten Impfstoffe und Veterinär-Sera sowie pharmazeutische Präparate her. Besonders ist es durch seine Präparate für die Aufzucht der Jungtiere bekannt geworden. — Durch die Kämpfe um Friesoythe ist das Werk schwer beschädigt worden, man sieht es den Gebäuden teils heute noch an, daß sie durch Artilleriebeschuß gelitten haben. Mit großer Energie wurden durch den Inhaber die Schäden beseitigt und das Werk wieder aufgebaut, so daß es schon in kurzer Zeit die Produktion in voller Höhe wieder aufnehmen konnte.

Kommt ein Fremder in den Gebäudekomplex, in dem sich die Laboratorien befinden, so fällt ihm zuerst eine Aufforderung auf:

„Achtung, gut die Füße abtreten!“

Die Matten im Eingang sind mit einer Desinfektionslösung getränkt, damit nicht Straßenstaub und Schmutz, der ja Millionen von Bakterien enthält, in die Laboratorien getragen wird, denn hier ist absolute Sauberkeit höchstes Gesetz. Besonders gewissenhafte Arbeit ist die erste Voraussetzung für die Herstellung der Impfstoffe und Sera. Dann kommt man in das sog. Stammlabor. Hier stehen auf Ständern übersichtlich geordnet Hunderte von Röhren, die die Erreger vieler Krankheiten enthalten, die sogenannten „Stämme“. — Sie wurden aus dem Blut kranker oder verendeter Tiere gewonnen. — Aus diesen Stämmen werden die Impfstoffe hergestellt. Hierzu dienen Nährböden in flüssiger und fester Form, die in einer besonderen Nährbodenküche, großen Räumen mit Dampfkesseln, Sterilisatoren usw., zubereitet und sterilisiert werden. Die Flaschen mit Nährböden werden mit einer Bakterienkultur beschickt, d. h. sie werden beimpft und dann einer Temperatur von 37 Grad in Brut-

schränken oder Bruträumen ausgesetzt. Die Bakterien fangen an zu wachsen und sich zu vermehren. Durch große Zentrifugen, die bei 5000 Umdrehungen in der Minute die Keime zu Boden schleudern, werden bakterienfreie Impfstoffe erzielt. Die fertigen Impfstoffe werden an Mäusen, Meerschweinchen, Tauben oder Goldhamstern geprüft.

In großen Stallungen sind die vielen Pferde für die Serumgewinnung untergebracht. — Es ist ein weiter Weg von der Bakterienkultur bis zum fertigen Serum, und die komplizierten Arbeitsvorgänge erfordern ein gut geschultes Personal. — Die Krankheitserreger werden, nachdem sie auf besonderen Nährböden gezüchtet sind, auf ihre Wirksamkeit geprüft und dann den Serum-Pferden in langsam steigenden Mengen eingespritzt. Die Tiere bilden gegen die ihnen einverleibten Bakterien Antikörper, d. s. Abwehrstoffe, also z. B. gegen Rotlaufbakterien bilden sich Rotlaufantikörper, gegen Paratyphus, Coli usw. deren Antikörper. Hat sich im Pferdeblut dann ein Höchstmaß an Antikörpern gebildet, so wird den Pferden in der Blutungshalle aus der Halsvene Blut abgenommen, das dann als Heilserum benutzt wird. — Das frische Serum muß mit einem Konservierungsmittel versetzt werden, damit es haltbar bleibt, und wird im Kühlkeller gelagert. — Einige Monate später kann es dann keimfrei filtriert werden und ist dann zur Abfüllung in Flaschen fertig. Viele Sera lagern in den Kellerräumen unter amtlichem Verschuß bis zur Freigabe durch die staatliche Prüfungsstelle, wie überhaupt das ganze Impfstoffwerk der staatlichen Kontrolle untersteht.

Im Abfüllraum werden Sera und Impfstoffe bei Beachtung größter Sauberkeit in die Gebrauchsflaschen oder Ampullen abgefüllt. Die fertigen Präparate kommen dann in den Verpackungsraum. Hier werden die Ampullen und Flaschen mit Etiketten versehen und in Kartons verpackt. Es ist ein langer Arbeitsgang, ehe eine Flasche die Reise zu den Tierärzten antreten kann.

Die Herstellung von Impfstoffen und Sera ist aber nur ein Teil des umfangreichen Fabrikationsprogramms des Impfstoffwerkes. In weiteren Laboratorien sind viele Hände mit der Herstellung von pharmazeutischen

Präparaten beschäftigt. Hier sieht man eine Salbenmischmaschine, dort eine Abfüllmaschine, mit der die fertige Salbe in Tuben abgefaßt wird. In einem weiteren Raum stehen Tablettenpressen, und in großen Trommeln werden Pulver gemischt und dann eingewogen. — Um auch bei großem Bedarf alle Bestellungen prompt ausführen zu können, ist ein großer Vorratsraum vorhanden.

Außer den fabrikatorischen Abteilungen hat das Werk auch seine wissenschaftliche

Forschungsabteilung, die u. a. eine eigene Zeitschrift, die „Friesoyther Mitteilungen“, herausgibt.

Der Betrieb ist außerordentlich interessant und vielseitig. — Durch die gute und zuverlässige Qualität seiner Erzeugnisse hat sich das Werk unter dem Namen „Friesoythe“ bei den Tierärzten des In- und Auslandes einen guten Ruf geschaffen und gibt vielen Menschen unserer Heimat Arbeit und Brot.

Die Lohner Industrie

Die Lohner Industrie geht in ihren Anfängen bis weit in das 18. Jahrhundert zurück. Damals war Lohne noch ein ländlicher Ort. Aus der Landwirtschaft wuchs ein Gewerbe, das Lohne berühmt machen sollte: die Federnfabrikation. Aus Gänsekielen wurden Schreibfedern hergestellt, und zwar im Familienbetrieb. Jahrzehnte hindurch war sie in Lohne heimisch, als Gerhard Kreymborg sie 1820 in großem Maßstabe aufnahm und sie fabrikmäßig in dem Sinne, wie wir das heute verstehen, durchführte. Sein Verdienst ist es, die erste Fabrik in Lohne gegründet zu haben.

Heute hat die Stadt Lohne 72 industrielle Betriebe neben mehr als 300 Handwerksbetrieben. Sie ist somit ein industrieller und gewerblicher Mittelpunkt in Südoldenburg. Die Geschichte und die Entwicklung dieses reichen industriellen und gewerblichen Lebens und Schaffens in den verflochtenen zwei Jahrhunderten im einzelnen darzulegen, hat auch der „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland“ sich zur Aufgabe gesetzt. Das vorliegende Material ist so umfangreich, daß eine Verteilung auf mehrere Jahre notwendig ist.

In diesem Jahre will der „Heimatkalender“ einige allgemeine Gedanken über die Grundlagen der Lohner Industrie und die charakteristischen Merkmale ihrer Entwicklung bringen.

Zwei Jahrhunderte der Entwicklung der Lohner Industrie stehen vor uns. Was sie bergen an Planungen, an Wagemut, an Arbeit, an Sorgen und Mühen, an Fleiß und Erfolgen, vermag niemand zu sagen. Rohstoffmäßig bot Lohne der Anfang des 19. Jahrhunderts nach fabrikmäßiger Produktion

strebenden jungen Industrie nichts als Gänsekielen. An die industrielle Verwertung von Weißtuff und Kies (Zementfabrikation) dachte damals noch niemand. Drei tüchtige und vorwärtsstrebende Männer: Gerhard Heinrich Kreymborg, Johann Heinrich Anton Püttmann und Johann Heinrich Krogmann, nahmen 1820, 1821 und 1825 die Schreibfedernfabrikation auf, und Lohne versorgte bald weite Teile Deutschlands und auch Teile des Auslandes mit Schreibfedern. In manchen Jahren waren es mehr als 15 Millionen Stück, die von Lohne aus in die Welt gingen. Selbst der Reichskanzler Fürst Bismarck schrieb mit Federspulen, die aus einer Lohner Fabrik stammten. Neben den Schreibfedern wurden in den genannten drei Fabriken noch Oblaten (zum Briefverschließen) und Siegellack hergestellt. Man mag heute sich mit einem gewissen Lächeln an die damaligen Schreibfedern aus Gänsekielen erinnern, aber ohne sie ist die spätere Entwicklung der Lohner Industrie nicht zu denken. Nicht nur die Schreibfedern gingen in die weite Welt, bis nach Prag, Holland, Frankreich, Amerika und sogar nach den Philippinen, auch die tüchtigen Lohner Fabrikanten dieser ersten Periode waren oft Monate, oft länger als ein Jahr auf Reisen, und diese Männer waren es, die einmal im gegebenen Augenblick die Möglichkeiten zum Aufbau neuer Industriezweige erkannten und in die Tat umsetzten. Diese Männer sind alle, ohne Ausnahme, aus der Landwirtschaft oder dem Handwerk gewachsen. Sie brachten für ihre Aufgabe mit Fleiß und Sparsamkeit, Streben nach vorwärts, Energie, Tatkraft, Zähigkeit und Mut, Eigenschaften, die auch heute noch



in der Lohner Industrie bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern, lebendig sind; denn auch in den verflossenen Jahrzehnten bis in die neueste Zeit sind, wie früher, industrielle Betriebe aus kleinen Anfängen gewachsen. Von der Federspule zur Pinsel- und Bür-



Gerhard Heinrich Kreymborg

stenfabrikation führt ein gerader Weg. Die Zigarren- und Korkenfabrikation von Bremen bzw. Delmenhorst her in Lohne heimisch zu machen, und in der Korkenindustrie Lohne führend werden zu lassen in der gesamten Bundesrepublik, ist das Verdienst jener weitsichtigen Männer. Mit der Aufwärtsentwicklung der Landwirtschaft eng verbunden sind die Maschinenfabriken, mit dem Aufbau der Veredelungswirtschaft (vor allem der Schweinemast) die Versandschlachtereien und Wurstfabriken, mit der starken Ausweitung der Geflügelzucht und -haltung die Kartonagen- und Eierkistenfabrikation und die Fabrikation von Schirmglucken usw. Lohne hatte die Männer, die dieser wirtschaftlichen Entwicklung Rechnung trugen.

Ein besonderes Charakteristikum der Lohner Industrie ist ihre Vielseitigkeit als Spezialindustrie. Nach der aus dem Jahre 1951 stammenden Aufstellung der Stadtverwaltung Lohne bestanden dort folgende Industriebetriebe: 24 Korkenfabriken, 7 Pinsel- und Bürstenfabriken, 2 Maschinenfabriken, 5 Torfstreifefabriken, 6 Zigarrenfabriken, 5 Betriebe zur Herstellung von Zementwaren, 1 Kunststoffpresserei, 1 Juteweberei, 2 Betriebe zur Anfertigung von

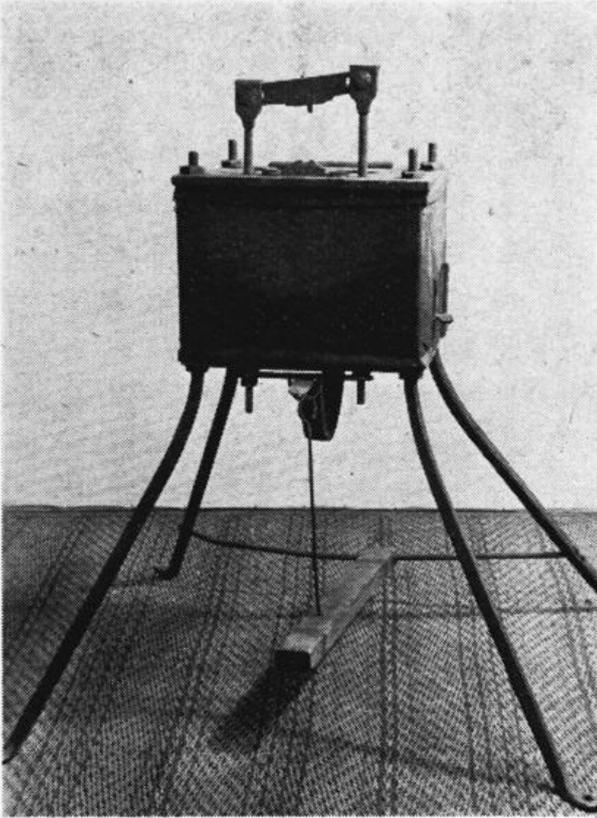
Arbeits- und Berufskleidung, 1 Versandschlachtereier, 1 Pappenverarbeitungswerk, 3 Likörfabriken, 1 Lederfabrik (Gerberei), 2 Sägewerke, 1 Mineralwasserfabrik, 2 Brennereien, 2 Ziegeleien, 1 Tüten-, Beutel- und Einschlagpapierwerk.

Aus dieser Übersicht ergibt sich zugleich ein weiteres Charakteristikum der Lohner Industrie: Ihre starke Abhängigkeit von ausländischen Rohstoffen. Das gilt vor allem für die Betriebe der Korken-, Pinsel-, Bürsten- und Zigarrenindustrie. Wie kam diese Industrie nach Lohne? Diese Frage kann nur beantwortet werden, wenn man ein drittes Charakteristikum der Lohner Industrie mitbehandelt, nämlich ihre Weltweite. Die Lohner Industrie war im ersten Jahrhundert in großem Umfange Exportindustrie. Sie hatte damals sogar eine große Zahl von Filialen im Auslande, sogar in Übersee. Es ist bereits erwähnt worden, daß in der Blütezeit der Lohner Federnfabrikation viele Lohner aus dem industriellen Leben persönlich alle Gebiete unseres deutschen Vaterlandes und auch ausländische Verhältnisse kennen lernten und von dort



Johann Heinrich Krogmann

viele Anregungen mit in die Heimat brachten. Besonders in den Jahren, als mehr und mehr sichtbar wurde, daß die Schreibfedernfabrikation keine Zukunft mehr hatte, hielten sie draußen überall Ausschau nach neuen industriellen Möglichkeiten. Da sie



Federposenmaschine

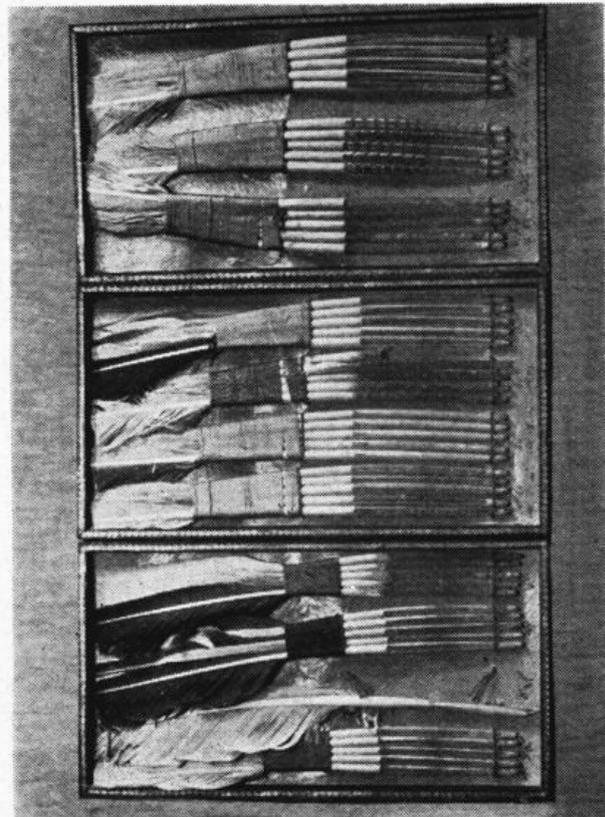
stets gezwungen waren, die wirtschaftliche Entwicklung genau zu verfolgen, waren sie im Erkennen dieser Möglichkeiten geschult. So führten die Gebr. Krogmann 1861 die Pinsel- und Bürstenfabrikation ein. Die Firma Gebr. Kreymborg nahm 1845 unter Meister Friedrich August Clodius die Tabak- und Zigarrenfabrikation auf, die Friedrich August Clodius 1851 in eigener Firma aufnahm und zu großer Blüte führte. Die Inhaber der Firma Gebr. Krogmann, Krogmann und Bramlage, führten 1842 die Korkenherstellung ein, die Bramlage ab 1847 unter eigener Firma im Großen weiterführte.

Aus dem Gesagten ergibt sich klar, daß die wichtigsten Lohner Industriezweige durch die Inhaber der Lohner Schreibfedernfabriken in Lohne heimisch gemacht wurden.

Die Lohner Industrie ist, trotzdem sie heute den modernsten Anforderungen entspricht, bodenverbunden geblieben bis heute und zwar durch die Menschen, die in ihr arbeiten. So war es vor mehr als 100 Jahren, und so ist es heute. Ob aus Bauern- oder Heuerlingsfamilien oder aus Handwerkerfamilien, die Männer, die damals die Lohner Industrie grundlegten, kamen allesamt aus ländlichen Familien, in denen Fleiß und Strebsamkeit und Sparsamkeit, Zähigkeit

und Tatkraft zu Hause waren. Die Arbeitskräfte für die Industrie kamen zumeist aus Heuerleutefamilien, aus denen oft Vater und Sohn oder Vater und mehrere Söhne nach Lohne in die Fabriken gingen. Dabei blieben sie Heuerleute, die ihren Acker bestellten und ihre Hilfe leisteten. Sie blieben und sind auch heute noch zum größten Teil bodenständig, entweder als Heuerleute oder als Eigenheim-Siedler, und dieses Streben nach Haus und Garten, dieses Streben nach Bodenverbundenheit zeichnet die Lohner Arbeiterschaft — wie die Beispiele beweisen — noch heute aus. Der größte Teil der Lohner landwirtschaftlich genutzten Fläche ist nicht von bester Bonität; er forderte, früher noch mehr als heute, Arbeit, Arbeit und Schweiß. Und diese Arbeit wurde geleistet von jung und alt, und sie wird heute geleistet. Dieser Wille zur Arbeit ist daher seit vielen, vielen Generationen in der ganzen Südoldenburger Landwirtschaft vererbt, und er ist auch der Lohner Industrie zugute gekommen.

Die Geschichte der Lohner Industrie ist die Geschichte wirtschaftlichen Lebens und darum auch wirtschaftlichen Ringens und Kämpfens, eine Geschichte von Siegen und Niederlagen. Niemand glaube, daß der Weg,



Packungen Schreibfedern aus Gänse- und Schwanenfederkielen

den sie durch zwei Jahrhunderte ging, leicht war; niemand glaube, daß sie von Not und Krisen verschont blieb; niemand glaube, daß, was Planung und Arbeit, was Fleiß und Mühen säten, auch immer reiche Frucht getragen hätte! Nein, so war es nicht. Die Geschichte der Lohner Industrie ist eine Geschichte des Kampfes, aber sie ist auch eine Geschichte des Aufstiegs, weil Mut, Tatkraft und Zähigkeit, fachliches Können und kaufmännisches Wissen, gepaart mit dem Fleiß und dem Arbeitswillen und auch der Opferbereitschaft aller Mitarbeiter, die Krisenzeiten und Schwierigkeiten überwandten und den Weg zum weiteren Aufbau, zum Erfolg freimachten. Wenn hier von Opferbereitschaft gesprochen wird, so geschieht das bewußt. Das Wort Betriebsgemeinschaft ist ein Wort, das einen großen und tiefen Sinn hat; eine Betriebsgemeinschaft aber, die keine Opfergemeinschaft sein will, hat diesen großen und tiefen Sinn verloren. In der Lohner Industrie hat diese rechte Betriebsgemeinschaft seit jeher bestanden in der Praxis, ehe man diesen Begriff überhaupt geprägt hat. Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist hier nie so gewesen, als ob diese beiden Begriffe natürliche Gegensätze seien, im Gegenteil. Wenn es nötig war, haben beide geopfert, um das gemeinsame Große zu erhalten, den Betrieb. Haben nicht noch im Jahre der Währungsreform Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Lohne vielfach ihre Kopfquoten zusammengelegt, um Rohstoffe zu beschaffen, damit der Betrieb produzieren konnte? Möge dieser Geist der Gemeinschaft, der an der Wiege der Lohner Industrie stand, der sie durch zwei Jahrhunderte beseelte, auch in Zukunft immer erhalten bleiben!

Und ein anderes ist noch hinzuzufügen: Die Tatsache, daß das Wort Leistung und das Wort Qualitätsarbeit in der Lohner Industrie immer oben an standen. Immer, wenn neue Spezialindustrien aufgebaut wurden, waren es entweder tüchtige Meister, die an ihrer Wiege standen, oder man holte die tüchtigsten Männer auf dem entsprechenden Fachgebiet heran, und sie wurden die Lehrer für diejenigen, die nun ihre Arbeit aufnahmen und Mitarbeiter wurden. Der echte Geist handwerklichen Schaffens blieb in der Lohner Industrie lebendig, und die Qualität ihrer Produkte begründete ihren Ruf, den sie hatte und den sie heute hat.

Hermann Thole

Nao Hus

Nao Hus — so klingt't van Telt tou Telt,
Dei eene röpt den annern tou:
Dat geiht nao Hus, nao Kind un Frou!

Nao Hus — so flüstern Toug un Twigen,
Dat wispert lies van Boom tou Boom,
Mi is dat alles wie in'n Droom.

Nao Hus — so springt dat öwern Draoht
Un flügg herut in't wiede Feld,
Dei Vöögel dreegt et in dei Welt,
Use schönste Wort: Nao Hus!

Franz Fortmann-Löningen.

Bastlösereim

Zip, zap, ziepe,
Wänner geihst du los?
Tauken Jaohr üm düsse Tied,
Wenn alle Väägel Eier legget,
Dann bin ick riep,
Ziep, ziep, ziep,
Dann bin ick riep.

Johanna Kröger

Tierreim

Stork, Stork, Langebeen,
Ick heff di Vaogel lange seen,
Bi Dinklaoge upp de Klinken,
Bi Lohn upp'n Bohm,
Bi Baoken upp'n Staoken,
Bi Lutten up de Mutten,
Bi Eite upp de Treite,
Bi Vechte kump he terechte.

Johanna Kröger

Im Moor

Wenn die Birkenbäume hier nicht wären,
und dort drüben jener kleine Bach,
ständest du in einem allzu leeren
und trostlosen Raum. — Wer würde nach
einem Abendgange hier begehren?

So jedoch erfüllt der frische Duft des Laubes
und der Knospen alles. Und die Wellen
singen manches Liedchen für dein taubes
Ohr. Und zarte Zweige von den hellen
Birken schmiegen sich an dich wie Hände
eines Menschen, die dich trösten wollen
und zu einem guten Ende
führen sollen . . .

Heinz von der Wall

INHALTSVERZEICHNIS

| | Seite | | Seite |
|--|-------|---|-------|
| Zum Geleit, von dem Vors. des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Landtagsabg. Leo Reinke | 3 | Heimkehr, von Dr. Friedr. Castelle, Burgsteinfurt | 77 |
| Vorwort des Herausgebers, von Museumsdirektor Dr. Ottenjann, Cloppenburg | 5 | Das Molberger Vesperbild, von Dr. Heinrich Ottenjann, Cloppenburg | 79 |
| Kalendarium | | Bernd Erkenbölincks Brautfahrt, von Dr. Friedrich Castelle, Burgsteinfurt | 82 |
| Der tiefere Sinn der Heimatbewegung, von Kaplan Franz Morthorst, Cloppenburg | 30 | Autopanne, von Kaplan Franz Morthorst, Cloppenburg | 83 |
| Landvolk und Heimatbund, von Landw.-Rat Bernard Kruse, Damme | 32 | Essener Erntebrauche in alter Zeit, von Lehrerin a. D. Johanna Kröger, Essen | 84 |
| Museumsdorf Cloppenburg 1922—1952, von Museumsdirektor Dr. Ottenjann, Cloppenburg | 35 | Landschaftsbild im Wandel der Zeiten, von Forstmeister Walter Hulverscheidt, Ahlhorn | 86 |
| Aobendgebet, von cand. phil. Heinz von der Wall, Hemmelte | 37 | De verdreihete Scheper, von Kaplan Franz Morthorst, Cloppenburg | 87 |
| Eine kleine Garnison, von Schriftstellerin Elisabeth Reinke, Vechta | 38 | Bodenschätze im tiefen Untergrund des Oldenburger Münsterlandes, von Museumsdirektor Dr. habil. Wolfgang Hartung, Oldenburg | 88 |
| Kiek wedder in, von cand. phil. Heinz von der Wall, Hemmelte | 44 | Über die Auflockerung der Ortslage bei Verkoppelungen, von Oberregierungs- und Vermessungsrat Fritz Diekmann, Oldenburg | 92 |
| Die Kirchenbücher im Offizialatsbezirk Oldenburg, von Ministerialrat i. R. Franz Teping, Vechta | 45 | Dei Wedde, von Bernard Becker, Cloppenburg | 93 |
| Das Archiv des Kreisamtes Vechta, von Staatsanwalt Konrad Händel, Manheim-Waldhof | 47 | Teilung der Ahausener, Essener und Brokstreeker Mark, von Dr. Otto Harms, Oldenburg | 94 |
| Das Cloppenburger Stadtarchiv, von Rektor Bernhard Riesenbeck, Emsdetten | 52 | Selter Leid, von Pfarrer Wilhelm Schulte, Scharrel † | 96 |
| Das große Mühlensterben, von Dr. Ottenjann, Cloppenburg | 52 | Der Meierhof Gr. Beilage in Osteressen und seine Geschichte, von Stud.-Rat Otto Terheyden, Vechta | 97 |
| Die Entdeckungsreise in das Saterland im Jahre 1799, von Ministerialrat a. D. Hermann Rothert, Münster | 56 | Burg Dinklage, von Stud.-Rat Dr. Burwinkel, Cloppenburg | 102 |
| Sommerfrühe, von Hauptschriftleiter Hermann Thole, Vechta | 59 | Kindervesper in Cloppenburg, von Schriftstellerin Elisabeth Reinke, Vechta | 103 |
| Pingel Hincken, von Konrektor Johannes Ostendorf, Lohne | 60 | Dai Spaorsaomkeit, dai sitt daor inne, as'n Zapp in Holt, von Bernard Becker, Cloppenburg | 105 |
| Letzter Weg, von Hauptschriftleiter Hermann Thole, Vechta | 63 | Heimatkundliches Zahlenrätsel, von Dr. Paul Clemens, Cloppenburg † | 106 |
| Der Dümmer, von Ministerialrat Richard Tantzen, Oldenburg | 64 | Die Bäuerin, von Erna Graffe, Vechta | 107 |
| Der Dümmer, ein wahres Vogelparadies, von Lehrer Heinrich Schürmann, Damme | 65 | Vechta als Münzstätte, von Dr. Peter Berghaus, Münster | 108 |
| Verwaltung und Justiz im Münsterlande, von Oberkreisdirektor Kurt Hartong, Cloppenburg | 68 | Dat Verküllen, von Bernard Becker, Cloppenburg | 110 |
| Analphabet wird Millionär, von Prof. Dr. Georg Reinke, Vechta | 70 | Ein Rosenkranz aus dem Museumsdorf Cloppenburg, von Gisliind Ritz, München | 111 |
| Die Muttergottes von Bethen, von Dr. Hans Eickel, Münster | 71 | Bischöfe des Oldenburger Münsterlandes, von Hauptlehrer i. R. Franz Ostendorf, Langförden | 115 |
| Für uns, von Hauptschriftleiter Hermann Thole, Vechta | 73 | Kleine Marienmelodie, von Schriftsteller Karl Bunje, Cloppenburg | 119 |
| Das Telgter Gnadenbild in der Volkskunst, von Stadtrat Dr. Paul Engelmeier, Münster | 71 | Dai Meerschumkopp, von Bernard Becker, Cloppenburg | 120 |



| | Seite | | Seite |
|--|-------|--|-------|
| Das Museumsdorf in Cloppenburg im Schnittpunkt der beiden großen Kulturen Nordwestdeutschlands, von Dr. Heinrich Ottenjann, Cloppenburg | 121 | Buernstuten, von Hauptlehrer a. D. Georg Vogelpohl, Vechta | 144 |
| De neie Organist, von Kaplan Franz Morthorst, Cloppenburg | 122 | Winterabend in Werwe, von Mittel- schullehrer Constanz Vogel, Lönigen . | 144 |
| Aus dem heimischen Handwerk, von Alwin Schomaker, Langenteilen | 123 | Herbstgang durch das Moor, von cand. phil. Heinz von der Wall, Hemmelte . . | 145 |
| Vom Hütejungen zum Bankdirektor, von Prof. Dr. Georg Reinke, Vechta | 125 | Hört, ihr Herren, von Staatsanwalt Kon- rad Händel, Mannheim-Waldhof | 147 |
| Achtern Stickel, von Mittelschulrektor Franz Fortmann, Lönigen | 126 | Den Auftrag genau utführt, von Bernard Becker, Cloppenburg | 147 |
| Ein Bauernhaus aus dem 16. Jahrhun- dert, von Gerhard Eitzen, Lüneburg . . | 127 | Rög' mi nich an, von Studienassessor Josef Hürkamp, Dinklage | 148 |
| Ein aktenmäßig verbürgter Grundriß eines sog. niedersächsischen Bauern- hauses, von Dr. Heinrich Ottenjann, Cloppenburg | 130 | Dei Löninger Klocken un dei Düwels, von Mittelschulrektor Franz Fortmann, Lönigen | 150 |
| Dat Verspräken, von Bernard Becker, Cloppenburg | 132 | Plattdeutsche Sprichwörter, von Elisa- beth Reinke, Vechta. und Lehrerin i. R. Johanna Kröger, Essen i. O. | 151 |
| Ein heimatkundlicher Ausflug, von Dr. Paul Clemens †, Cloppenburg | 133 | Immen, von stud. phil. Heinz von der Wall, Hemmelte | 152 |
| Der bronzezeitliche Hortfund von Reth- wisch, von Dr. Otto Friedrich Gandert, Berlin | 136 | 25 Jahre Mustergeflügelhof Kathmann, von Hauptschriftleiter Hermann Thole, Vechta | 153 |
| Im Garten bei den Bienen, von Lehrer Aloys Keller, Essen | 139 | Rätsel, von Lehrerin i. R. Johanna Kröger, Essen i. O. | 155 |
| Postgerd, von Mittelschullehrer Constanz Vogel, Lönigen | 140 | Das Impfstoffwerk in Friesoythe | 156 |
| De noble Friseurladen, von Kaplan Franz Morthorst, Cloppenburg | 141 | Die Lohner Industrie, von Hauptschrift- leiter Hermann Thole, Vechta | 157 |
| Eine Reise nach Amerika, von Staats- anwalt Konrad Händel, Mannheim- Waldhof | 142 | Nao Hus, von Mittelschulrektor Franz Fortmann, Lönigen | 160 |
| Schlehen, von Karl Bunje, Cloppenburg . | 143 | Im Moor, von Heinz von der Wall, Hemmelte | 160 |
| | | Bastlösereim, von Johanna Kröger, Essen i. O. | 160 |
| | | Tierreim, von Johanna Kröger, Essen i. O. | 160 |

Berichtigungen

Seite 65 in der 6. Zeile von unten rechts muß es heißen: „Starenschwärme“. Seite 80/81 in der Bildunter-
schrift muß es heißen: „Aus dem Heimatbuch Telgte von Engelmeier“. Seite 103 in der 7. Zeile von unten
rechts muß es heißen statt darf „drauf“. Seite 107 Autor des Zahlenrätsels ist Dr. Paul Clemens †. Seite 149
in der 18. Zeile von unten rechts muß es heißen statt Staubbeutelbemütze „Staubbeutelmütze“, in der 10. Zeile
von unten rechts muß es heißen statt als „an“. Seite 150 in der 18. Zeile von unten rechts muß es heißen
statt dat „at“.

Schäfers' Hotel

Bahnhofstraße 2

HOTEL · RESTAURANT · BIERSTUBE · WEINZIMMER
TAGUNGS- UND GESELLSCHAFTSRÄUME

Telefon 484

Cloppenburg (Oldb)



JOSEF
MIDDENDORF

VECHTA (OLDB)

Gegründet 1855

Telefone 413 und 617



Lebensmittel-Großhandlung
Kaffee-Großrösterei



Weizen- und Roggenmehle erster Mühlen · Sämtliche
Futtermittel · Brennmaterialien · Spirituosen und Weine
erster Firmen · Brennspritus für Apotheken, Drogerien
und zugelassene Verkaufsstellen



Bernhard Bergmann

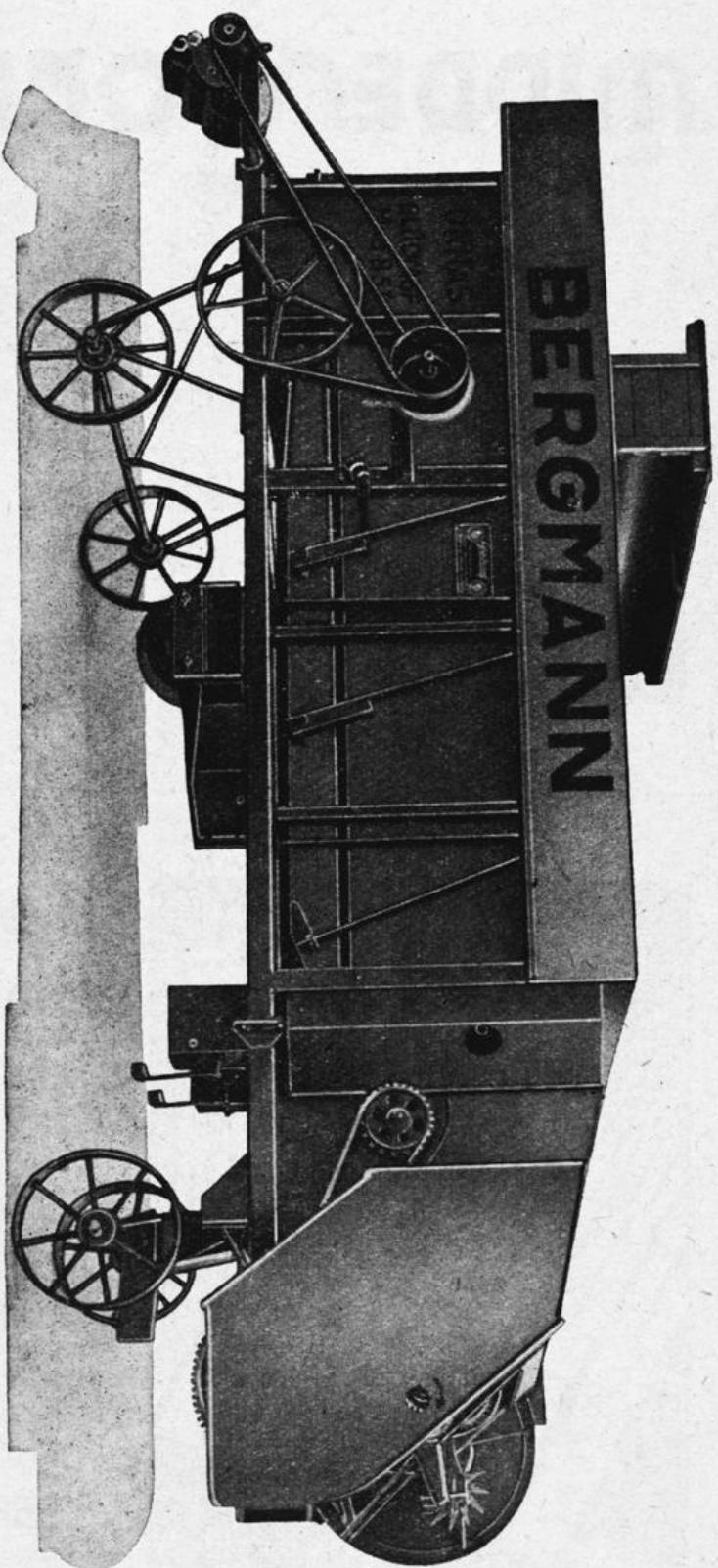
Holz / Sperrholz
Furniere / Baustoffe
Zementwarenfabrik

STEINFELD (OLDB)

Postfach 2

Fernsprech-Anschluß Nr. 232





Bergmann »Glückauf« Dreschmaschinen

arbeiten hervorragend gut und sind lange Jahre ohne Reparatur bester Helfer des Bauern
Verlangen Sie Angebot und kostenlose Vorführung

Maschinenfabrik **L. BERGMANN, GOLDENSTEDT (OLDB)** Fernsprecher 128

SPREDA-KELLEREI

Dr. Hermann Siemer

Spreda-Vechta, Tel. Vechta 275

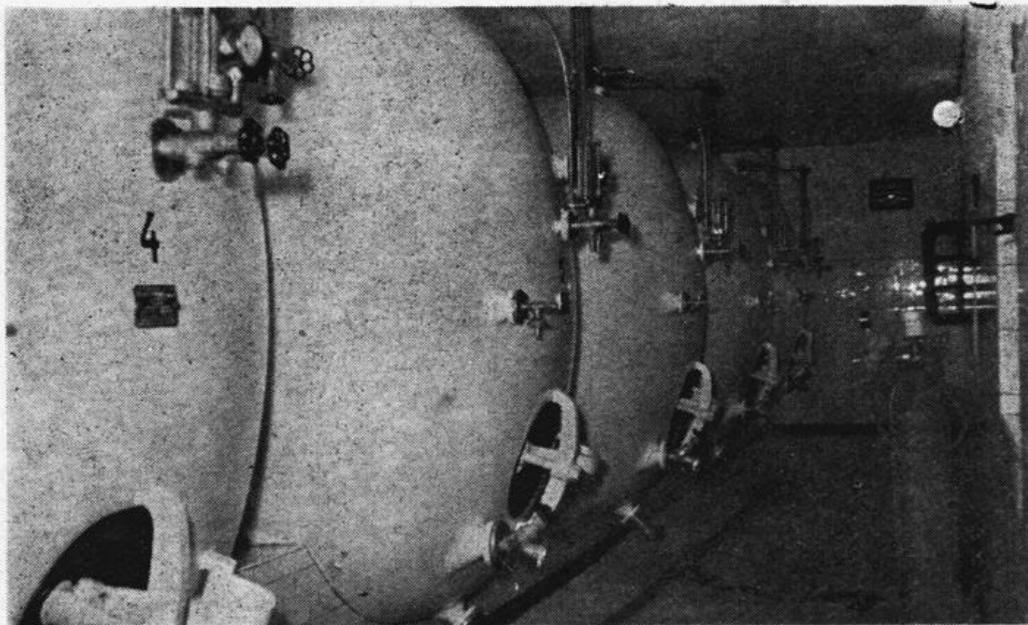
Fordern Sie Angebote in:

Apfelsaft, naturrein

Weine · Spirituosen



Eigene Likörfabrik und Apfelweinkellerei



Teilansicht des Lagerkellers, in welchem Apfelsaft nach dem neuesten Verfahren unter Kohlensäure-Druck gelagert wird.

25 Jahre

Muster-
geflügelhof



50 Jahre

Geflügel-
zucht

MUSTERGEFLÜGELHOF

L. Kathmann, Calveslage

über Vechta (Oldb)

Fernsprecher 481

Anerkannte Herdbuch- und Vermehrungszuchten für
schwere weiße Leghorn und rebhuhnfarbige Italiener

Stammzuchten in erstklassigen
kennfarbigen Italienern u. New Hampshires

LEHRWIRTSCHAFT

Kathmann
Eintagsküken

Kathmann
Junghennen

und

Kathmann-Herdbuchhähne

sind ein Begriff für hervorragende Qualität

Kathmanns Futtermittel, erstklassig in Qualität, zweckmäßig
in der Zusammensetzung und unübertroffen preiswert



Mit meinen modernsten Omnibussen reisen Sie bequem, sicher, schnell und preiswert.

Schulen, Vereinen, Behörden und sonstigen Reisegesellschaften stehe ich zur Beratung jederzeit zur Verfügung.

Ich empfehle:

- 1 55-Sitzer (*Lohner-Express*)
- 2 50-Sitzer (*Büssing-Trambus und Mercedes*)
- 2 34-Sitzer (*Borgward-Luxus-Omnibusse*)
- 1 30-Sitzer dazu ein 33-Sitzer und ein 40-Sitzer Anhänger

Sämtliche Fahrzeuge haben Rundfunk- und Lautsprecheranlagen. Die Innenausstattung, die dem neuesten Stande des Fahrzeugbaues entspricht, sowie die vorzüglich gepolsterten Sitze gewähren jedem Fahrgast eine angenehme Reise.

Wegen des bekannten großen Andranges im Frühjahr und Sommer empfehle ich, sich rechtzeitig eines der obigen Fahrzeuge zu sichern.

Empfehle außerdem meine 4- und 5-Sitzer Personenwagen.

Schomakers Gesellschaftsfahrten

Telefon 216

LOHNE (OLDB)

Telefon 216



Es lohnt der Weg zu . . .

Ihrer Einkaufsstätte für

**Damen-, Herren- und Kinderbekleidung
Kleiderstoffe, Aussteuerartikel, Gardinen
Teppiche und Läufer**



Gebr. Leffers

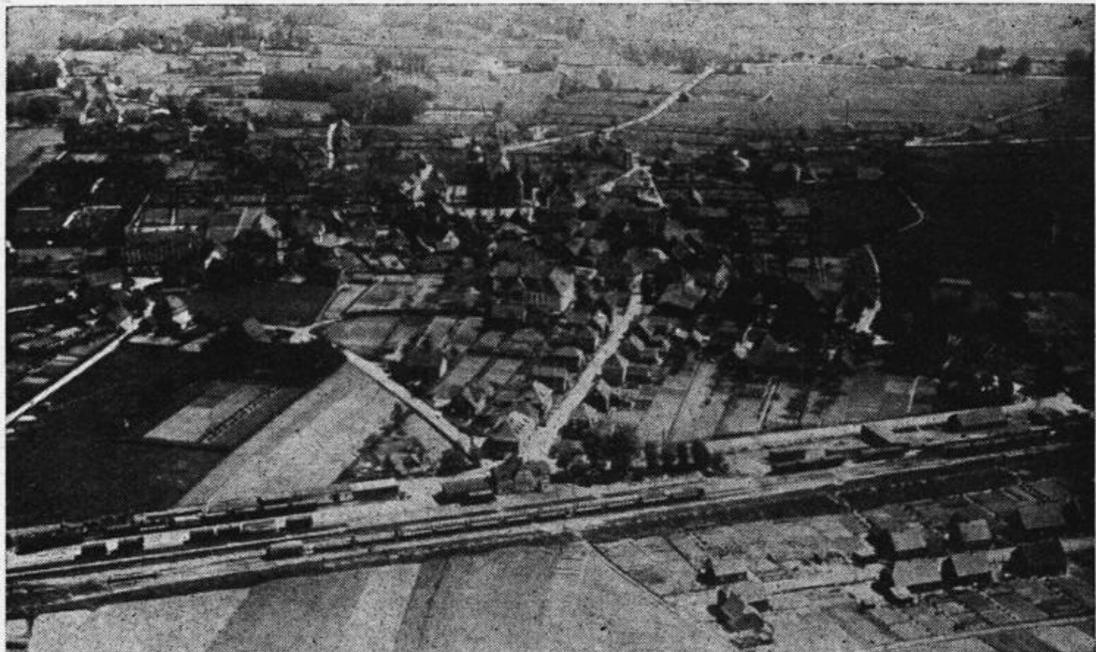


LOHNE (OLDB)

I H R T E X T I L H A U S

in dem Sie preiswert kaufen, fachmännisch beraten und gut bedient werden

DAMME · DÜMMER · DERSAGAU



Besucht den Luftkurort Damme

Verkehrs- und Verschönerungsverein Damme · Fernruf 437

Das bedeutendste Ereignis der Geschichte der Stadt Wildeshausen, die Hinrichtung des Bürgermeisters Lickenberg auf dem Marktplatze, und wie es dazu kam, wird nach den Urkunden getreu und spannend dargestellt in dem Buche

VERFEMTE HEIMAT

Historische Erzählung von FRITZ STRAHLMANN

Mit einem Faksimile der gedruckten Achtserklärung über Wildeshausen durch das Femgericht zum Eichholz bei Recklinghausen im Jahre 1529

Preis des Buches in Ganzlw. 6,60 DM, in Halblw. 5,70 DM

Durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Oldenburger Verlagshaus „Lindenallee“, Oldenburg (Oldb), Lindenallee 12

CONCORDIA

HANNOVERSCHE FEUER-VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT a.G.



FEUER-STURM-EINBRUCHDIEBSTAHL-GLAS-U. LEITUNGSWASSERSCHADEN-HAFTPFLICHT-UNFALL-U. KRAFTVERKEHRS-VERSICHERUNG

BEZIRKSDIREKTION **Franz Hellmann, Damme (Oldb)**
Postfach 1 Fernruf 416



Versicherung ist Vertrauenssache,
daher Ihre Versicherung
dem Versicherungsfachmann!

ASSEKURANZ - VERMITTLUNG
Franz Hellmann, Damme (Oldb)
Versicherungen aller Art

ARNOLD MEYER

HÄCKSELWERK · STROHVERSAND · SAATGUT-VEREDELUNGSANLAGE
DÜNGEMITTEL · GETREIDE · FUTTERMittel · SAATEN · KARTOFFELN

GOLDENSTEDT (OLDB) / FERNSPRECHER 162





Franz Werner

Weinkellerei / Weingroßhandlung

Spirituosen- und Likörfabrik

CLOPPENBURG

Eschstraße 10/13

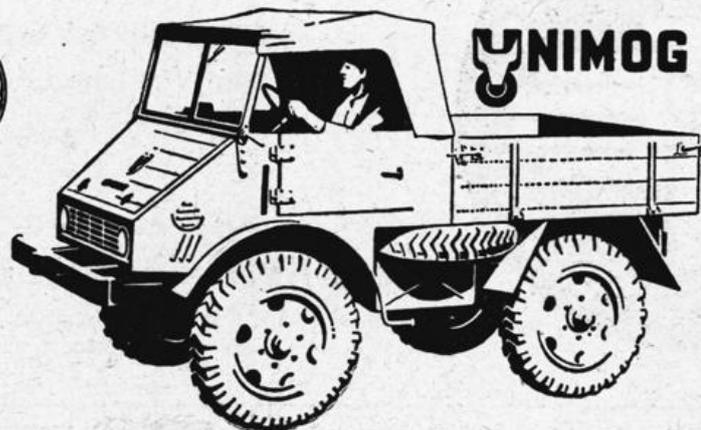
Gegründet 1825

Fernruf 2385

Werners Weinstuben

DAS GEDIEGENE WEINLOKAL
CLOPPENBURG

Eschstraße 10, Fernruf 2385



Arbeitsmaschine / Schlepper und Transporter

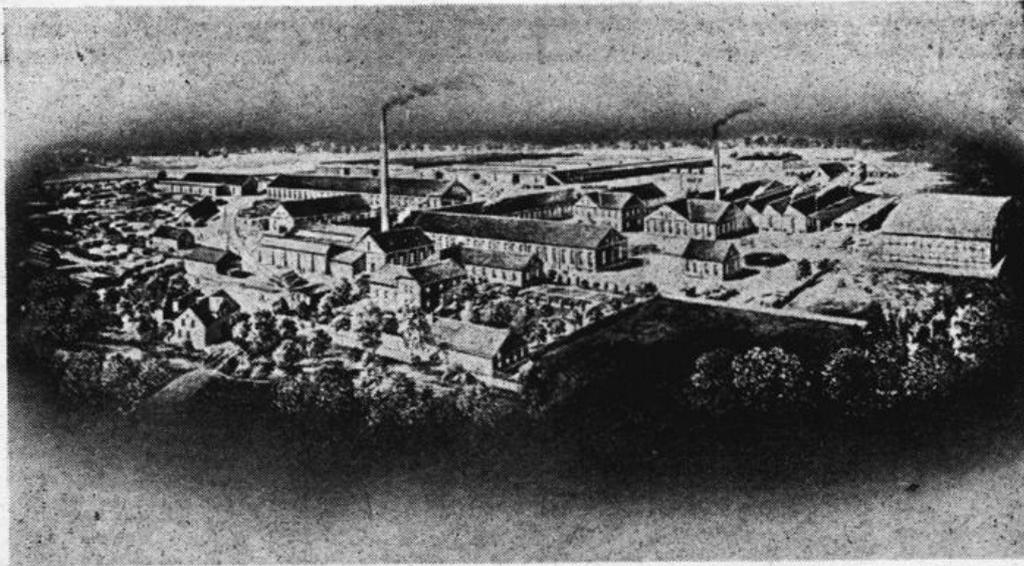
Ein Erzeugnis der DAIMLER-BENZ-WERKE

Wilh. Debring jun., Vechta (Oldb)

FERNSPRECHER 520

Zylinder- und Kurbelwellen-Schleiferei





Dreschmaschinen

in allen Größen
und Ausstattungen
liefert prompt

B. HOLTHAUS A.-G.

Maschinenfabrik

DINKLAGE (OLDB)

DEUTSCHE ASBESTZEMENT-AKTIENGESELLSCHAFT · HAMBURG · BERLIN · TÖNNING

DIE QUALITÄTSMARKEN

Eternit

seit 50 Jahren

Wellplatten, Dachplatten, Tafeln,
Regenrinnen- und Fallrohre,
Abgas- und Entlüftungsrohre,
Kabelrohre, Formstücke,
Glanzgranitwandplatten, 14 Farben

Internit

die stabile Bauplatte

biegsam und stoßfest, für Decken,
Wände, Türen, 2, 3, 4, 6 mm stark
Plattengröße: 2500 x 1200 mm

floorbest

der ideale Fußboden

20 Farben, dauerhaft,
fußwärm, elastisch, staubfrei,
schnell zu verlegen, leicht zu pflegen

Eternit
VERTRIEB

Badde & Sudendorf-Cloppenburg i.O.

GEGRÜNDET 1884 · BAUSTOFFGROSSHANDLUNG · FERNSPR.: 116 UND 117





